August Lewald,

Warschau.

Bei Hoffmann und Campe sind erschienen:

Benjamin. Ein Roman aus der Mappe eines tauben Malers. 1. Thl. Mit 12 Charakterbildern, erfunden und radirt vom Herausgeber. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bolivar's Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von seinem General-Adjutanten Ducoudray-Holstein; die Charakterschilderung und Thaten des südamerikanischen Helden, die geheime Geschichte der Revolution in Colombia und ein Sittengemälde des colombischen Volkes enthaltend. Deutsch bearbeitet von C. R. Röding. 2 Thle. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Briefe aus Paris, geschrieben während der großen Volkswoche im Juli 1830 von einem deutschen Augenzeugen an seinen Freund in Deutschland. 8. 12 Gr.

Heine, H., Reisebilder. 3 Thle. 8. 5 Thlr. 8 Gr. Velinp. 6 Thlr. 8 Gr.

Heine, Nachträge zu den Reisebildern. 8. 1 Thlr. 16 Gr. Velinp. 2 Thlr.

Immermann, C., Tulifäntchen. Ein Heldengedicht in 3 Gesängen. 8. 20 Gr.

Maltitz, Freihr. G. A. v., das Pasquill. Schausp. 8. netto 15 Gr.

Raupach, Dr. E., Schauspiele und Trauerspiele. 1. Bd. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Derselbe, Die Schleichhändler. Lustsp. 8. 1 Thlr.

— — Die Tochter der Luft. Myth. Tragödie. 8. 1 Thlr.

Warſchau.

Ein Zeitbild

von

Auguſt Lewald.

Hamburg, 1831.
Bei Hoffmann und Campe.

150. N.

BIBLIOTHECA
REGLA
MONACENSIS.

Die nachfolgende Skizze iſt den hinterlaſſenen Papieren eines Freundes entlehnt; ich habe Sorge getragen, die Namen der Perſonen zu verändern.

L.

„Gib mir eine Geliebte, gib mir einen Gott,
Gib mir ein Vaterland. Ich fordere ja so wenig;
Gib mir ein kleines, nur ein ganz kleines Vater-
land!.....“

Börne's gesammelte Schriften.
4ter Theil.

1.

Meine Eltern waren Polen und hatten ſich in Preußen angekauft; ich erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo ich das Land ſehen ſollte, aus dem ich ſtammte, und wohin mich eine glühende Sehnſucht zog. Zwar wußte ich, daß dort nicht „Goldorangen aus dunkelm Laub" mich anlächeln, und „trauernde Marmorbilder" fragend auf mich blicken würden — ich hatte erfahren, wie das Land meiner Sehnſucht beſchaffen war, ich kannte ſeine Geſchichte, und wußte aus der mündlichen Beſchreibung meines Vaters, daß der große Sobieski

auf der Brücke von Lazenka drohend herabblicke, und nicht blos den Säbel zu zücken ſcheine auf die Türken unter ſeinem bäumenden Roſſe, ich wußte, daß der ſchöne, kräftige Menſchenſchlag eines andern Looſes werth, einer andern Ausbildung fähig ſein könnte. Ich wußte dies Alles, und zog mit einem Herzen voll Liebe und Bedauern über den Narew.

Der Pole iſt von ſeinem Nachbar, dem Litthauer (nicht Lette, der an Lieflands Küſte wohnt), ſehr unterſchieden. Dieſer kurz, gedrungen, mit vorſtrebendem Geſicht, nicht ſelten mit krauſem, ſchwarzem Haare, das widerſtrebend aus der Pelzmütze ſich hervorſträubt, mit kleinen, lebendigen Feueraugen; Jener hingegen meiſtentheils ſchlank, mit langen, weichen, dunkelblonden Haaren, blauen Augen und regelmäßigen Geſichtszügen. Die kleinſten Füße und die ſchönſten Zähne findet man bei den Polen, und dieſe Zierden weiß oft der ſchmutzigſte Leibeigene geltend zu machen.

Es war tief in der Nacht, als ich Nieporent, die letzte Station vor Warschau, verließ. Der offene Schlitten, der scharfe Wind, das Schneegestöber, die Wölfe im Walde, nichts konnte meinen glühenden Phantasieen Einhalt thun. Ich schloß die Augen und träumte mich in Warschau, ich öffnete sie und sah es vor mir liegen mit seinen Thürmen und Kuppeln, von einer unermeßlichen Lichtermenge erleuchtet. „Feiert man ein Freudenfest?" rief ich aus und blickte schärfer hin — da verschwand die Täuschung, und mir blieb nur ein schwarzes Riesengewölk, das über der noch nicht sichtbaren Hauptstadt lagerte, und in hoher Ferne die Millionen Sterne, die tröstlich auf Alles herniederblickten. Ich schloß wieder meine Augen, und überließ mich den Vorspiegelungen meiner erregten Phantasie.

Mein Schlitten hielt plötzlich und ich hob den Kopf in die Höhe. „Was gibt's?" fragte ich den Postillon. „Wir sind an der Weichsel,"

war die Antwort. Ich riß die Augen weit auf und starrte hinüber. Vor mir eine breite, weißbeschneite Fläche. Am Ufer zwei hohe Maſtbäume mit Flaggen. Eine Schildwache dabei. Drüben eine dunkle Häuſermaſſe, kein Licht in den Fenſtern, keine Laterne war ſichtbar; Alles todt und ſtill, und ſelbſt die Sterne hatte nun das heraufgezogene Rieſengewölke verdeckt. Die Schildwache trippelte ſich warm, ohne weiter auf uns zu merken, und der Poſtillon ſagte mir, ich müſſe in das ſeitwärts liegende Häuschen, um dem Commandanten meinen Paß zu zeigen.

Im ſchweren Reiſepelze ſtolperte ich über Hügel und Pfütze nach dem unanſehnlichen Gebäude, aus deſſen Papierſcheiben ein trüber Lichtſchein fiel. Die Thür war angelehnt, im matterhellten Raume gewahrte ich Niemand, doch vernahm ich ein ſtarkes Schnarchen. Der ſcharfe Luftzug, der durch die offen gelaſſene Thür wehete, und der Lärm, den ich abſichtlich machte,

erweckte Einen der Schläfer. Verdrießlich wendete ſich ein junger Mann in Uniform nach mir brummend um, ohne die Augen zu öffnen. „Ein Reiſender mit ſeinem Paſſe," ſagte ich, ihm dieſen hinreichend. „Furt! Furt!" lallte er, indem er mit der Hand winkte, daß ich mich entfernen ſollte. Ich hielt es für meine Pflicht, ihn zu wecken, um nach dem Herrn Commandanten zu fragen. „Ich ſelbſt bin Commandant!" ſchrie er, und „Furt! Furt!" ward eben ſo befehlend, wie das erſte Mal, ausgeſprochen. Zögernd blieb ich ſtehen, ich wußte mir nicht zu helfen, ich glaubte, meinen Paß hier vorzuzeigen, ſei die unerläßliche Bedingung, um nach Warſchau zu kommen. Nach einer Weile verſuchte ich wieder durch Geräuſch die Aufmerkſamkeit des Schlafenden auf mich zu ziehen. Da erhob er ſich, in ſitzender Stellung auf ſeiner Pritſche, und donnerte ſo kräftig ſein: „Furt! Marſch furt!" daß es in den finſterſten Winkeln des Raumes ſich zu regen begann, dum-

pfes Murmeln, Flüche, Husten, Schnarchen und ein so pestilenzialischer Duft von Zwiebeln und Branntwein umgaben und umfingen mich, daß ich hastig das Freie zu gewinnen suchte, um unverrichteter Sache meinen Rückweg zum harrenden Schlitten anzutreten.

Mein Postillon hieb, ohne eine Frage weiter an mich zu richten, in die Pferde, die Schildwache am Ufer hielt im Auf- und Abtrippeln inne, wie wir vorüberjagten, und ich — zurückgelegt im Schlitten und hinauf starrend nach einem goldenen Kreuze auf hoher Kuppel, dessen Ostseite bereits schön zu funkeln begann — ließ mich über die glatte Eisdecke zum jenseitigen Ufer ziehen.

Jenseits ging es steil bergan; himmelhohe Häuser bildeten eine enge Gasse, tiefe Finsterniß umgab mich, eine weite Todtenstille, wie auf einem Kirchhofe, nur von dem eintönigen Antreiben des Postillons unterbrochen; ich war in Warschau.

2.

Und sechs Stunden war ich bereits in Polens Hauptstadt, und von Hôtel zu Hôtel war ich mit meiner fahrenden Habe abgewiesen worden. Alles war besetzt. Eine Feierlichkeit, die in Kurzem Statt finden sollte, hatte die Polen bis tief in Volhynien und der Ukraine elektrisirt, sie strömten nach ihrer Hauptstadt, um noch den späten Enkeln sagen zu können, wir waren dabei, wie ein mächtiger Herrscher eines weiten Reiches sich die alte verwaist'te Königskrone der Piasten auf's Haupt setzte, und unserm edeln Volke ein gütiger König zu sein versprach. Mit Hunderten hielt ich auf offener Straße, die, wie ich, auf ein Unterkommen harrten. Eine eigenthümliche Art von Lohnbedienten oder Commissionäre, die jüdischen Factore liefen hin und her und waren bemüht, Wohnungen aufzutreiben. Endlich erbarmte sich einer dieser hülfreichen, dienstbaren Geister meiner, und ich fuhr durch ein prachtvolles Portal, nach dem Seitenflügel eines etwas demolirt

aussehenden, öden Pallastes, der früher der Familie Potocki angehört hatte.

Der Burggraf oder Haushofmeister war zur Hand, und führte mich in meine Wohnung, die aus zwei Zimmern bestand, worin sich außer einem Stuhl und einem runden Tische, vorläufig noch keine Möbel vorfanden. Eine schneidende Kälte lagerte in den Zimmern und mein Factor lief hinaus um einzuheizen. Ich trat an's Fenster. Nach und nach ward es lebendig in dem Hofe, und Hunderte von Fremden bevölkerten den alten Stammsitz der ehemals so mächtigen Grafen Potocki.

Mein Zimmer fing nach und nach an warm zu werden, und ich begann mich darin behaglich zu fühlen. Die Aussicht am Fenster gewährte mir eine angenehme Unterhaltung. Das war ein Treiben und Drängen. Jeder that, als wenn er zu Hause wäre. Hier wurde Holz gespalten, dort Wasser geholt, hier wurden Kleider gebürstet, dort ein Schlitten abgeladen, hier gezankt, dort ge-

küßt, hier trafen ſich ein Paar alte Bekannte, dort knüpfte ſich eine neue Bekanntſchaft, kurz, die aus allen Gegenden des Reichs zuſammengewehte Karavane ſchien ſich in ihrem Karavanſerai, ſo gut ſie konnte, einzurichten.

Ich war hungrig und müde. Mein Factor ſorgte für Beides. Bald dampfte eine ſaftige Polingwizza vor mir, die in Begleitung einiger Gläſer trefflichen Ungars, mich weidlich reſtaurirte, und eine alte Mazurin, in zwar nicht reinlicher, doch maleriſcher Tracht, machte mir eine breite Streu auf dem getäfelten Boden des gräflich Potockiſchen Pallaſtes, worin weder Betten noch Bettſtellen, zur Aufnahme von Gäſten vorhanden waren.

Sie war geſprächig, und freute ſich, daß ich polniſch ſprach. Sie ſtand vor mir, die Thranlampe in der Hand, mit den klugen Augen mich anblickend, und wußte viel zu erzählen von der alten Pracht des Hauſes. Von des Grafen Großmutter, Natalia Potocka, und ihrem Gatten Si-

gismund, die sie Beide noch gekannt hatte. Von den dreihundert Bären, die der Graf hielt, und die einst alle seinen Einzug in Warschau verherrlichten, und von dem alten, klugen Bären, Choda, der Holz zur Küche trug, und von Schweiß triefend, ein ganzes Elenthier am Riesenspieße drehte, dann aber auch große Stöße Porzellan sich auf die Pratzen laden ließ, und sie keuchend in den Speisesaal trug. Von all diesen Herrlichkeiten erzählte sie noch, als ich längst die Augen geschlossen hatte, und halb träumend nur noch den Namen Natalie vernahm, den sie oft wiederholte, denn so hatte ja die alte Gräfin geheißen.

3.

„Wo kamen Sie über die Weichsel, und wie geht's dort?" fragte mich am andern Morgen ein Freund, der mich besuchte. „Ich fuhr bei Praga in der vorigen Nacht herüber," war meine unbefangene Antwort. Ich konnte mir das Erstaunen meines Freundes nicht erklären, er schien anfäng-

lich an meiner Aussage zu zweifeln, endlich ließ er eine Droschke herbeirufen, und wir fuhren zur Weichsel. Wie erschrak ich, als ich das Wagstück sah, das ich, ohne es zu wissen, bestanden hatte. Der mächtige Strom war noch nicht vom Eise gefangen. Eine dünne Eisdecke hatte gleich einer Brücke sich von Praga herübergezogen und von beiden Seiten schlugen die Wellen stürmisch daran, um diese zerbrechliche Verbindung zu vernichten. Hier war nun mein leichter Schlitten herübergegleitet, auf beiden Seiten vom offenen Tode umgeben, darum war der sogenannte Commandant an's jenseitige Ufer gesetzt und die Schildwache hingestellt, um den tollkühnen Versuch der Ueberfahrt zu verhindern, und so ward der Zweck dieser Anordnung erfüllt. Ich freute mich, das Abenteuer so glücklich bestanden zu haben, und nahm es als eine günstige Vorbedeutung. Die Droschke wendete um, und wir kamen bei dem alten Bernhardiner-Kloster vorbei, in die prächtige Krakauer Vorstadt. Palläste von beiden Sei-

ten, Kirchen dazwiſchen, die man wol nur in Italien ſo wiederfindet. Glänzende Läden und Gewölbe, worin der handelsluſtige Grieche, der betriebſame Armenier, die koſtbarſten Erzeugniſſe des orientaliſchen Luxus zur Schau legt. Von der erhabenen Sigismundus-Säule vor dem alten Königspallaſte am Weichſelufer, bis zu den ſchönen Säulen, die am Ende der Nova Miaſta die Allee nach Lazenka eröffnen, welch ein Leben, welch ein Glanz!

„Wir wollen nach Lazenka!“ ſagte mein Freund, und ich willigte freudig ein. An den vier königlichen Caſernen, Palläſten vergleichbar, vorüber, wo die Elite der polniſchen Braven hauſt, geht es eine ſchöne Straße entlang, von geraden Alleen nach allen Richtungen durchſchnitten. Ueber eine elegante Brücke fort, wo Sobieski's Standbild errichtet iſt, und vor uns erſcheint Lazenka, der ehemalige Lieblings-Aufenthalt des letzten Königs, nicht in der ſchwerfälligen Pracht eines mächtigen Monarchen, ſondern lieblich und

freundlich wie ein Feenaufenthalt. Dieſe luftigen Hallen, dieſe ſchlanken Säulen, dieſe Statuen, ſie ſcheinen nicht von Marmor, ſie hat Oberon, der gütige Elfenfürſt, durch den Ton ſeines Horns aus Luft entſtehen laſſen, und ein Hauch von ihm, ſo zerfließt Alles wieder in das frühere Element. Dieſes Gedankens konnt' ich mich nicht erwehren! Und noch lag der Winter über dem Garten, noch ſchliefen die Keime alle, die ihn einſt beleben, noch ſchwiegen die Nachtigallen dieſer Haine — und wenn der Frühling Alles darin zum Leben wieder erwecken wird, wenn die lieblichſte Natur ſich hier mit der lieblichſten Kunſt zu einem ſüßen Zauber vermählt, ſo wird das Herz des Polen doch hier nie zur Freude erwachen können, denn öde und verwaiſ't ſtehen die Hallen — kein Kö: nig von Polen durchſchreitet ſie.

4.

Meine Briefe waren abgegeben bis auf Einen. Der alte Staroſt, an den er gerich:

tet, war von seiner Herrschaft noch nicht angelangt.

Eines Morgens sitze ich an meinem Schreibtische, als an meine Thür gepocht wird. Eine junge, schöne Dame tritt ein, in schwarzen Sammt gekleidet, ein schwarzer Schleier umhüllt die ganze Gestalt. Mit niedergeschlagenen Augen nähert sie sich und hält mir zitternd eine goldene Schüssel hin, mit einer Stimme, worin aller Wohllaut der Welt vereint war, mich um ein Almosen für eine milde Stiftung ansprechend. Wer jemals das Polnische aus schönem Munde hörte, wer da weiß, welchen rührenden Accent die Polen in die Bitte zu legen wissen, und was im Allgemeinen die Bitte eines schönen Weibes auf ein gefühlvolles Männerherz vermag, der wird sich die Bewegung leicht vorstellen können, worin ich war. Die Sitte, auf diese Art die Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen, war mir überdies ganz fremd, und ich so überrascht und verwirrt, daß ich alle Goldstücke meiner Börse in die Schüssel der

Schönen fallen ließ. Sie neigte ſich tief und reichte mir ein kleines ſilbernes Crucifix zum Kuſſe, und als ich ſie zur Thür geleitete, bemerkte ich einen Cavalier in Uniform, der, den Mantel der Dame auf dem Arme, im Corridor ſie erwartete. Dies deutete mehr, als alles Uebrige an, daß die ſchöne Bettlerin aus einem ſehr vornehmen Hauſe war, und ſpäter erfuhr ich, daß die erſten Frauen ſich dieſem Geſchäfte mit Freuden unterziehen. So vorübergehend dieſe Erſcheinung war, ſo machte ſie doch einen ſtarken Eindruck auf mich. Ich konnte das Bild der jungen Dame nicht aus den Gedanken bringen. Eben wendete ich mich zurück vom Fenſter, wo ich ſie in den Wagen ſteigen geſehen hatte, als mir ein weißes, feines Taſchentuch in die Augen fiel, das mitten im Zimmer auf dem Boden lag. Sie hatte es fallen laſſen. Es war in der Ecke: „Natalie," gezeichnet. Kein Buchſtabe, der auf die Familie gedeutet hätte, ich mußte es daher aufgeben, den Fund zurückzuſtel-

len, und hatte meine Freude daran, das süß duftende Tuch an meine Lippen zu drücken.

5.

Abends war im Schauspielhause großer maskirter Ball. Die Menge der in Warschau anwesenden Fremden ließ hoffen, daß er zahlreich besucht werden würde, dies bewog mich, hinzugehen. Das bunte Maskenspiel war mir nicht neu, aber die Art und Weise, wie es die schönen Sarmatinnen treiben, war es.

Die Säle waren gedrängt voll, und immerwährende Musik forderte zum Tanze auf. Hier war es der zierliche französische Contretanz, dort der heiße, üppige Tanz der Mazuren, der nur mit dem Fandango des Valencianers zu vergleichen ist.

Die Orchester wechselten mit einander ab, und nie durften die tanzlustigen Gäste an dieser Quelle des Vergnügens durstend umherschleichen.

Ich ſtand zuſehend da in dem weiten Kreiſe, der ſich um eine ſchöne Mazurka gebildet hatte, und ergötzte mich daran, wie jetzt der Tänzer ſeine Dame, gleichſam übermüthig von ſich ſchleuderte, und ſie nun im Gefühle völliger Freiheit, all ihre Liebenswürdigkeit geltend macht, Herzen zu erobern, und doch nur immer darauf ſinnt, ein Herz, das ſie beſeſſen, ſich wieder zu gewinnen. Wie der Cavalier endlich dieſe Zierlichkeit bewundern muß, wie er die Hände in die Seite geſtemmt, ſie anſtaunt, ſeine Freude äußert, ſich ihr nähert, den bunten Schmetterling zu haſchen ſucht, der ihm immer wieder entflattert, und nur dabei mehr und mehr ſeine Farbenpracht entfaltet, bis endlich der Ueberwundene auf die Knie ſtürzt, und die Sylphide ihm die Hand reicht, wie er nun aufſpringt, ſie umfaßt — und im wildeſten Rauſche der Begeiſterung, mit ihr — mit ſeinem Eigenthum — ſich wie in Zauberkreiſen herumſchwingt, bis Beide ermattet, der Ritter ſich den Bart ſtreichelnd, die Schöne ſich an ihn lehnend,

daſtehen und zuſehen, wie anderen Paaren dies tolle Liebesſpiel anſteht.

Ein lautes Bravo erſchallte, da ein neues Tänzerpaar in die Bahn hüpfte. Dies ſchien anzudeuten, daß es in dem Lieblingstanze der Nation die Meiſterſchaft erreicht hatte — und wirklich war im ganzen Lande Mazurek noch nie ſo getanzt worden.

Der Cavalier trug die knappe, den Wuchs hebende Tracht der polniſchen Lanzenreiter — die Dame war in der kleidſamen Landestracht, die blutrothſammtne Conföderatka ſchief auf die dunkelblonden Locken gedrückt.

Da ich die Gewohnheit habe, zuerſt bei Tänzern die Füße zu muſtern, und erſt ſpäter den Ausdruck des Geſichts zu beobachten, ſo hatte der Tanz ſchon lange begonnen, und der Beifall der Zuſchauer ſich in lauten Zeichen Luft gemacht, als ich erſt bemerkte, die reizende Tänzerin ſei dieſelbe Dame, die in meinem Zimmer das Taſchentuch verloren hatte.

Dieſe Entdeckung war mir angenehm. Ich blickte rings umher einen Bekannten zu ſuchen, der mir die Dame nennen könnte, aber zum Unglück erſpähte ich Niemanden, als den alten Collegienrath von L., der unter tauſend Betheuerungen verſicherte, die Dame nie geſehen zu haben.

Ich verließ während des Tanzes kein Auge von der Schönen, ſie ſchien mich jedoch nicht zu bemerken. Ich folgte ihr von Ferne, da der Tanz geendet war, und ſah, daß ſie in eines der Seitenzimmer ging, wahrſcheinlich um eine Vermummung vorzunehmen. Dieſe eigentlichen Vermummungen ſind von dem in Deutſchland üblichen Maskiren weſentlich verſchieden. Die Damen hüllen ſich nämlich in Shawls vom Kopf bis zu den Füßen, und laſſen nur ſo viel Raum, um eine kleine Maske, die noch überdies rings herum mit einer breiten Spitzengarnirung beſetzt iſt, vor das Geſicht binden zu können. Alles Uebrige iſt Shawl und es iſt in ſolcher Vermummung leicht, Wuchs, Größe, Gang u. ſ. w. auf's Höchſte unkenntlich

zu machen. So mischen sich die Damen der vornehmsten Stände in das bunteste Treiben des Maskenballs, und ohne Rückhalt sprechen sie mit allen Personen, und üben die muthwilligsten Neckereien aus. Oft werden auch ernsthafte Intriguen auf diese Weise angesponnen, und so manches sehnsüchtige Schmachten fand hier unverhofft den süßesten Lohn. In einiger Entfernung beobachtet ein **Cavaliere servente** die Unternehmungen seiner schönen Schutzbefohlenen, um zur rechten Zeit, wenn vielleicht Zudringlichkeiten die Vermummte in Verlegenheit bringen könnten, dazwischen zu treten, und die Dame jeder Verlegenheit zu entziehen.

Ich hatte mich nicht geirrt. Natalie, die Eigenthümerin des verlornen Taschentuches erschien bald als türkischer Shawl vermummt, bis auf die Größe der Gestalt, und das Schwebende ihres Ganges unkenntlich gemacht.

Ich näherte mich ihr, und sprach einige freundliche Worte deutsch. „**Nie rozumy,**“ hauchte

ſie lieblich unter der Maske hervor. Ich ſprach franzöſiſch und freute mich ſie wieder zu ſehen. Sie antwortete in derſelben Sprache, und äußerte ihr Befremden, da ſie mich nicht kannte. Ich ſprach davon, daß ich ſie am heutigen Morgen in Trauerkleidung geſehen hatte, ein Werk milder Barmherzigkeit ausüben, blos mit dem Elende der Menſchen beſchäftigt und bemüht es zu lindern, und daß es mich innig freue, ſie hier im Tempel der Freude, als ihre ſchönſte Prieſterin, wieder zu finden. Sie lachte und ſagte, ſie müſſe, ſo unangenehm es ihr auch ſei, die fromme Pflicht ausüben, wenn die Reihe ſie träfe, ſie könne ſich aber nicht erinnern, bei mir geweſen zu ſein, weil ſie zu viele Beſuche zu machen habe, und faſt nie aufſähe, an wen ſie ihre Bitte richte.

Ich ſagte leiſ': „Natalie!" und eine plötzliche Bewegung durchzuckte ſie. „So hab' ich bei Ihnen mein Taſchentuch verloren," ſagte ſie nicht ohne Befangenheit. Ich deutete ſie mir günſtig. „Erinnern Sie ſich meiner nun?" fragte ich kühn.

„Ich erinnere mich, mein Tuch, seit meinem Besuche im Potockischen Palais vermißt zu haben. Es ist übrigens ein unbedeutender Verlust — doch freue ich mich —"

Hier wurden wir unterbrochen.

Einige Cavaliere näherten sich, und mich höflich grüßend, wendeten sie sich zur Dame, ihr meldend, daß ein angenehmer Gast so eben in den Saal getreten sei, der ihrer Vermummung ein Ende mache. Und fast zu gleicher Zeit trat ein alter Staroſt auf uns zu. Die altpolnische Nationaltracht, die in Warschau längst nicht mehr getragen wurde, und worein er gekleidet war, zeigte den Landbewohner an, der sein Stammschloß im Innern verlassen hatte, um die Hauptstadt zu besuchen. Kaum hatte ihn Natalie erblickt, so flog die Maske von ihrem Gesichte, sie hing an des Alten Halse und drückte tausend Küsse auf den breiten, weißen Schnurrbart. „O, mein Vater!" rief sie fast weinend aus. Der Alte wendete sich, nachdem die Tochter ihn satt geherzt hatte, zu den

ihn Umstehenden, und sprach mit Würde: „Graf Korecki dankt Ihnen herzlich für diesen freundlichen Empfang.“ „Graf Korecki,“ wiederholte ich freudig, und griff mit Ungestüm in die Busentasche. „Graf Korecki — der älteste Freund meines Vaters! — Hier — hier — und der letzte meiner Briefe, den ich bis jetzt immer auf dem Herzen getragen hatte, war zu eigenen Händen abgegeben worden.

Während der Alte mit freundlichem Lächeln die Zeilen seines Jugendfreundes durchflog, ruhete mein Blick unverwandt auf Natalien, in deren Augen ein Räthsel von Entzücken und Freude zu lesen war, mit dessen Auflösung ich mich während des übrigen Theiles der Nacht ganz ernsthaft beschäftigte.

6.

Am andern Morgen besuchte ich den Grafen. Er saß auf einem Divan, das lange wohlriechende Weichselrohr am Munde, und aus einer roth und

goldgestreiften Stambulka die lieblichsten, türkischen Tabackswolken blasend, die jede schöne Verächterin unseres deutschen Kanasters wol zu bekehren im Stande gewesen wären. Ueber dem kostbaren Mundstücke hing der türkische Sack von echtem Shawlzeuge, eine kleine Mütze von ähnlichem Stoffe saß schief auf dem glatt geschornen Kopfe. Hals und Nacken waren bloß, und ein langes Unterkleid von dunkelbraunem Atlas hing bis auf die gelben Saffianstiefel, über welche kleine türkische Pantoffeln gezogen waren. So angethan, hätte man den alten Woiwoden fast für einen Türken halten können. Die vornehmen Edelleute in ihren Schlössern waren gewohnt, die von den üppigen Orientalen verfertigten und feilgehaltenen Luxusgegenstände, selbst den beliebten französischen bei Weitem vorzuziehen.

Gab der Staroſt ein Bild der Ruhe und Behaglichkeit ab, so zeigte seine Umgebung davon gerade das Gegentheil. In dem einen Winkel war ein jüdischer Factor bemüht, an einem roth-

damaſtenem Tabourete hingekauert, einen Haufen holländiſcher Ducaten zu wägen, die ein ruſſiſcher Kronbeamter, im abgetragenen Oberrocke dem Staroſten für eine bedeutende Naturalienlieferung hinzählte. Unfern davon ſtand Franzuczeck, der taubſtumme Kammerdiener und Hofnarr des Staroſten, unter vielen tollen Lazzi, und wie ein Wilder unarticulirte Laute ausſtoßend, die kleinen goldenen Sporen an die Paradeſtiefel ſchraubend. Neben ihm lag, auf einem ſeidenen Polſter, ein junger, vier Wochen alter Bär, den man ſo eben von der Mutter genommen hatte, damit ſie ihn nicht bei ihren Liebkoſungen mit den Krallen verwunde, weil eine ſolche Verwundung dem zarten Geſchöpfchen tödtlich ſein könnte, und die Bärenzucht ein Hauptregal des Staroſten iſt. Ein bildſchöner, doch von Schmutz gebräunter Stalljunge ſteckte dem jungen Bären, der noch ziemlich ungeleckt, von der eigentlichen Bärenform wenig Spuren zeigte, in Milch geweichtes Weißbrod in das Maul. Wenn nun dieſe Seite des Zimmers

ein friedliches Bild des ersten Morgens in der Hauptstadt eines polnischen Magnaten zeigte, so war auf der andern Seite ein desto unruhiger bewegter Schauplatz. Der Graf hatte eine neue, ungeheure Naturalienlieferung für die Krone übernommen, und deshalb waren viele Juden anwesend, um bei dieser großen Gewinn versprechenden Unternehmung auch ihren Theil zu haben.

Während daß die Beamten von dem Geschäftsführer des Grafen mit Schnapps für den abgeschlossenen Handel regalirt wurden, und die Juden sich murmelnd unter sich beriethen, zerrten ein Paar baumstarke Volhynier einen kleinen, blassen, schreienden Israeliten unter lauten Flüchen am rothen Barte, und hatten ihm so eben eine starke Handvoll ausgerissen, als ich eintrat, und die Donnerstimme des Staroſten dem Streite ein Ende machte. Sogleich ließen die Kerle den Kleinen los, und schoben ihn unsanft zur Thür hinaus.

„Mein guter Freund! sein Sie mir gegrüßt!

so geht es uns, wenn wir nach Warschau kommen. Es geschieht zur Freude unserer Kinder, nicht zu unserer eigenen!" Diese Worte rief mir der Freund meines Vaters zu, und zog die ausgestreckten Beine ein wenig zurück, um mir Platz auf dem Divan zu machen.

Ich setzte mich, er zog mich an sich, und drückte mir mehrere herzliche Küsse auf den Mund.

„Kommen wir nach Warschau," fuhr er fort, „so werden Gelder eincassirt, neue Lieferungen geschlossen, Pachtcontracte erneut, alte Verbindungen zerrissen, von Krieg und Frieden wird discurirt, um Staatsangelegenheiten wird sich bekümmert, das Theater in Augenschein genommen, Bälle und Gesellschaften besucht, kurz, dann ist die Zeit des Lebens. Sind jedoch die wenigen Wochen unseres Hierseins verflossen, so sitzen wir daheim in unserer alten Ritterburg, rauchen Taback, trinken Thee, lesen alte Zeitungen, und sind höchlich erfreut, wenn ein tüchtiges Unwetter uns recht viele des Weges ziehende Reisende zutreibt,

die uns unſere vortreffliche Barcz-Suppe verzehren helfen, und uns friſche Neuigkeiten bringen. Im Winter ſind unſere ſolennen Nachtjagden auf Wölfe zu Schlitten eine Hauptergötzlichkeit, die Stelle der Maskeraden vertretend, und die Zucht und Wartung des poſſierlichen Bären erheitert uns ſo manchen trübſeligen Augenblick."

Während der Staroſt mit heiterm Lächeln dieſe Schilderung entwarf, herrſchte eine Todtenſtille im Zimmer, obgleich alle darin Befindlichen ihre Handthierungen fortſetzten. Der Geſchäftsführer näherte ſich, und bemerkte, daß er mit den Handelsleuten nicht einig werden könne, und daß ihm nichts übrig bleibe, als den ſo eben hinausgeſtoßenen, arg mißhandelten Juden hereinzurufen. Dies geſchah. Nach wenigen Worten war Alles richtig, der Handſchlag wurde geleiſtet, der Jude zählte eine Handvoll Ducaten als Bürgſchaft auf, küßte ſeine Fingerſpitzen, nachdem er damit das unterſte Ende von dem Kleide des Staroſten berührt hatte, und entfernte ſich, von ſeinen neidi-

schen Glaubensgenossen gefolgt, die ihm wahrscheinlich auf der Straße eine eben so freundliche Zurechtweisung, als er eben erfahren, zugedacht hatten.

„Es ist ein eigenes Ding um die Juden in unserm Lande," bemerkte der Graf, „sie sind ein Uebel, aber für uns ein unentbehrliches. Sie sind betriebsam, während unsere Bauern faul sind, sie sind gefällig und befördern den Verkehr im Innern, der ohne sie stocken würde. Sie haben leidliche Wirthshäuser, wo man zur Noth zufrieden sein kann, sie sind die Pächter des Branntweins, und haben mithin den mächtigsten Hebel in Händen, auf den gemeinen Polen zu wirken; dieser Jude, den Sie so eben mißhandeln sahen, ist einer der schlauesten Betrüger; er hat sich bald von den Franzosen, bald von den Russen zum Spione brauchen lassen, er hat mit Napoleon im Kreml gesprochen, zweimal waren schon die Läufe von zwölf Gewehren auf seine Brust gerichtet, und jedes Mal hat der Verrath der ihm anver-

trauten Geheimniſſe ihm das Leben gerettet. Jetzt beſitzt er Geld und treibt Lieferungs- und andere Geſchäfte. Er hat mich, ſo wie die meiſten Edelleute der Provinz auf das Schändlichſte betrogen, und die Züchtigung, die er vorhin empfing, war nur zu wohl verdient. Allein man kann den Verkehr mit ihm nicht aufgeben. Seine Anerbietungen überſteigen die der Andern um's Dreifache, und was das Vorzüglichſte iſt, er ſtreckt bedeutende Summen vor, und baares Geld können wir immer brauchen. So iſt es ihm wieder gelungen, die Lieferung an ſich zu reißen — er wird reich dabei, und mich und die Krone wird er betrügen; doch wer kann das ändern. Aber, lieber Freund, ich ſchwatze da mit Ihnen von Dingen, die Sie nicht unterhalten können, laſſen Sie uns zu meiner Tochter gehen, das ſoll Ihnen hoffentlich mehr Vergnügen machen." Er ſtand auf, nahm mich bei der Hand und führte mich durch einen großen Saal in die Appartements der jungen Gräfin,

aus welchen uns Spiel und Gesang entgegenschallte.

Natalie saß am Flügel, und begleitete sich zu einem schmelzenden Liede in polnischer Sprache. Einige junge Herren umgaben sie und horchten aufmerksam zu, während ein zwölfjähriger Sohn des Grafen, vor der alten Bonne, die am Fenster stickte, knicte und mit Emphase ihr eine französische Liebeserklärung machte. Unser Eintritt störte die Unterhaltung. Man kam uns entgegen, und mein Bitten fruchtete nichts, Natalie wollte nicht mehr singen. Ich mußte von Deutschland — wie sie das nahe Ostpreußen nannten — erzählen, und obgleich sie neugierig nach Allem fragten, so konnten sie doch nicht unterlassen, wo es schicklich war, kleine Spöttereien anzubringen. Ich gab mich Ihnen, als von Polen abstammend, zu erkennen, sagte unverholen, daß ich von ganzem Herzen ihr Landsmann wäre, und dies Geständniß brachte bald eine freundliche Annäherung zu Stande. Wir hatten bereits eine Stunde ge-

plaudert, und Nataliens Zauber belebte die Unterhaltung, als ein junger, feingebauter, sehr bleicher Mann im elegantesten Costüm hereinsprang, und sich den Bart drehend, die Pas des Mazurek auf dem glatten Boden versuchte.

„Mein Bruder Adrian," sagte Natalie.

Der junge Mann verbeugte sich höflich, warf sich in einen Stuhl und strich sich die Locken auf die Seite.

„Du siehst übel aus," bemerkte der Vater.

„Das ist die Modefarbe der jungen Leute von Ton," erwiederte einer der Anwesenden.

„Ich habe die Nacht nicht geschlafen," setzte Graf Adrian hinzu. „Zwei Bälle und großes Spiel — das geht über unsere Kräfte — und Du Natalie? Du warst im Theater? Hast Du Dich amüsirt — hast Du Dein Schnupftuch wieder gefunden?"

Natalie erröthete. Ich ward auf wunderbare Weise elektrisirt. „Der Finder meines Schnupftuches sitzt vor Dir," erwiederte sie, sich schnell

faſſend, „ein Freund unſers Hauſes, der unſerm Vater angenehme Briefe aus der Fremde mitgebracht hat.“

„Und Herr von S — ky,“ fügte der Vater ſchnell hinzu, „alſo einer der Unſern, ſchon dem Namen nach.“

Der junge Graf ſprang heftig auf, und meine Hand nicht ohne Herzlichkeit ergreifend, gab er mir den bei den Sarmaten aller Stände üblichen Kuß: „Dieſe Empfehlung meines würdigen Vaters,“ rief er fröhlich, „macht uns zu Freunden, wir wollen unzertrennlich ſein, wenn Sie Damen, Pharao und Champagner lieben und nicht deutſch ſprechen wollen. Ich werde Ihnen alle Schönheiten Warſchau's, die lebendigen und lebloſen zeigen, und Sie ſollen ſehen, daß Adrian Korecki zu leben verſteht, und daß er ſeinen dreijährigen Aufenthalt in Paris nützlich angewandt hat. Für den heutigen Tag ſind Sie mein! Wenn Sie nämlich Luſt haben, im Kraszinskiſchen Garten die Morgenpromenade zu machen, bei der hübſchen

Madame Chovot von artigen Mädchen elegante Nippes einzukaufen, und ſich von ihrem Manne à la française bewirthen zu laſſen; dann in Wiesky Kawa Kaffee zu trinken, auf dem Heimwege bei Leſſel im ſächſiſchen Palais Sorbet zu ſchlürfen, dann das Theater zu beſuchen, und bei dem türkiſchen Juden im Powonskyſchen Palais einen tollen Ball mitzumachen. Wollen Sie das, ſo ſind Sie mein! Ziehen Sie es vor, über Polens Wohl und Wehe zu ſprechen, ſo begleiten Sie den ehrwürdigen Magnaten, Grafen Korecki, den Vater, nach Staro Polski Kawa, wo die heldenmüthigen Ueberreſte der Napoleoniſchen Armee ihre Wuth an Cigarren verbeißen, und jeder Gaſt drei Stühle braucht, um ſeine invaliden Heroengliedet darauf auszuſtrecken, und wird es Ihnen dort langweilig, ſo können Sie bei meiner Schweſter Abends eine neue Mazurka am Flügel oder Dmuzewsky's neueſte Ueberſetzung eines franzöſiſchen Luſtſpiels vorleſen hören, und am Ende wohl

gar an einer Pharaobank von drei Ducaten pointiren.“

Dies Alles hatte er in einem Athemzuge gesagt, ohne mich zu Worte kommen zu laſſen, und da jetzt auf der Straße gellend gepfiffen wurde, ſprang er zum Fenſter. Seine Mütze ergreifend, und mich beim Arme nehmend, rief er jetzt: „Mein Cabriolet iſt bereits unten, kommen Sie!“ — Ich beurlaubte mich verlegen bei Natalien, die mir lächelnd ſagte: „Macht Ihnen vielleicht der Wildfang mit ſeinem ganzen Vergnügungsapparat Langeweile, ſo verlaſſen Sie ihn, und kommen hierher, es iſt nicht ganz ſo ſchlimm, wie er meine Soirée ſchildert. Sie ſind auch nach Mitternacht noch in unſerm Kreiſe gern geſehen!“

7.

Nachdem ich mit meinem neuen Freunde einen Tag der luſtigſten Zerſtreuungen in und um Warſchau verlebt hatte, befand ich mich am ſpäten Abend allein in der Krakauer Vorſtadt, da

ich nicht Luſt hatte, mich, wie er — in einem Anfalle cyniſchen Uebermuthes, in die dunkeln Gäßchen zu verlieren, die hinter dem Bernhardiner-Kloſter ſich bis zur Weichſel erſtrecken.

Ich ſtand am Eingange der Senatorenſtraße, und ſah die Fenſter Nataliens erleuchtet. Ich erinnerte mich ihrer Einladung und ging hin.

Es war bereits nach Mitternacht; und man hatte ſo eben die Abendtafel aufgehoben, als ich eintrat.

„Il vaut mieux tard qüe jamais!“ rief mir Natalie lächelnd zu. „Sie kommen ſo eben zur rechten Zeit, um für uns Damen, meine Tante, meine Bonne und mich, eine kleine Pharaobank aufzulegen. Doch, wie Ihnen mein Bruder ſagte, nicht ſtärker als drei Ducaten, wir pointiren nur mit Silber.“

Ich ſchickte mich ſogleich an, dem Befehle Folge zu leiſten, und während ich langſam die Börſe zog, und einige Spiele Karten ſorgfältig miſchte, ließ ich die Augen im Zimmer umher-

ſchweifen, und bemerkte eine nicht kleine Geſellſchaft.

Der alte Graf hatte ſich mit einigen Herren zum Whiſt geſetzt, Andere umſtanden die Tiſche, und auch um meine ärmliche Bank hatten ſich viele Zuſchauer eingefunden, um dem Spiele der Damen zuzuſehen, und zu beobachten, ob ich im Glückskampfe mit denſelben die Oberhand gewinnen würde.

Ich hatte einige Abzüge gemacht, und bereits mehrere polniſche Guldenſtücke lachend eingeſtrichen, als ein junger Mann, mit vielen Orden geſchmückt, hinzutrat, und mich um die Erlaubniß bat, eine Karte ſetzen zu dürfen.

Er zog die Coeur-Dame und ſagte: „Va banque!“ Mein Auge befragte ſtillſchweigend die pointirenden Damen, denn der Satz des Fremden ſetzte ihrem Spiele ſogleich Schranken; ſie gaben kopfnickend ihre Einwilligung, ich zog ab, und auf den erſten Zug verlor die geſetzte Karte.

Lachend ſpielten die Damen ihr kleines Spiel

gegen die doublirte Bank; der Fremde ſah unverwandt zu. Ich hatte Glück, jede der Damen hatte einen Ducaten verloren und meine Bank war zweimal doublirt. „Va banque!“ rief nun der Fremde wieder. Dieſelbe ſtillſchweigende Frage, die Einwilligung der Damen fehlte nicht, und die Coeur-Dame fiel nach zehn Abzügen wieder ſo, daß der Fremde nicht ohne ſichtlichen Ingrimm, neun Ducaten auf die Decke des Tiſches hinwarf. „Noch einmal Va banque auf dieſelbe Karte!“ rief er haſtig, einige Abzüge, und ſie verlor. Die Damen zogen ihr Geld vom Tiſche, um anzudeuten, daß ſie den Kampfplatz nunmehr völlig dem Fremden überließen. Ich ſah ihn fragend an, um zu erfahren, ob er das Spiel fortzuſetzen wünſchte. Ohne Zögern zog er eine Rolle aus der Buſentaſche, bog die Dame zu meinen Gunſten, und bat um den Abzug. Er erfolgte eben ſo unglücklich für ihn, wie die frühern, und in kurzer Zeit ſah ich mich im Beſitz der Goldrolle, die zweihundert Ducaten enthielt.

Das krankhaft bleiche Geſicht des jungen Mannes hatte ſich zu röthen begonnen, und ein kurzer, trockner Huſten, der ſeine heiſere Sprache oftmals unterbrach, flößte mir Mitleid ein. „Sie ſollten nicht ſpielen, mein Herr, die Dame bringt Ihnen Unglück!" ſagte ich hingeworfen. „Meinen Sie das jetzt?" erwiederte er pikirt, „nun wohl, ich werde Ihren Rath befolgen, und gegen Sie nicht mehr ſpielen."

Meine Aufwallung bei dieſen nicht ohne boshafte Abſicht ausgeſtoßenen Worten, beſchwichtigte ein ſanft verweiſender Blick von Natalien. Einige Umſtehende wünſchten mir Glück, als ich mit gleichgültiger Miene meine Baarſchaft einſtrich, die Damen ſetzten ſich zum Clavier, wo Natalie einige neue Lieder von Kurpinski probirte, und ich zog mich mißmuthig in eine Fenſterecke zurück.

Herr von Poskewicz, ein Mann in mittlern Jahren, von auffallender Geſichtsbildung, geſellte ſich alsbald zu mir. Ich hatte ihn ſchon öfter geſehen, und wußte, daß er eine zuvorkom-

mende Höflichkeit beſaß. Ich fragte nach meinem unglücklichen Pointeur, er wußte, daß er Hauptmann in kaiſerlich ruſſiſchen Dienſten ſei, mehr konnte er nicht ſagen. Seine Unterhaltung wußte er auf andere Gegenſtände zu lenken. Er erzählte mir mehrere Fata aus ſeinem bunten Leben, und forderte mich auf, ein Gleiches zu thun. Mit großer Theilnahme hörte er, daß ich von polniſchen Eltern abſtamme, mit noch größerer erinnerte er ſich, bei Nennung meines Namens, daß mein Vater zu den Patrioten der Conföderation gehört, und nach der Theilung das Land verlaſſen habe. Er ſagte mir, daß er zu ſeinen beſten Freunden gehörte, und trug mir auf, ihn in meinem erſten Briefe recht herzlich von Poskewicz zu grüßen. Dieſe Mittheilung erfreute mich. Ich hatte einen Freund mehr in dem großen Warſchau, auf den ich zählen konnte. Er erkundigte ſich nach ſo Manchem noch, fragte nach den Adreſſen meiner Briefe, und machte ſeinem alten Freunde bittere Vorwürfe, daß er ſeinem Sohne

keinen Brief für ihn mitgegeben habe. Er war eben im eifrigſten Geſpräche, und verſprach, mich bei allen ſeinen mächtigen Gönnern einzuführen, als der alte Graf Korecki, der uns ſchon lange von ſeinem Spieltiſche aus, beobachtet hatte, ſich uns näherte, und ſonderbarer Weiſe, durch ſeine bloße Annäherung der Suade meines neuen Freundes Einhalt that, der mit einem Male mich kalt und höflich um mein Urtheil über das neue Lied von Kurpinski befragte, welches Gräfin Natalie ſo eben ſang, und dem er gleich mir, nicht die geringſte Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte. Der alte Graf ſagte: „Es iſt nicht Recht, mein junger Freund, daß Sie Ihre Gegenwart den Damen entziehen, in Ihren Jahren muß man es nie verſäumen, wenn ſich die Gelegenheit dazu darbietet, der Schönheit zu huldigen. Kommen Sie!“ Mit dieſen Worten nahm er mich beim Arm, und führte mich zu den Damen.

Natalie ſang eine Nationalmelodie, Kurpinski ſelbſt accompagnirte; Alles lauſchte. Der Staroſt

flisterte mir leise zu: „Um des Himmels willen, mit wem sprechen Sie? Hüten Sie sich vor der Freundlichkeit dieses Mannes.“ — Ueberrascht antwortete ich eben so leise: „Er ist ein Freund meines Vaters.“ — „Ein Freund? und Ihr Vater hat es Ihnen nie gesagt — hat Ihnen nicht eine Zeile für ihn mitgegeben? — Sprechen Sie von Nichts mit ihm, als von den gleichgültigsten Dingen — denn sein Sie überzeugt, daß aus jeder Mittheilung, die Sie ihm machen, noch in dieser Nacht ein Rapport verarbeitet wird, der morgen mit dem Frühesten in den Händen des Großfürsten ist.“

„Aber — wie ist es möglich? Dieser Mann — den ich in Ihrem Hause, in dem engern Zirkel der Vertraulichkeit finde“ — rief ich verwundert aus. „Reden Sie leise,“ sagte der Staroſt, „wir werden rings belauscht. Nun ja, in meinem eigenen Hause, ich selbst ziehe diese Menschen her, die Pest der Gesellschaft, die geheimen Agenten der hohen Polizei. Ich muß es thun,

um keinem Verdachte ausgeſetzt zu ſein. Sie ſind genugſam bekannt, und jeder Einheimiſche wird ſich zu hüten wiſſen, doch Fremde, beſonders ſo liebe Fremde, muß man warnen. Es wäre mir in vieler Hinſicht leid, wenn Sie in die Falle gingen. Doch jetzt laſſen Sie uns abbrechen, ſein Sie freundlich mit Herrn von Poskewicz, und laſſen Sie ihm nicht merken, was ich Ihnen über ihn mitgetheilt habe. Die Geſellſchaft bricht auf, und es iſt Zeit, denn wahrhaftig, zwei Uhr iſt nicht zu früh für einen ſechzigjährigen Landbewohner, um zu Bette zu gehen."

Er küßte mich und bat mich Morgen zeitig wieder zu kommen, ein Bedienter erhielt einen Wink, und leuchtete dem Staroſten vor, nachdem dieſer den übrigen Anweſenden eine ſtumme, ſehr tiefe Verbeugung gemacht hatte. „Sie ſtehen in beſonderer Gnade," fliſterte lächelnd Poskewicz mir zu, indem er mir die Hand drückte, und ſich dann leicht von den Damen beurlaubte. Die Meiſten hatten den Saal verlaſſen, auch ich nä-

herte mich Natalien, aber ein bedeutungsvoller Blick ſagte mir, daß ich bleiben ſollte. Mein Herz pochte, ich dachte mir ein verliebtes tête à tête, ich dachte an die Sitte, an meine jugendliche Unerfahrenheit, und ich konnte mich im Gefühl des höchſten Glückes eines bedeutenden Grades von Verlegenheit nicht erwehren.

Nun hatte ſich Alles entfernt, die Bonne nahm ein Licht, und wollte ein Gleiches thun, ein Wink von Natalien hielt ſie zurück, ſie ſetzte ſich zum Kamine, uns den Rücken zukehrend. Ich ſetzte mich neben die junge Gräfin voll Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten.

„Mein junger Freund," fing ſie an, „ich bin Ihnen Offenheit ſchuldig. Die Art und Weiſe, wie Sie heute ſpielten, zeigte Ihre Unerfahrenheit. Sie waren von Damen aufgefordert worden, zum Spaße einige Ducaten aufzulegen, und ſie verwandelten das Boudoir einer Dame in eine förmliche Spielbank, Sie ließen es zu, daß an Ihrer Bank hoch pointirt und die Unterhaltung

gestört wurde, und Sie spielten mit einer solchen Erhitzung, daß Sie einen jungen, höchst liebenswürdigen Mann an den Rand der Verzweiflung brachten."

Diese Worte machten mich glühend, ich hörte das Blut in meinen Ohren sausen, und war keines Wortes mächtig.

„Nur Ihrer Unerfahrenheit ist es zuzuschreiben," fuhr Natalie nach einer Pause fort, „denn ich verstand den fragenden Blick wohl, den Sie auf uns richteten, aber uns kam es nicht zu, hier etwas zu gestatten, oder zu verweigern, da nur der Banquier hierüber zu verfügen hat. Ich interessire mich für Sie — aber auch der junge Officier, der das Gold an Sie verlor, nimmt meine Theilnahme in Anspruch. Erfahren Sie denn, daß der junge Held im Gefechte auf dem Mont-Martre schwer verwundet wurde, daß seine kranke Brust in diesem rauhen Klima nicht genesen kann, und der Kaiser — um einen talentvollen und vielversprechenden Officier sich zu erhalten — ihm

einen gnädigen Urlaub nach den böhmiſchen Heilquellen bewilligt hat. Da er ziemlich unbemittelt iſt, ſo fügte der Monarch dieſer Gnade noch ein anſehnliches Geſchenk bei, und heute beſucht er mich im Uebermaß der Freude, mir dieſes mitzutheilen, das Geld, das er ſo eben vom Generalintendanten der Armee geholt hatte, trägt er noch bei ſich, und ein unglücklicher Zufall fügt es, daß er es verſpielt, und daß Sie es gewinnen müſſen."

Ich ward noch verwirrter, da ich dieſe Mittheilung vernahm. Was war zu thun? Natalie mußte mir Aufſchluß geben.

„Sie müſſen ihm das Geld zurückſtellen," rieth Natalie, „zurückſtellen auf eine zarte Weiſe. Geben Sie es mir, ich will es ihm lehnsweiſe vorſtrecken, denn ſonſt nimmt er es nicht an. Wäre gerade meine Schatulle beſſer garnirt — ſo würde ich ſelbſt — allein — Ihnen iſt es um den Gewinn nicht zu thun, das weiß ich — darum geben Sie mir das Gold. Ich ſage ihm ſpäter gern, wie großmüthig Sie ſich benommen,

und werbe Ihnen dadurch einen Freund. Jetzt haßt er Sie tödtlich, die Leidenschaft ließ ihn in Ihnen einen jener falschen Spieler erkennen, die nur zu oft sich in die besten Gesellschaften stehlen. Er kennt Sie nicht, Ihr Glück war zu auffallend, und sein Irrthum ist daher verzeihlich. Sie könnten leicht mit ihm in der Hitze zusammengerathen, und das hätte für Sie in jedem Falle schlimme Folgen, da er ein Liebling des Kaisers ist. Darum geben Sie, aus meiner Hand darf er das Rückerstattete nicht ausschlagen."

Ich schob stillschweigend die Rolle ihr hin, die ich schon lange auf den Tisch gelegt hatte.

Natalie nahm sie, und sagte mir lächelnd, „Sie gefallen mir recht sehr, und für Ihren Gehorsam sollen Sie meine Farbe tragen."

Hierbei lös'te sie eine blaue Schleife vom Busen, und überreichte sie mir. Dies gab mir die Sprache wieder, und ich sagte ihr eine Artigkeit. Sie rief der Bonne zu, die eingeschlafen schien.

„Mein Herr, nun iſt es Zeit, ſich zu entfernen, die nothwendige Mittheilung, die ich Ihnen zu machen hatte, iſt zu Ende.“

Ich ſtand auf, die Bonne hatte ein Licht ergriffen.

Natalie fliſterte: „Adieu, lieber Freund!“ und brachte dabei ihren Kopf dem meinigen näher, als wenn ſie einen Kuß erwartete. Ich kannte die Landesſitte nicht, und wagte kaum, mich ihren Lippen zu nähern, ſie aber, dieſe Abſicht merkend, rief lächelnd: „auf die Stirne, Freund! auf die Stirne!“

Ich hauchte einen leiſen Kuß auf die Stirne, und empfahl mich ſo eilig als möglich, um fern von dieſer Fee, mein aufgeregtes Blut wieder zur Ruhe zu bringen.

Ein Bedienter öffnete das Thor. Auf der Straße war Alles ſtill, aber ein munterer Laternbube ſprang auf den Ruf: „Laterka!“ um die Ecke, und hüpfte zwar wie ein Irrwiſch vor mir

her, brachte mich jedoch wohlbehalten und ohne Abwege zum Potockiſchen Palais und in mein Bette.

8.

Daß ich von Natalien träumte, wird man natürlich finden. Ich ſah mich in den erſten Tagen meines Hierſeins in ein Abenteuer verwebt, das mir ſehr intereſſant zu werden verſprach. Mir war das Sprichwort längſt bekannt: „Nur die Polinnen können minnen!" Jedoch hoffte ich nicht, mich ſobald von deſſen Wahrheit überzeugen zu können. Nach den Begriffen eines deutſchen Studenten war die Gräfin Korecki bis über beide Ohren in mich verliebt, und ich hätte nichts angelegentlicher zu thun gehabt, als meine „Amour mit ihr zu pouſſiren;" ſie von Morgens bis Abends förmlich zu belagern, ihr ſchöne Bücher zum Leſen zu bringen, ſie aus einer Theegeſellſchaft nach Hauſe zu führen, ſie unter einem angenommenen Namen in einem vielgeleſenen Blatte

zu beſingen, und endlich wol gar um einen Kuß zu bitten. In Polen jedoch will das Ding anders behandelt ſein. Nataliens Aufmerkſamkeit für mich, entſprang aus dem lebendigen Gefühl der Gaſtfreundſchaft. Ich war ihrem Hauſe empfohlen, ich ſchien fremd mit den Sitten, befangen in der neuen Umgebung, und ſie nahm mich in ihren Schutz als den Gaſt des Hauſes. Es fällt einer Polin nicht ein, bei einer ſolchen Regung gleich ein tieferes Gefühl zu heucheln, und man würde es Demjenigen übel nehmen, der bei ſolchen Anläſſen gleich von Liebe ſprechen wollte. Doch der Leidenſchaft ängſtlich jeden Zugang zu verſperren, davon ſind die Polinnen eben ſo weit entfernt. Sie ſcheuen nicht die Gelegenheit, die ſie mit den ſüßen Myſterien bekannt machen könnte, und daher iſt jene begehrende, ſich ſelbſt verzehrende Sehnſucht, jene falſche, prunkende Sentimentalität — das erhabene Eigenthum der deutſchen Jugend — bei dem Sarmaten nicht gekannt.

Ich befand mich wohl in Nataliens Nähe; ihr gerader Vater — dem Bilde, das der meinige mir von der patriarchaliſchen Einfalt und der patriotiſchen Römergröße der Zeitgenoſſen Kosziusko's entworfen hatte, am Meiſten gleichkommend — ihr liebenswürdiger Bruder — der mit der leichten Beweglichkeit und dem Geiſte der Franzoſen tiefe Gemüthlichkeit verband — ihre lebendige, ſtets wechſelnde und zum Theil geſuchte Umgebung, die mich mit dem Flore der beſten Geſellſchaft bekannt machte — und vor Allem ſie ſelbſt, ließen mich meine übrigen, kaum angeknüpften Verbindungen ſchnell löſen, um nur ihrem Zirkel angehören zu können.

„Kommen Sie, guter Herr!" rief mir andern Tages der alte Graf entgegen, „kommen Sie nun einmal mit mir in eine Verſammlung, die Ihnen mindeſtens Ehrfurcht einflößen, und wie ich Sie ſchon kenne, auch wol Unterhaltung gewähren wird."

Er führte mich nach Staro polski Kawa, dem eigentlichen National-Kaffeehause, wo jeder warme Patriot vorzugsweise seinen Mocca schlürfte.

Ergraute Schnurrbärte mit tiefgefurchten Gesichtern und mit Narben und Orden geschmückt, saßen hier und da zerstreut, oder gingen hin und her, nicht selten sah man Jünglinge unter ihnen, mit schmerzvoll zerrissenen Mienen, auf Krücken gestützt, mit Stelzfüßen, leeren herabhängenden Rockärmeln, statt aller Decoration, das breite braun und blaue Band im Knopfloche.

Es waren dies die Ueberreste der Napoleonischen Heldenarmee, und die begeisterten Kampfgefährten des Fürsten Joseph, die hier dem Ausbruche ihres Unmuthes freien Lauf ließen, und über den Fall des Vaterlandes, das sie mehr als Gut und Leben liebten, bittere Klagen anstimmen. Manches kühne Wort wurde hier gesprochen, so mancher Plan entworfen zur spätern Ausführung, manche Erinnerung hervorgerufen, um die Herzen daran zu stählen.

Bei meinem Eintritte in die Verſammlung waren mißtrauiſche Blicke auf mich gerichtet, und nur mein Führer, deſſen Geſinnungen von Allen hinlänglich gekannt waren, beſchwichtigte die Unruhe, die mein Erſcheinen ſichtlich erregt hatte. Der Staroſt forderte für uns Beide Kaffee, ließ ſich eine dampfende Stambulka reichen, und wir ſetzten uns zu einem Krieger in mittlern Jahren, der außer dem Kreuze der Ehrenlegion und einem ſchönen Heldengeſichte, auch noch einen invaliden Fuß beſaß, den er mit Sorgfalt auf einen vor ſich ſtehenden Seſſel gelegt hatte.

„Sie müſſen ſich darüber nicht verwundern, lieber Freund," fing der Staroſt an, „daß Sie die geſellige Unbefangenheit, die uns Polen eigen ſein ſoll, in dieſem ernſten Kreiſe vermiſſen. Das ziemlich laute Geſpräch von etwa funfzig hier verſammelten Ehrenmännern, verſtummte bei unſerm Eintritte, und daran iſt die zufällige Erſcheinung eines Fremden Schuld. Allein, wenn Sie das erwägen wollen, was ich Ihnen geſtern bei Gele-

genheit Ihrer Unterhaltung mit dem Herrn von Poskewicz ſagte, wenn Sie die Lage unſeres Vaterlandes und unſere heiße Liebe zu demſelben — wenn Sie Alles dies berückſichtigen wollen, ſo werden Sie eingeſtehen müſſen, daß unſere Behutſamkeit im öffentlichen Leben nie unſere politiſche Meinung laut werden zu laſſen, und nur bei verſchloſſenen Thüren uns über das gemeinſchaftliche Wohl zu berathen, nur durch die Klugheit dictirt wird. Dieſes Kaffeehaus ſteht nun freilich in dem Rufe, daß ſich hier die altpolniſch Geſinnten verſammeln, allein man läßt ihnen gnädig den unſchuldigen Zeitvertreib, hier ihre ohnmächtige Galle mit dem guten Kaffee zu vermiſchen, den uns die ehrwürdige Frau von M...wicz, die Witwe eines ehemaligen Adjutanten des großen Thaddäus Kosziusko, verabreicht, da ſie ſo gütig war, die Wirthin machen zu wollen, um uns dieſen Zufluchtsort einzuräumen.“ Mit feinem Anſtande präſentirte uns hier die ſechzigjährige Kaffeewirthin den duftenden Trank.

„Eine Patriotin, wie Eine," ſagte ſie mit kühnem Blicke, „wäre mein Kaffee ein Zaubertrank, um Euch Allen ſo viel Gluth einzugeben, als mein altes polniſches Herz empfindet; möchte doch Euer Arm bald den Säbel ſchwingen, ich wollte mit meinen ſchwachen Händen die Erde zu den Wällen graben helfen, die unſere Freiheit beſchirmen ſollten; und müßten unter ihnen die Heldenleichen aller meiner Söhne ruhen!"

Meine Ueberraſchung mochte ſich auf meinem Geſicht malen. Korecki, der mich ſeinem Freunde und mehreren Andern vorgeſtellt hatte, die mir Alle den Kuß des Willkommens mit Herzlichkeit auf die Lippen drückten, bemerkte ſie.

„Nicht wahr? es gibt noch ein Polen — ſo lang es noch Polen gibt!" rief er mir zu. „Ja, wir haben ein Vaterland, das wir lieben, wir werden eine Nation ſein und bleiben!"

„Die Feierlichkeiten unſerer erneueten Königswürde nehmen bereits ihren Anfang. Morgen

wird im Nationaltheater eine festliche Vorstellung Statt finden," sagte unser Invalide.

„Wir sind Alle zu dem großen Diner eingeladen, das von den Autoritäten im sächsischen Palais gegeben wird," setzte ein junger Officier von der polnischen Garde hinzu.

„Wenn nur nicht der Zufall immer beschäftigt wäre, der guten Sache zu schaden," bemerkte ein ältlicher Officier. „Habt Ihr nicht von dem Vorfalle gehört, der sich in der vorigen Nacht in Praga zugetragen haben soll? Man will in dem Keller eines Juden eine große Anhäufung von Waffen und Brennmaterial gefunden haben, und es soll entdeckt worden sein, daß die Unzufriedenen im Sinne hatten, die Stadt an allen vier Ecken anzuzünden, und dann eine Art sicilianischer Vesper an allen Deutschen und Russen zu begehen."

Die Polen wendeten sich mit Abscheu weg.

„Weiß Einer unter uns, von einer solchen Verschwörung?" rief mit erhobener Stimme ein

kräftiger Mann voll Unwillen aus. Ein allgemeiner Ruf der Erbitterung war die Antwort. „Nun, so iſt der Waffenvorrath entweder eine Handelsſpeculation des Juden geweſen, oder das Ganze iſt eine ſchändliche Lüge, die von Uebelwollenden in der Abſicht verbreitet wurde, die ſpähende Meute in Athem zu erhalten, und die Abſichten der Nation bei der Regierung ſtets verdächtiger zu machen.“

„Nicht nur von dieſer Seite ſucht uns böſer Wille beizukommen. So wie man auf ſolche Weiſe uns der Behörde verdächtig macht, und beunruhigende Gerüchte in Umlauf ſetzt, ſo iſt man bemüht, das gemeine Volk durch ſchlecht erfundene Märchen zu erbittern. Es iſt heute ziemlich allgemein in der Stadt verbreitet, daß auf Befehl der Regierung einige Freudenmädchen, die an einer unheilbaren Krankheit litten, um weitere Anſteckung, namentlich im Heere zu vermeiden, in Säcke geſteckt und in die Weichſel verſenkt worden ſeien. Kein Einwohner der Krakauer Vor-

stadt, durch welche man die Unglücklichen soll geschleppt haben, will von der Geschichte etwas wissen, wenn gleich Andere die Zahl der Wagen und das Reiterpiket, das sie escortirte, wollen gesehen, ja sogar das leise Wimmern der Schlachtopfer wollen gehört haben. Heute sammeln sich Menschenmassen am Weichselufer und starren in die Wellen, um eine Leiche auftauchen zu sehen, auch ich ging dahin, aber Stunden lang gaffte die Menge und kein Glied wurde sichtbar — die verschwiegenen Wellen verrathen die Unthat nicht, meint das Volk — aber aus den kleinen Häusern hinter den Bernhardinern schallt Musik, die Dirnen stehen mit gemalten Wangen vor der Thür, und so widerlegt sich die plumpe Erfindung durch sich selbst."

Diese und noch mehrere andere ähnliche Geschichten wurden mitgetheilt, eine allgemeine Erbitterung erzeugend, die sich endlich in einem kräftigen Ausfalle gegen die geheime Polizei, diese Pest der Gesellschaft, entlud. Alle tranken ein

Pereat, indem ſie mit den Porzellantaſſen zuſammenſchlugen, und die ehrwürdige Zeitgenoſſin Kosziusko's ſchlürfte mit Grazie ihre Taſſe auf das Gedeihen der guten Sache, indem ſie mehreren alten Herren einen herzlichen Kuß zukommen ließ.

9.

Polen war wieder zum Königreiche erhoben und der mächtigſte Monarch des Nordens, dabei ein, ſeines guten, edeln Herzens wegen allgemein geliebter Menſch, hatte die polniſche Krone mit ſeinen angeſtammten Diademen vereinigt. Den Zuſicherungen nach, konnte ſich das Schickſal des Landes nur günſtiger geſtalten, und auch dem Nationalſtolze, wie der Privateitelkeit — jenem, durch die Erhebung Polens zu einem ſelbſtſtändigen Reiche — dieſer, durch Anſtellungen und Beförderungen eines mächtigen Herrſchers, war hinlängliche Nahrung gereicht. Eine Heiterkeit hatte ſich im Allgemeinen verbreitet, die durch die nach der Hauptſtadt herbeigeſtrömte Maſſe der Frem-

den, die nur genießen wollten, gesteigert wurde, und den beabsichtigten Festlichkeiten eine um so enthusiastischere Aufnahme bereitete.

Im Theatr narodowy, dem einzigen, das in diesem Augenblicke Warschau besaß, und das der Polen größter Mime, der fast achtzigjährige Boguslawski, mit Umsicht und Kunstliebe und in bewundernswürdiger Jugendkraft leitete, ward eine Festoper, „Lescek biala," die einen geschichtlichen Gegenstand behandelte, dargestellt. Schon um vier Uhr war kein Platz mehr in dem sehr geräumigen Schauspielhause auf dem Kraszinskischen Platze zu finden. Nur die Logen waren noch leer, da die vornehme Welt sich bei Diners versammelt hatte, um nach ihrer Weise die wiederhergestellte Würde der Königskrone zu feiern.

Jetzt drängten sich ganze Haufen von polnischen und russischen Militärs, Arm in Arm, in's Parterre, und willig ward ihnen Platz gemacht, obgleich das Gedränge schon so stark war. Von allen Seiten Umarmungen und die Versicherungen

treuer Cameradschaft, der Wein hatte die Köpfe erhitzt und die Herzen erweitert.

Die Logen fingen an, sich mit ihren glänzenden Besitzern zu füllen. Man sah die edelsten Geschlechter des Landes, in die strahlendsten Uniformen, in den blendendsten Putz gekleidet, im Glanze der alten Familien-Kleinode die Ränge füllen.

Die königlich geschmückte Mittelloge war noch leer. Eine zarte Aufmerksamkeit hatte sie der Schwester des letzten Königs, der Fürstin Poniatowska vorbehalten. Sie ward von ihrem Landsitze erwartet, und bis dahin mit dem Beginnen der Ouvertüre gezögert.

Endlich erschien sie und ward mit einem unbeschreiblichen Jubel empfangen. Die Damen in den Logen wetteiferten gleichsam, welche ihr den Antheil am Meisten bemerkbar zu machen im Stande wäre. Sie bogen sich weit über die Logenbrüstung und klatschten unaufhörlich und nickten mit den schönen Köpfen und weheten mit wei-

ßen Tüchern. Ich ließ meine Blicke umherschweifen, und ward von dem allgemeinen Enthusiasmus mit fortgerissen. Besondere Aufmerksamkeit erregte eine Dame, reichgeschmückt, im hohen Greisenalter, die ganz besonders anhaltend ihre Theilnahme an dem Erscheinen der Fürstin Poniatowska zu erkennen gab. Es war dies die dreiundachtzigjährige Fürstin Czartoriska, die älteste, unversöhnlichste Feindin der Poniatowski. Welch wunderlicher Lauf der Dinge! — Der Tumult legte sich. Das Orchester ließ die ersten feierlichen Accorde hören. Da schrie eine Stimme „Popolska muzyka!“ und mit lebhaftem Beifalle ward dieser Ruf tausendstimmig wiederholt. „Popolska muzyka, muzyka popolska!“ schallte es von allen Plätzen. Die Musik hielt inne. Da rief die erste Stimme: „Krakowiauka!“ und unter allgemeinem Beifalle spielte das Orchester den ländlichen Nationaltanz der Krakusen auf. Nach diesem wurde einstimmig die Mazurka verlangt, der wild daher brausende Tanz der Einwohner von

Masovien. Plötzlich sah man den Kapellmeister Elsner wie begeistert aufspringen, sein Stab unterbrach die Musik, und bewegte sich hierauf in feierlichen Schwingungen, die mächtigen Töne der Kosziusko-Polonaise rissen die Gemüther zur höchsten Begeisterung hinan, und der anhaltendste Applaus folgte diesem großartigen Tonwerke. Die ganze Versammlung befand sich in einem Zustande der Aufregung, der nicht zu beschreiben ist. Kaum war eine Stille von wenigen Secunden eingetreten, da erhob sich Alles, wie verabredet, und die Nationalhymne, die herrliche Polonaise des General Dombrowsky, wurde mit rauschender Orchesterbegleitung von der ganzen Volksmenge gesungen. Dabei bewegten sich die Füße wie zum Tanze, die Sporen klirrten, die Herzen waren voll, die Augen flossen über. Es war ein erhabener Moment der Begeisterung über Alle gekommen.

Nun endlich, nachdem der Zoll der Vaterlandsliebe in solchem Maße entrichtet war, wurde

es der Ouvertüre der Oper vergönnt, sich vernehmen zu lassen.

Es würde zu weit führen, wollte man dem Gange der Vorstellung folgen, und den Enthusiasmus zu schildern versuchen, womit sie aufgenommen wurde. Jede noch so entfernte Beziehung wurde von tumultuarischen Beifallszeichen begleitet, und die Erscheinung des litthauischen Wappens, von einem Herolde getragen, der Großfürst von Litthauen in seinem mit silbernen Reitern gestickten Mantel, das Reichspanier von Polen mit dem silbernen Adler, der alte König Leczek der Weißbart, der unter einem prachtvollen Baldachin von Magnaten hereingetragen wurde, Alles dies ward von Beifallsstürmen begleitet, welche die Musik unhörbar machten. So hatte endlich die Festoper nach 11 Uhr ihr Ende erreicht, und erschöpft von dem Tumulte, sehnte ich mich nach Hause. Aber der allgemeine Ruf: „Popolska muzyka!“ erschallte wieder und elektrisirte auf's Neue meine Nerven. Das Orchester stimmte sie sogleich

an, und der Reihe nach wurden die Nationalmelodien, gleich wie im Anfange, gespielt und mit demselben Entzücken angehört.

Es war Mitternacht vorbei, als das Publicum das Theater verließ. — Natalie hatte ich mit ihrem Vater in einer Loge des ersten Ranges gesehen, und war auch von ihr bemerkt worden. Ein Bedienter des Staroſten ſtand am Ausgange des Parkets, und lud mich ein, das Souper bei ſeiner Herrſchaft einzunehmen. Ich eilte hin.

Ich fand den Staroſten allein mit ſeinen Kindern. Kein Fremder hatte ſich eingefunden. „Sie gehören zur Familie," rief mir lächelnd der Freund meines Vaters entgegen, und ſtreichelte mir dabei recht väterlich die Wange. Es war Alles ſo feierlich geſtimmt, nur wenige Worte wurden gewechſelt, die Bedienten brachten die Speiſen und hoben ſie unberührt wieder ab; ein eigenes ängſtliches Gefühl lag mir auf der Bruſt, von dem ſeltſamen Contraſte nach den lärmenden Auftritten im Theater erzeugt. Der dampfende

Punſch war ſervirt worden und die Dienerſchaft hatte das Zimmer verlaſſen.

„Das tolle Volk,“ fing der alte Staroſt an, mit einer Miene, worin die tiefſte Bekümmerniß deutlich zu leſen war, „das tolle Volk freut ſich ſeiner Königskrone, wie der Knabe ſeines Steckenpferdes, und läßt ſich unter wildem Freudengeſchrei die Feſſel anlegen, gegen die es einſt ein ohnmächtiges, dumpfes Geſchrei erheben wird.“

Ich war überraſcht bei dieſen Aeußerungen. Ich ſah verwundert auf Natalie und Adrian. Beide ſaßen ſtumm da und blickten in ängſtlicher Erwartung nach dem Vater.

„Das arme, zerſtückelte Polen!“ fuhr der Alte klagend fort; „die Arme, die Hände, die Füße, den Kopf haben ſie ihm genommen, und nur das Herz haben ſie ihm gelaſſen, das Herz ſeinen Verluſt, wie ſeinen ungeheuern Schmerz ganz zu faſſen, und dieſem blutigen Herzen ſetzen ſie nun eine Krone auf — die Krone, die den vollkommenen, königlichen Helden zum mächtigen Gotte

erhebt, aber dem unförmlichen Muskel — und wenn ihn auch die großartigſten Empfindungen belebten, nie zu einer wirklichen Zierde gereichen kann. Was wird ſie ſein — unſere Krone? Nicht einmal der erſte — nein, einer der letzten Solitärs in Ruriks Diadem — unſer armes Land wird dem mächtigen Staate keinen Vortheil bringen — unſere vorgeſchrittenen Inſtitutionen müſſen unſere neuen Brüder zum Neide reizen, und ſie werden damit aufhören uns gering zu ſchätzen, und wir werden ein elendes Daſein dahin zu ſchleppen verurtheilt ſein." — Die Klagen des alten Patrioten zerſchnitten mein Herz, die traurige Schilderung, die er von der Zukunft entwarf, vernichtete die letzte Spur von Begeiſterung, die noch von den ſtürmiſchen Scenen des Abends in mir ſich regte.

„Dein Vater hat Dich nach Polen geſchickt," ſagte der Staroſt zu mir, indem er meine Hand ergriff, „Dich dem Dienſt des Vaterlands zu weihen. Darunter wird in dieſem Augenblicke nicht

verſtanden, ſich in die fremde, glänzende Uniform zu ſtecken, und in die Reihe der Garde des neuen Monarchen zu treten. Nein! Deine ganze jugendliche Kraft der guten Sache! Das iſt der Wille Deines alten Vaters. Es bildete ſich in dieſen Tagen eine Geſellſchaft, die das Wohl der Nation ſtets im Auge behaltend, eine Verbindung mit mächtigen Freunden unterhalten wird, um zur rechten Zeit dem Lande die Selbſtſtändigkeit wieder zu erringen. Dieſe Geſellſchaft wird beſtehen, allen Spionen zum Trotze, ſie zählt die erſten des Volks unter ſich, und der Tod iſt auf Verrath geſetzt. Ihrem Dienſte Dich ganz hingeben, heißt: dem Vaterlande dienen, uns gehörſt Du nun an, ich ſagte Dir Alles, denn ich bin von Deinen Geſinnungen überzeugt, Dein Vater hat mir ſeine Rechte auf Dich übertragen."

Er hatte mir ſeine Hand gereicht, die ich feurig an mein Herz drückte. Natalie ſtand mir mit leuchtenden Augen gegenüber; ihr Bruder hatte meine andere Hand ergriffen.

„Kann die Hand einer ſchönen, tugendhaften Jungfrau, aus edelm Geſchlecht entſproſſen, ſchöne Thaten der Selbſtaufopferung würdig lohnen, ſo werde Dir dieſer Lohn zu Theil, denn ich verſpreche Dir die Hand meiner einzigen Tochter, wenn wir ruhigere Zeiten erlebt haben werden. Mein Eidam dereinſt — mir durch doppelte Bande nun innigſt verbunden!"

Er fügte hochgerührt unſere Hände in einander, Natalie lag weinend an dem Herzen ihres Vaters, Adrian hielt mich umſchlungen, ich fühlte die ſegnende Hand des Staroſten auf meiner Stirne, mein Kopf ſchwindelte, kaum vermochte ich mich aufrecht zu halten. Ich ſchloß die Augen und blieb einige Minuten in der Umarmung. Plötzlich durchzuckte es mich wie von einem Blitzſtrahle, ich hatte faſt bewußtlos Nataliens Lippen berührt — dies gab mir die Beſinnung wieder. Der erſte Kuß auf dieſem himmliſchen Munde — die Seligkeit war zu groß. Ich riß die Augen weit auf, und hatte nicht geträumt. Alles erblickte

ich vor mir, die Gruppe umstand mich, ich selbst war eine Hauptfigur dieser schönen Gruppe; Nataliens Sylphengestalt lehnte bleich neben mir.

„Mein Arm, mein Kopf, mein Herz, dem Vaterlande und meiner Liebe!“ rief ich in ritterlicher Begeisterung.

„Ruhe und Besonnenheit!“ sprach ernst der Alte; „in einigen Tagen reiset Ihr Beide, Du und Adrian mit wichtigen Briefen nach Frankreich. Deine Braut bleibt in meiner Obhut zurück!“

10.

Ich lag am andern Morgen erschöpft auf meinem Sopha, als die Sonne schon lange ihre wärmsten Frühlingsstrahlen über Warschau's froh dahin taumelnde Einwohner ergoß.

Die Aufwallung des gestrigen Abends, die darauf folgende schlaflose Nacht, die Gedanken, die noch fortwährend durch mein Inneres zogen, hatten eine Abspannung meiner Kräfte zur Folge, und die großen Ereignisse, an deren Schwelle ich

zu ſein wähnte, und die meiner thätigen Theilnahme zu harren ſchienen, erfüllten mich mit einer peinlichen Empfindung, ſtatt mich zu erheben. Mein Loos war entſchieden. Das höchſte Erdenglück oder die Schmach des Hochverräthers. Es gab nichts was in der Mitte lag. Hatten die Verſchworenen ſolche Lockungen in Bereitſchaft, ſo konnte es ihnen nie mißlingen, ihre neuangeworbenen Bundesgenoſſen ſich auf das Feſteſte zu verbinden. Natalie mein! Natalie! ich habe es geträumt, aber ſtets bin ich vor meiner Kühnheit ſelbſt im Traume zurückgebebt. Der Fremde, kaum von ihr Gekannte, der Unerfahrene, ganz Unbedeutende. Und ſie, im höchſten Glanze der Schönheit prangend, mir überlegen an gereiftem Verſtande, ſollte ſie mich lieben können? Bin ich fähig geweſen, ihr Herz mir zu gewinnen? Ich durchflog die Reihe von kleinen Bildern, ſeitdem ich ſie das erſte Mal geſehen hatte. — Mein Gedächtniß war ein guter Maler, und hatte durch Uebung eine ſolche Geſchicklichkeit erlangt, ſie mir

treu und wahr, mit den kleinlichſten Nebenwerken vorzuzaubern. Ich ſah Natalie, wie ſie das erſte Mal vor mir ſtand, und um ein Almoſen bat. Ihr Taſchentuch entfiel ihrer Hand, und der ſchelmiſche Maler hatte da etwas in ihre Miene gelegt, das dem Verdachte einer Abſichtlichkeit, eine leichte Nahrung gab. Nun zeigte er mir Natalie, die Mazurka tanzend — ich erblickte ſie in der Vermummung — ſie empfing das Taſchentuch aus meinen Händen — ihre Miene zeigte nicht die Gleichgültigkeit, die ihre Worte, dem geringfügigen Gegenſtande angemeſſen, auszudrücken ſchienen. Natalie, da ſie erfuhr, ich ſei der Sohn eines alten Freundes, ließ jetzt deutlicher ihre Zuneigung für mich in ihren Blicken leſen. — Nun kam das Bild an die Reihe, wo ſie die Zurückerſtattung des gewonnenen Geldes an den frühern Beſitzer von mir verlangte. Es war keine ſchüchtern vorgetragene Bitte, es war die ältere, erfahrne Freundin, welche forderte, weil ſie ihre Ueberlegenheit fühlte. Seit dieſem Augenblicke erſchien

mir Natalie nicht mehr zurückhaltend, wie in den erſten Bildern. Von dem erſten Kuſſe, den ich auf ihre Stirne hauchte, bis zu dem ſeligen Kuſſe, den ich den Lippen der Verlobten aufdrücken durfte, welch eine Reihe von niedlichen Erſcheinungen, die an meinem Gedächtniſſe vorüberzogen. Wie ſah ich nun mit einem Male klar, wie gewann Alles — das anſcheinend Unbedeutende — eine intereſſante Beziehung in der lieblichſten Gallerie.

Ja, ſie hatte mich geliebt — ſie hatte es dem Alten entdeckt — ſie hatte meine ſtille Liebe zu ihr verſtanden, und der Vater, der mich für ſeine Sache gewinnen wollte, hielt mit dem köſtlichen Preiſe nicht zurück, der mir für jeden Fall vorbehalten geweſen war.

O, welch ein Chaos iſt dieſe Politik! rief ich aus. Während daß ein großer Monarch in dem erhabenen Gefühle, Beglücker des Menſchengeſchlechts zu ſein, voll Vertrauen ſich die Krone der Polen aufſetzt, jener Polen, die er im Beſitze großer Tugenden weiß, und die daher es

werth ſind, eines höhern Glücks theilhaftig zu werden; bildet ſich im Herzen des Landes, aus den edelſten Geſchlechtern eine Vereinigung im Verborgenen, um die Nation auf andern Wegen zum Glücke zu führen.

Zum Glücke? mußte ich fragen. Sind die Triebfedern ſo rein bei allen den Verſchworenen, daß ſie nur das Glück des Vaterlandes wollen? Wünſchen nicht etwa die Meiſten die Wiedereinführung des alten Wahlreiches, wo ein Jeder unter ihnen nach der Krone die Augen hob, und tauſend kleine Intriguen das große Intereſſe des Landes zerriſſen? Iſt nicht gekränkte Eitelkeit, Hang zur Widerſetzlichkeit und Unordnung, der mächtige Puls, der dieſer Verbindung Leben verleiht.

Wer löſ't mir dieſe Zweifel? — Da wurde die Thür aufgeriſſen, und das freundlich grinſende Geſicht des Herrn von Poskewicz bot mir guten Morgen.

11.

Wir hatten uns ſeit mehreren Tagen nicht geſehen, und der gute Mann ſchien viel auf dem Herzen zu haben. Er bedauerte, daß ich mich ſo zurückzöge, er wußte, daß ich einige Male im Nationalkaffeehauſe geweſen war, er gratulirte mir zur Verlobung mit Gräfin Natalie.

„Sie ſind auf dem Wege, theuerſter Freund," ſagte er, „ein bedeutender Mann zu werden. Alles ſucht Sie auf, nach allen Seiten haben Sie die vortrefflichſten Ausſichten — nun den rechten Augenblick ergriffen, der entſcheidet ſtets! — Aber vorſichtig, Freundchen! gehen Sie in keine Falle, die man Ihnen ſtellt — ſein Sie aufrichtig gegen mich, den alten Freund Ihres Vaters. Bedenken Sie, welcher Mittel ſich die Verführung bedient, wenn es darauf ankommt, ein edles Wild zu ködern. Bedenken Sie, daß nichts heilig genug iſt für gewiſſe Leute, die einen gewiſſen Zweck erreichen wollen. Schenken Sie mir Ihr Vertrauen, ich meine es ehrlich mit Ihnen."

Seine Worte konnten nur den Abſcheu vermehren, den ich vor dem Gleisner hatte.

„Ich weiß es," fuhr er fort, „daß ich bei einer gewiſſen Partei übel angeſchrieben bin; ſie wird nicht ermangelt haben, auch Ihnen von mir ein Bild zu entwerfen, vor dem ich erröthen müßte; wenn es mir ähnlich ſähe."

Er ſah mich forſchend an, ich verneinte.

„Sie verzeihen mir wol," ſetzte er hinzu, „an dem zu zweifeln, was Sie mir ſo eben ſagten. Ich weiß es, wie die Leute von mir ſprechen — ich weiß aber auch, was es für Leute ſind. Wollen Sie ſich die Mühe geben, Alles was Sie umgibt, recht ſtreng zu beobachten?"

Ich verſprach es ihm und wünſchte ſehnlich in Gedanken, daß er mich mit ſeiner Freundſchaft ungeneckt laſſen möge.

„Nun, ſo werden Sie bald bemerken," ſetzte er mit einer boshaften Miene hinzu, „wie ich mit Ihren neuen Freunden ſtehe — ich darf mir ſo-

gar ſchmeicheln, recht viel bei Ihrer Braut zu gelten.“

Das war zu viel, ich mußte mich zuſammen nehmen, um ihm nicht den Lohn ſeiner Unverſchämtheit auf der Stelle zu geben.

„Wäre ich wirklich der, für den mich jene Leute ſo gern gelten laſſen wollen,“ nahm er nach einer Weile wieder das Wort, „ſo muß es Ihnen ja auffallen, daß ſie mit mir im vertrauteſten Umgange ſtehen. Beobachten Sie gut und fein, ſo werden Ihnen die Fäden nicht entgehen, woran dies Alles zuſammenhängt. Ich mag den Verräther unter Freunden nie machen. Aber wahre Freundespflicht treibt mich an, Ihnen ſo viel zu ſagen, um Sie vor Unglück zu bewahren. Daher glauben Sie mir, die Verbündeten ſind ſo ſchlau, ſich ſtets den Rücken zu decken. Die Meiſten ſtehen mit den Machthabern in der engſten Berührung, daher das anſcheinend offene Weſen, daher der Umgang mit den geheimen Agenten, die Sie Alle in den Zirkeln der glühendſten Patrioten

finden werden. Geht es schief, so sind diese selbst die Ersten, die Alles entdecken. Der Pole ist schlau und falsch, er sucht gewisse Pfoten, die ihm die heißen Kastanien aus der Asche holen sollen — Leute wie Sie, kommen ihm gelegen. Feurig, jugendlich, muthig — verliebt! Die gehen in's Feuer und müssen in's erste Treffen. O, glauben Sie mir, die Polen sind schlau und falsch!"

Die letzten Worte hatten meinen Unwillen auf's Höchste gereizt.

„Mein Herr, Sie sind ein Pole!" sagte ich trocken, ihn mit den Augen messend.

„Ich fühle, welch ein beleidigender Vorwurf in diesen Worten liegt, doch ich entgegne Ihnen vorläufig nichts darauf. Enthalten Sie sich jedes Urtheils, beschränken Sie sich blos auf Beobachtungen. Wollen Sie mir dann Ihr Vertrauen schenken, so werden Sie einen treuen Freund an mir finden. Um jedoch vorläufig jeder schlechten Meinung zu begegnen, die Sie, durch falsche Be-

richte verleitet, von mir haben könnten, begnüge ich mich, Ihnen zu ſagen, daß ich Edelmann bin — hier zu Lande ein geringer Vorzug, den faſt Jeder, der nicht als Sklave geboren iſt, theilt, aber ein Adel, wie ich ihn beſitze, muß jedem Patrioten Achtung einflößen. Wir erhielten ihn, als Nachkommen jenes Heyducken, der in der Methgaſſe für ſeinen König die treue Bruſt dem Tod entgegenwarf, und deſſen Denkmal Sie nicht ohne Rührung beſucht haben werden. Unſer Adel iſt neu zwar, aber geachtet."

Ein heftiges Sprechen im Vorzimmer ſtörte dieſe Unterredung auf eine für mich ſehr willkommene Weiſe. Ich öffnete die Thür, und erblickte Franzuczek, den taubſtummen Kammerdiener des Grafen Korecki, der mir ein Billet ſeiner Herrſchaft abzugeben hatte. Wie er Poskewicz bei mir erblickte, zog er eine Fratze, und als dieſer auf ihn zutrat und ihm die Hand geben wollte, riß er ſie heftig zurück, und deutete durch Abwiſchen

derſelben an, daß er ſich durch eine Berührung zu verunreinigen fürchte.

Poskewicz lachte verlegen, ich ſah ihn beobachtend an.

„Ich fange an, Ihrer Unterweiſung nachzukommen," ſagte ich ſtark betonend. Er nahm ſeinen Hut und empfahl ſich, wie es ſchien, pikirt.

„Sie werden nie Urſache haben, ſich über meine Rathſchläge zu beklagen," waren ſeine letzten Worte.

Das Billet, das mir Franzuczek übergeben hatte, war vom Grafen Adrian. Es enthielt eine Einladung, den Tag, in ſeiner gewohnten Weiſe, d. h. als eleganter Pflaſtertreter, hinzubringen.

Ich konnte nicht begreifen, wie es möglich war, neben den großen Intereſſen des Vaterlandes, ſolche Luſt an Zerſtreuungen zu finden. Mir fingen an, einige Zweifel aufzuſteigen, wenn ich daran dachte, daß dieſer anſcheinenden Leichtfertig-

keit die wichtigsten Geheimnisse anvertraut waren. Ich konnte mich, in der Stimmung, worin ich war, nicht entschließen, der Einladung Adrians zu folgen. Der Taubstumme stand mit erwartungsvoller Miene vor mir da. Er mochte meine Unentschlossenheit verstanden haben, und bemühte sich in zum Theil unarticulirten Tönen, zum Theil lebhaften Zeichen, mir eine Schilderung von den Herrlichkeiten zu entwerfen, die meiner heute in Adrians Gesellschaft warteten.

Ich setzte mich zum Schreibtisch, um eine ablehnende Antwort durch denselben Boten zurückzuschicken. Da trat plötzlich Adrian selbst herein. Er gab lachend dem taubstummen Burschen einen Schlag mit der Reitgerte über die Beine, daß dieser lautheulend hoch empor sprang.

„Nun Bruder!" rief er, „noch nicht im Zeuge und die Sonne scheint freundlich. Alle Welt ist auf der Promenade, es ist eine große Wallfahrt nach dem Hospital zum Kindlein Jesu, und willst Du unsere schöne Welt in ihrem höch-

ſten Schmucke ſehen, die Thräne des Mitleids im Auge glänzend, ſo mußt Du auch dahin! Dort, wo die Krankenſäle alle geöffnet ſind, damit den armen Leidenden die liebe Frühlingsſonne warm in's Herz ſcheine, dort ziehen unſere lieben, guten, ſchönen Landsmänninnen in langem Zuge vorüber, und legen ihre milden Spenden auf die Schmerzenslager nieder, und erſcheinen den Armen, Hülfsbedürftigen, als von Gott geſandte Engel."

Dieſe Einladung hatte ich nicht erwartet. Ich ging ſchnell an meine Toilette.

„Nun fort! fort!" rief er, „auch Natalie findeſt Du dort, Herr von Poskewicz führt ſie hin, ſie konnte ihm ſeinen Antrag nicht abſchlagen."

Ich fühlte, daß mir das Blut in die Wangen ſtieg und war zerſtreut, wie Adrian mir in ſeiner gewöhnlichen Art bemerkbar machen wollte, was uns auf unſerer Fahrt Bemerkenswerthes begegnete.

12.

Das Hospital zum Kindlein Jesu liegt am Ende einer großen Straße im Westen von Warschau. Dort herrscht die Sitte, an gewissen Festtagen die Säle zu öffnen, und dem Publicum den Eintritt zu gestatten, theils um sich von der guten Einrichtung der Anstalt zu überzeugen, theils von der augenblicklichen Rührung hingerissen, reichliche Spenden zurückzulassen. Die Säle sind luftig und hell, die Betten reinlich und Alles ist mit Blumen schön verziert.

Die Straße, die nach dem Hospitale führt, zeigte eine unabsehbare Reihe von Wagen und Tausende von Fußgängern in den schönsten Festtagskleidern. In den Sälen drängte sich bereits die Menge, blieb hie und da stehen, sich mit den Leidenden unterhaltend, und auf den Betten sah man Haufen Silbergeldes, darunter wol auch manches Goldstück hervorglänzen.

Ein großer Theil dieſer Pilgrimme hatte jedoch ſeine Aufmerkſamkeit auf ganz andere Gegenſtände als auf die Krankenbetten, und die Leidenden darin, gerichtet. Es ſtanden nämlich die jungen und alten Elegants in Reihe und Glied eine dichte Gaſſe bildend, in den Corridors, welche die Säle verbanden, und ließen die ſchönen Töchter des Landes an ſich vorüberſtreifen, die ihrerſeits, mit niedergeſenkten Augen zwar, doch gar nicht ungern, dieſe Muſterung mit ſich vornehmen ließen.

Ich ſtand neben Adrian, und die glänzendſten Schönheiten waren an mir vorübergegangen, ohne einen Eindruck auf mich gemacht zu haben. Adrian fliſterte mir in einem fort in's Ohr. Bald wußte er eine Galanterie, bald eine Pruderie, bald etwas Schlimmes, bald etwas Gutes zu erzählen — aber von Allem war er unterrichtet, und bei den meiſten Damen ſah man eine erhöhte Geſichtsfarbe, ein ängſtlicheres Niederblicken zur Erde, gewiß eine leichte Bewegung an, wenn ſie

bei dem hübſchen, leiſe plaudernden Jüngling vorüberkamen.

Vergebens blickte ich über die Reihe hinweg nach dem Eingange. Natalie ſuchte ich, und fand ſie nicht.

„Sollte Deine Schweſter noch nicht hier ſein?“ fragte ich Adrian.

„Sie fuhr lange vor uns hierher,“ erwiederte dieſer verwundert, „und ich begreife ſelbſt nicht“ —

„Da iſt ſie,“ rief ich plötzlich aus. Natalie trat am Arme des Herrn von Poskewicz in den Saal, der mit einer wahrhaft ſiegreichen Miene auf mich zukam. Natalie grüßte unbefangen, ihr Begleiter ſah mich bedeutend an.

„Wir waren auf dem Grabe meines großen Verwandten!“ ſagte er, „das ſich hier in der Nähe befindet. Ich kann niemals ſeinem Denkmale vorbeifahren, ohne ihm meine tiefgefühlte Ehrfurcht zu bezeigen — und hier, meine patriotiſche Landsmännin ließ ſich nicht lange bitten, aus dem Wagen zu ſteigen, und zollte dem Andenken

des für ſeinen König gebliebenen Treuen einige dankbare Thränen!"

Natalie ſah mich gerührt an; ihr Auge glänzte noch; ihre Lippen ſchienen Poskewicz Worte zu beſtätigen.

Mir gefiel es nicht, daß es dem Menſchen gelungen war, dieſe Stimmung in Natalie zu erwecken. Nicht ohne Eiferſucht ergriff ich Nataliens Arm, und dankte Poskewicz kalt, meine Braut bis hierher begleitet zu haben. Einſylbig ging die Gräfin an meiner Seite, blos mit dem Anſchauen der Leidenden beſchäftigt und reichliche Spenden austheilend, indeß Adrian und Poskewicz laut ſchwatzend hinter uns gingen und ihren, zum Theil boshaften Aeußerungen ungeſtört freien Lauf ließen.

Wir waren nun in den Hof hinabgeſtiegen, wo unſere Wagen warteten. Ich wollte in einem ziemlich ſtarken Grad von Aufwallung mich in Nataliens Wagen ſetzen.

„Halt," ſchrie ihr Bruder, indem er mich am Rockſchooße hielt. „Heute biſt Du mein — und glaubſt Du, daß Poskewicz Dir ſo ohne Umſtände ſeine Dame überlaſſen wird?"

Poskewicz ſchwang ſich mit höhniſch lächelnder Miene an Nataliens Seite. Dieſe zuckte — wie verlegen — die Achſeln. Adrian warf jedoch den Schlag zu, der Kutſcher jagte davon, und mich zerrte der Muthwillige in ſein Cabriolet, indem er laut lachte.

„Bravo!" ſagte er in den Winkel des Sitzes gedrückt, „Du haſt eine vortreffliche Anlage zur Eiferſucht. Cultivirſt Du ſie, ſo kann mit der Zeit etwas Ordentliches aus Dir werden. Poskewicz iſt bei ſolchen Blumen ein unſchuldiges Inſect. Laß ihm ſeinen Spaß. Wir aber, theurer Bruder, müſſen noch zur ſchönſten Judenfrau in Warſchau. Nicht wahr, Du begleiteſt mich gern dahin?"

„Zu Türken und Heiden, wenn Du willſt!"

erwiederte ich verdrießlich, und der Kutscher erhielt Befehl, nach dem Pferdemarkte zu fahren.

13.

Unter mehreren hölzernen Baracken ragte schon aus der Ferne ein höheres, besser aussehendes Haus hervor, vor dem jetzt gehalten wurde.

Auf der Fahrt dahin hatte Adrian nichts Angelegentlicheres zu thun, als mich von den Verhältnissen der schönen Jüdin zu unterrichten. Sie hatte einen alten, steinreichen Ebräer zum Manne, und trieb mit dem großen Vermögen desselben die bedeutendsten Geschäfte. Fast alle Cavaliere waren ihr große Summen schuldig, und zog die wahrhaft morgenländische Schönheit aus drückenden Verlegenheiten, so wurden ihr willig die höchsten Procente gegeben.

In mir stieg der Verdacht auf, daß selbst Adrian etwas Anderes, als die Schönheit zur berühmten Frau Rahel hinzog, und daß die Geld-

säcke ihres Mannes fast eben so starke Beweggründe hierzu waren.

Wir fanden schon eine russische Equipage vor der Thür haltend, als wir ausstiegen.

„Wem dienst Du?" schrie Adrian dem Jungen zu, der im breitkrämpigen Hute auf dem Bocke saß.

„Baron Leyser," war die Antwort. Ein lautschallendes Gelächter Adrians erfolgte unmittelbar der Nennung dieses Namens.

„Zur glücklichen Stunde!" sagte er mir rasch, „hier schlägst Du zwei Fliegen mit einer Klatsche, denn schwerlich werden wir so bald wieder in diese Gegend kommen, und in unsern Salons könntest Du lange auf diesen Baron warten. Es ist nämlich kein Anderer, als ein dicker, polnischer Jude, der Factor des Großfürsten. Dieser hat ihn nun im Scherze „baron" genannt, welches im Russischen Schaf bedeutet, und das Schaf läßt sich in allem Ernste Baron tituliren. Auch ich nenn' ihn so, wenn gleich in meiner Aussprache das o

in der letzten Sylbe ein wenig gezogen klingt. Uebrigens ist der Kerl mit Medaillen behängt, an Bändern von allen Farben der Welt; und es nimmt sich possierlich genug aus, wenn Se. freiherrlichen Gnaden mit dem goldenen Ehrengeschmeide an Markttagen geschäftig den Haus- und Küchenbedarf für seinen hohen Gebieter einkauft."

Unter dieser Erzählung hatte ich an Adrians Seite einen langen Weg durch eine Reihe großer und kleiner Gemächer zurückgelegt, die fast Alle gänzlich ohne Möbel waren und daher unbewohnt schienen. Nun erblickten wir die ersten Spuren der Ansiedelung. Es standen nämlich in einem Winkel mehrere Porzellanteller, mit den Ueberbleibseln einer gehaltenen Mahlzeit, und einige große mehrarmige Leuchter von Silber, die der Arbeit und dem Schmutze nach, der sie bedeckte, nicht neu zu sein schienen. Unweit davon nickte ein alter Sessel auf ungleichen Füßen uns bei jedem unserer Schritte ein freundliches Willkommen zu. Nach diesem Zimmer folgte ein anderes, worin

ein alter Rabbi einigen schmutzigen, bleichen, sich unter dem verschobenen Hute den Kopf kratzenden Judenkindern den Talmud erklärte. Wir schlichen, um nicht zu stören, auf den Zehen vorüber und gelangten nun in den Audienzsaal, wo bei aller Unordnung dennoch eine Art von vornehmer Pracht bemerkbar wurde. Die weißgetünchten Wände entbehrten zwar jeder Verzierung, zwei große Spiegel in altmodisch vergoldeten Rahmen ausgenommen, aber an den Fenstern hingen schwerseidene Vorhänge von hochgelber Farbe. Rings um das Zimmer lief ein Divan, mit dem Stoffe der Vorhänge bekleidet, und auf einem kleinen Tische von massivem Silber standen verschiedene Geräthe von demselben Metalle, theils zum gottesdienstlichen, theils zum häuslichen Gebrauche bestimmt, in friedlicher Eintracht neben einander. In der Mitte des Divans saß nun die schöne Rahel, an ihrer Seite der bereits genannte Baron Leyser. Sie nickte freundlich mit dem Kopfe, als Adrian mich ihr vorstellte, und bat

mich recht anmuthig, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Man sah es dieser Frau an, daß sie gewohnt war, mit den vornehmen Ständen auf eine vertrauliche Weise umzugehen.

Sie mochte ungefähr vierundzwanzig Jahre alt sein, und dennoch war sie bereits seit zwölf Jahren verheirathet. Bis auf einige Bläſſe, die so wie der gänzliche Mangel der Haare, dem Gesichte ein krankhaftes Ansehen gaben, war dieses wahrhaft schön zu nennen. Die Kleidung war überaus prächtig, denn der reiche Brustlatz und die beiden Goldbleche am Kopfe, die nicht unähnlich den Augenklappen der Pferde, das schöne Gesicht von beiden Seiten beschatteten, und die mit grossen, farbigen Edelsteinen, Perlen und Brillanten besetzt waren, überstiegen, wie die Sage berichtete, den Werth von zehntausend Thalern. Nur die halbweiten Aermel von Milchflor, aus denen ein zartgeformter Arm die hübsche weiße Hand hervorstreckte, die mit Ringen überdeckt war, hatte eine Einfassung von sehr schmutzigen Brüsseler

Spitzen, die in jener Gegend mit dem Namen Judenspitzen belegt werden.

Baron Leyser erhob sich bei unserm Eintritte mit vielen Bücklingen, und nahm nicht eher wieder Platz, bis wir uns gesetzt hatten. Es war ein dickes, unförmliches, von den Blattern zerrissenes Gesicht, von einem dünnen Kranze krauser, weißlich blonder Haare eingefaßt, das durchaus nur Dummheit zeigte, und ohne einen verschmitzten Ausdruck im Blicke den polnischen Juden nicht verrathen hätte.

„Sie unterbrachen uns so eben, meine Herren," fing Frau Rahel, ohne jüdischen Accent, nur ein wenig schnarrend, an, „als der Herr Baron mir von den prächtigen Zurüstungen zu dem Balle erzählte, der von einem russischen Fürsten aus Freude über die Erhebung seines Monarchen zum König von Polen gegeben werden wird. Auch Sie werden ohne Zweifel dabei sein und alle die Herrlichkeit genießen können — ach, wer doch auch so glücklich wäre — man ist doch auch jung,

aber uns ſind alle dieſe Dinge unbekannt, höchſtens ergötzen wir uns, wenn ein Reicher aus unſerm Volke eine Hochzeit feiert, oder wenn unſere Faſtnacht herankommt, und die Vermummten uns in unſern Häuſern beſuchen.“

„Das iſt ein Götterſpaß,“ rief Adrian, „den ich alljährlich mitmache. Aber was iſt's mit dem Balle, erzählt uns, Leyſer, Ihr wißt ja Alles und kommt zu den vornehmſten Ruſſen. Wird die junge Gräfin G.. dort ſein? wird der Großfürſt erſcheinen? Das muß ich vor Allem wiſſen, denn iſt er dort, ſo würde ich's nicht wagen mit einem Blicke die himmliſche Gräfin anzuſehen.“ — „Se. kaiſerliche Hoheit,“ ſagte der Jude im ſtarknäſelnden Baſſe, mit ſehr wichtiger Miene, „werden beſtimmt nicht dort ſein, denn Sie haben bereits zu jenem Abende kleines Spiel im Palais angeordnet. Gefällt es alſo dem Herrn Grafen, ſo kann er der jungen, ſchönen Gräfin ſo viel die Cour machen, als es ihm beliebt, und ich bin

ein verſchwiegener Factor, ich will von dieſer Intention doch kein Wort verrathen."

„Es iſt ein ehrlicher Kerl, unſer Leyſer," bemerkte Adrian, „ein Anderer würde ſeinen Einfluß gewiß auf ſchlechtere Weiſe geltend machen. Alles, wonach er ſtrebt, beſteht darin, vom Marktgelde einige Solotnik in ſeine Taſche fallen zu laſſen, und die Wachsſtümpfchen von den Spieltiſchen für gute Priſe zu erklären."

„Ich danke für's Compliment," ſagte Leyſer, „muß mir aber dergleichen doch verbitten, wenn ein Cavalier dabei iſt, der mich zum erſten Male ſieht. Ich habe die Ehre, der Factor im ſächſiſchen Palais zu ſein, worin Se. kaiſerliche Hoheit reſidiren, und mithin kann es nicht fehlen, daß ein Geſuch durch mich vorgebracht, oftmals in einem günſtigen Augenblicke Gewährung findet. Will mich daher zu Gnaden empfohlen haben. Man kann nicht wiſſen, wie Umſtände eintreten können." Seine ſchelmiſchen Augen trafen mich

in diesem Augenblicke mit einem so stechenden Blicke, daß ich mich seltsam ergriffen fühlte.

14.

Adrian war mit Frau Rahel in ein nebenanstoßendes Zimmer gegangen; es war mir bald nachher kein Zweifel, welches Geschäft sie dort abgemacht hatten. Obgleich meine Stimmung nicht von der Art war, gleich zur Stelle dergleichen Bemerkungen zu machen, so waren mir doch die Umstände, die diesen Besuch begleiteten, zu auffallend, um sich nicht meinem guten Gedächtnisse einzuprägen, und bei dem Niederschreiben dieser Geschichte mit frischen Farben wieder vor mir zu stehen.

Ich hatte abermals gesehen, welche Bekanntschaften Adrian cultivirte, und wenn ich daran dachte, daß solchen jungen Leichtsinnigen das Schicksal einer Nation anvertraut war, so konnte ich mich eines innern Schauers nicht erwehren.

Der Zweck des Beſuches war nunmehr erfüllt, und wir verließen die Jüdin, von den höflichſten Verſicherungen Leyſers bis zum Wagen begleitet.

Auf dem Heimwege verſicherte mein junger Freund, daß man ohne dieſe Menſchen nicht leben könne, und daß Augenblicke einträten, wo ſie als Mittel zum Zwecke eine große Bedeutung erhielten.

Graf Korecki gab ein feſtliches Diner. Es war Zeit uns einzuſtellen. Als wir in den Saal traten, fanden wir bereits die Geſellſchaft verſammelt, Männer, die ich im Nationalkaffeehauſe geſehen hatte. Sie hatten bereits erfahren, in welchen Verhältniſſen ich zu ihnen und zum Hauſe des Grafen ſtand und kamen mir herzlich Glück wünſchend entgegen.

„Es iſt erfreulich, daß Sie unſerer Sache ſich anſchließen," ſagte ein alter Staroſt mit einem

Patriarchengesichte, „wir bedürfen der rasch entschlossenen Jugend eben so sehr, wie des besonnenen Alters. Sie gehen einstweilen nach Frankreich, um uns durch Ihre persönliche Liebenswürdigkeit jene Freunde zu erhalten, die uns unser weltgeschichtliches Elend bereits erworben hat.“

Die Unterhaltung beim Mahle war ernst, wenn gleich nicht ausschließlich dem politischen Interesse gewidmet, und nur als der, bei den Sarmaten so beliebte Champagner in schäumenden Strahlen bis zur Decke spritzte, begann sich Freude zu regen, und der lang zurückgehaltene Ausbruch der Begeisterung, von dem Augenblicke erzeugt, machte sich Bahn.

Der alten Sitte gemäß, durfte ich Natalien den Schuh ausziehen, füllte ihn mit herrlichem Ungarweine und leerte ihn auf das Wohl der Versammlung, berauscht von meinem Glücke. Junge

und Alte drängten sich herzu, um aus dem lieblichen Gehäuse des zierlichsten Elfenfüßchens Nektar zu schlürfen. Die natürliche Lebhaftigkeit des Polen und sein Hang zur Freude hatten die Uebermacht über den Ernst der Gegenwart erlangt. Man sah Alles in den rosigsten Farben, selbst die Zukunft zeigte einen vollen Lorbeerkranz und den silbernen Adler, frei von allen beengenden Attributen, sich hoch der Sonne entgegen schwingen. Die Lust nahm immer zu, und bereits hatte Natalie den Saal verlassen, um durch ihre Gegenwart ihr keine Fesseln anzulegen.

Mein Nachbar war der alte Staroſt mit dem Patriarchengesichte. Auch seinen tiefgefurchten, ernsten Zügen fing an die Freude einen lieblichen Anstrich zu geben. Er hatte viel erlebt und pries sich glücklich, daß seine eisenfeste Gesundheit ihm die Hoffnung gab, auch die bessern Tage Polens, wenn gleich als hoher Greis, noch zu sehen, da

er so unglücklich gewesen war, in dessen tiefster Erniedrigung seine Jugend zu verleben. „Und welch ein großes Amt haben mir meine Landsleute anvertraut!" setzte er mit Stolz hinzu; „haben Sie jemals von dem Drachen gehört, welchem die Obhut von unermeßlichen Schätzen anvertraut ist? Je nun, ich bin ein solcher Drache." — Ich riß die Augen weit auf, und wußte nicht, ob ich glauben durfte, der anscheinend so gescheidte Mann werde zu Zeiten plötzlich von einer fixen Idee befallen.

„Ja, ja," fuhr er fort, „mir haben sie sie anvertraut. Ich bin ein Litthauer, tief hinter Wilna, in einem Urforste, von mehr denn hundert Meilen im Umfange, hause ich. Meine Nachbaren sind Wölfe, Elenthiere, Bären und Ure. Nur der große Augenblick der Königskrönung konnte mich aus meiner Wildniß hierher ziehen, und die Neugier, was die Herren über unsern

Spaß wol für Geſichter ſchneiden werden." — Der Mann wurde mir immer räthſelhafter und ich bat ihn ſich deutlicher zu erklären.

„So hören Sie," ſprach er in gedämpftem Tone, „in meinem Schloſſe, das wol nie eines Fremden Fuß betritt, liegen in einem tiefen Gewölbe, neben den Särgen meiner Ahnen die heiligen Reichskleinodien, die vormals bei der Krönung der polniſchen Könige gebraucht worden ſind. Boleslaus des Kühnen Schwert und der goldene Reif, der nur die Stirne eines Piaſten zieren ſoll, wird nicht den neuen Herrſcher Polens ſchmücken — mag er doch die Krone, die er ſich unbefugt und unaufgefordert aufſetzt, beim Goldſchmiede beſtellen. Meiner Ahnen Heldengeiſter, unter denen kein Verräther ſich jemals blicken ließ, halten unbeſtechlich Wache; ich bin der Drache, der jedem Unberufenen den Eingang verwehrt, und ſollte einſt das Geheimniß verrathen werden,

und der Mächt es gelingen, den Weg zum Schatze ertrotzen zu wollen, so wird der Drache Feuer speien, und Schatz und Drache und die darnach Suchenden in die Luft sprengen."

„Wir halten treu und fest an unserm Glauben, nennt ihn immerhin Aberglauben, armselige Spötter!" sprach dicht hinter uns Graf Korecki. „So lange die Kleinodien in dem Gewahrsam der Getreuen sind, wird die Herrschaft des Fremden nicht dauernd sein und Polens Selbstständigkeit nicht untergehen." Dies Gespräch wurde plötzlich durch einen Courier unterbrochen, der gestiefelt und gespornt und von Schweiße triefend in den Saal trat, und dem General Z., der sich in der Gesellschaft befand, ein Schreiben überbrachte. Aller Augen waren auf den Eintretenden gerichtet, in dem mehrere der Anwesenden einen Bekannten erblickten, dem sie sich freundlich grüßend näherten.

„Aus Frankreich! Er kommt aus Frankreich! wichtige Dinge! Die Herren beim Congreſſe werden die Perrücken ſchütteln!“ ſo tönten die erſten verworrenen Ausrufungen, die General Z. mit dieſen Worten unterbrach: „Mein Freund, der von uns Allen gekannte K., der bei dem Beherrſcher von Elba eine Zuflucht gefunden hat, ſchreibt mir ſo eben aus Fréjus, an der ſüdlichen Küſte Frankreichs, woſelbſt er und Napoleon gelandet iſt. Die Einwohner laufen in Scharen hinzu und huldigen dem goldenen Adler, und in fliegendem Siegesmarſche geht es nun auf Paris los. In acht Tagen hofft er bei der Cour des Kaiſers in den Tuilerien ſeine Aufwartung zu machen.“

Eine dumpfe Stille folgte dem erſten Ausbruche der Verwunderung. Jedem drängte ſich der Gedanke auf, welchen Einfluß dieſe große Begebenheit auf Polens Schickſal üben würde. Eine freudige Ahnung überflog die Geſichter. Man be-

ſchloß, ſo bald als möglich Vertraute nach Frankreich zu ſenden, um die Sache des Vaterlandes bei dem Kaiſer zu vertreten, und ich und Adrian ſollten nun unverzüglich dahin abreiſen. Der andere Tag wurde dazu beſtimmt, die nöthigen Anordnungen dazu zu treffen, die Briefe zu ſchreiben, die Vollmachten auszufertigen und die Stimmung im Allgemeinen zu beobachten, welche dieſe Nachricht — wenn ſie ſich verbreitete — hervorbringen mußte, und in der darauf folgenden Nacht ſollte die Reiſe im Fluge angetreten werden.

Die Geſellſchaft zerſtreute ſich jetzt. Ich ſuchte mein einſames Quartier. Wie groß mir auch die Verhältniſſe erſchienen, worein mich das Schickſal geworfen hatte, ich fühlte Muth in mir und Kraft, und mit einem freudigen Gefühle ging ich meiner neuen Beſtimmung entgegen. Dachte ich dann wieder an Natalie, ſo ſank mein Muth um Vieles. Sie verlaſſen! und — ich

mußte mir's geſtehen — ich konnte ſie mir gar nicht als die Meine denken. Es ſchien mir, als habe ſie nur in dies Alles gewilligt, um den Verbündeten einen jugendlich-entſchloſſenen Geiſt feſt zu gewinnen. Mir keimte oftmals der Gedanke auf, als habe ſie ſchon ein früheres Verhältniß geknüpft — als habe ſie — doch meine Grillen häuften ſich ſo, wenn ich auf dieſem Wege ſchweifte, daß ich am Ende in ein Netz von Zweifeln gerieth, aus dem mich nur der Gedanke an meine bevorſtehende Reiſe gewaltſam befreien konnte.

Es war ſpät am Abende, als ich in dieſem Zuſtande auf dem Sopha ſaß, ein Buch in der Hand ohne zu leſen. Der Bediente ſtand an der Thür, auf den Befehl harrend, mich zu entkleiden. Da wurde geklopft. Ein Diener Nataliens, ein gewandter Franzoſe, überreichte mir folgendes Billet de la part de sa maitresse.

„Die beifolgende Einladung zu dem Balle des Fürsten M. erhielt ich für Sie. Da ich den Ball in Begleitung meines Bruders besuchen werde, so wird es mir angenehm sein, Sie, mein Freund, dort zu finden.

Ihre Natalie."

Adrian hatte darunter gekritzelt:

„Wenn wir gleich Nachts fortreisen sollen, so können wir ja doch wol einige Stunden diesem Vergnügen widmen. Ich habe meine Ursachen, den Ball nicht zu versäumen."

15.

Der nächste Tag brachte viel Unruhe. Es mußte hin- und hergelaufen werden, um die Abreise vorzubereiten, und mit Widerwillen dachte ich daran, die letzten Augenblicke in Warschau in

der lärmenden Gesellschaft bei dem Fürsten M. zuzubringen.

Dieser Fürst war ein asiatischer Souverain, dem russischen Scepter zinsbar, und hatte den Rang eines Majors bei den Kosaken. Man sagte, er besitze in jenen ungemessenen Steppen einen Landstrich, fast so groß wie Polen, von Nomadenhorden nach allen Richtungen durchzogen.

Man begegnete dergleichen Souverainen, die im russischen Heere nicht selten waren, nicht mit der ihrem hohen Stande gebührenden Auszeichnung, und sie selbst forderten auch nur die, welche ihrem militärischen Range zukam. Dabei waren sie bemüht, ihre asiatische Herrscherlaune, so gut es gehen wollte, zu verbergen, und sich nach Umständen recht liebenswürdig zu zeigen.

Als die Zeit nahete, sich bei dem Balle einzufinden, fuhr ich vor das Hotel des Grafen Korecki,

erfuhr aber von dem Portier, daß Natalie in Begleitung ihres Bruders und des Herrn von Poskewicz bereits fortgefahren sei.

War's der Zugwind in der Halle oder mein leichter Ballanzug, ein Frost durchschüttelte mich, daß ich die Fenster schnell in die Höhe zog und den Kutscher zu eilen befahl. In einer engen Straße der Altstadt wohnte der Fürst in einem geräumigen, doch nicht prächtigen Hause. Die Musik und die Lichtmasse, die durch die Fenster fiel, erfüllte die Straße von einem Ende zum andern. Ich trat in die Säle, der Fürst kam mir mit einem cordialen Gruße entgegen. Meine Blicke suchten Natalie. In dem zweiten Saale wurde getanzt; sie war weder Tänzerin noch Zuschauerin. Ich drängte mich in Schlangenwindungen durch die Touren eines französischen Contretanzes, um den dritten Saal zu erreichen. Hier wurde an einem Tische Pharao, an einem

andern Würfel gespielt. Ein als falscher Spieler berüchtigter Türke hielt die eine, Baron Leyser die andere Bank. Eine Menge junger Officiere umstanden die Tische, und ließen sich um ihr Geld prellen, indem sie durch Necken und Spotten sich an den Räubern zu rächen suchten. Hier sah ich keine Dame und wollte daher vorübereilen, als mir Potkewicz in den Weg trat, und mir seine faden Beobachtungen aufdringen wollte. Ich fragte nach Natalie. Er zeigte sie mir in einem nebenanstoßenden Gemache, in einem Kreise von Damen sitzend. Ein junger Cavalier, der mir bekannt zu sein schien, hinter ihrem Stuhle, schien sie auf das Lebhafteste zu unterhalten.

Wie ich näher trat, erkannte ich in ihm den jungen Uhlanenofficier, der auf der ersten Redoute, die ich besuchte, mit Natalien die Mazurka getanzt hatte. „Eine alte Bekanntschaft," flisterte mir eine innere Stimme zu, und ich blieb, wie

träumend, unweit des Kreiſes ſtehen, und wagte nicht näher zu treten.

„Dort ſitzt die Gräfin," hörte ich Poskewicz heiſere Stimme hinter mir, und langſam näherte ich mich meiner Verheißenen.

Meine verwirrte Miene mochte ihr auffallen, ſie ſah mich befremdet an, ſie ſchien zu fragen, doch ich war nicht geneigt, ihr an dieſem Orte die Urſache meines Mißbehagens zu enthüllen.

Ich ſetzte mich zerſtreut neben Natalie, ohne ſie zu unterhalten, und nachdem ſie vergebens darauf gewartet hatte, miſchte ſie ſich in das Geſpräch des ſie umgebenden Damenkreiſes. Der junge Uhlanenofficier, dem meine Anweſenheit ſichtbaren Zwang auflegte, ſtand nach einer Weile auf und geſellte ſich zu den Spielern. — Ich ſaß wie ein Träumer da, mit weit aufgeriſſenen

Augen nichts ſehend, und hatte nicht bemerkt, daß Natalie an dem Arm einer Freundin, ſich, über mich ſpöttelnd, entfernt hatte, daß nach und nach alle Damen ihr gefolgt waren, und ich endlich allein, inmitten eines Kreiſes leerer Stühle, zurückgeblieben war.

Meine Beſorgniſſe, daß Natalie ihr Herz bereits einem Andern verſchenkt hatte, ſtiegen immer lebhafter in mir auf. Dieſer Andere war aber der junge Uhlanenofficier, den ich bei ihr getroffen hatte. Es war mir peinlich, zu wiſſen, daß ſie nur aus Gehorſam zu ihrem Vater nicht widerſprach, als er mir ihre Hand zugeſagt hatte.

Wie verwünſchte ich dieſen Ball! noch heute — bevor ich von Warſchau abreiſte — mußten ſich mir dieſe Zweifel löſen, und Alles hinlänglich aufgeklärt ſein. Wie hätte ich meinen Geiſt auf Geſchäfte von Wichtigkeit hinlenken können,

laſtete dieſe Sorge noch auf mir. Entſchloſſen ſprang ich auf. Mit lächelndem Geſichte ſtand Poskewicz vor mir, den Halbkreis leerer Stühle um mich her, betrachtend. „Welch ein feindlicher Gaſt hat dieſen ſchönen Kreis davongetrieben?“ ſprach er gleichſam höhniſch.

„Mein Unſtern,“ erwiederte ich, „der mir die Gabe geraubt hat, angenehm ſchwatzen zu können. Die Voliére iſt leer — ſie ſind alle davon geflattert, die bunten Vögelchen!“ ſetzte ich bitter hinzu.

Ich ſah nach der Uhr. Die Nacht war weit vorgerückt.

„Es wird Zeit!“ ſagte ich zu mir ſelbſt. „Drittehalb Stunden verträumt.“

Adrian kam aus dem Spielſaal. „Die Kerle werden mir die Revange ſchuldig bleiben müſſen,

denn wir müſſen fort. Wo iſt Natalie?" Ich konnte es ihm nicht ſagen.

Poskewicz hatte ſich wieder entfernt; wir gingen durch die Säle, um ſie aufzuſuchen.

Der Uhlanenofficier begegnete uns, auch er fragte nach Natalien. Auf unſere Erwiederung, daß auch wir ſie ſuchten, eilte er mit einer Haſtigkeit fort, in der ſich nur zu deutlich ſeine Beſorgniß offenbarte. Adrian ſchien verlegen, ich befand mich in einer nicht zu beſchreibenden Unruhe. Endlich erblickte Adrian eine ältliche Dame, deren Obhut er Natalie bei ſeinem Eintritte übergeben hatte. Hier erfuhren wir, ſie ſei mit einigen jungen Damen und Herren in die obern Zimmer eingeladen worden, um dort, fern von der Muſik und dem Geräuſche des Balles eine Taſſe Thee zu nehmen, und zugleich einige Gemälde anzuſehen, welche Gegenden aus der Heimath des

Fürſten darſtellten. Sie verwundere ſich jedoch ſelbſt, ſetzte ſie hinzu, über das lange Ausbleiben der Leutchen, und forderte uns auf, die Damen wieder herunterzubringen, da es wol Zeit zum Aufbruch wäre. Kaum hatte ſie dieſe Rede geendet, als ein furchtbarer Lärm ſich von dem Eingange her, dem Saale, in dem wir uns befanden, zuwälzte. Flüchtende Damen, mit Entſetzen in den Mienen, ſtürmten voran, und ſuchten Schutz vor der nachdringenden Menge, indem ſie auf Tiſche und Stühle ſprangen, die an den Wänden umherſtanden. Nach ihnen kamen Väter, ihre Töchter im Arme, die ſich ängſtlich an ihnen feſtklammerten, und nun wälzte ſich mit fürchterlichem Geſchrei eine tobende Menſchenmaſſe einher, die mit den Waffen und Fäuſten auf einander losſchlug. Tiſche und Stühle, Flaſchen und Leuchter ſah man in die Luft gehoben, um auf das Haupt des Gegners niedergeſchmettert zu werden. Die Fenſter wurden aufgeriſſen, und der

Stärkere hob den Schwächern bis zur Brüſtung, und warf ihn ohn' Erbarmen von einer beträchtlichen Höhe auf das Straßenpflaſter hinab. Mitten aus dieſem wilden Tumulte ſah ich den ſchönen Lockenkopf des jungen Uhlanenofficiers hervorragen. Er drängte ſich durch die Menge, die ſelbſt in der größten Erbitterung des Streites ihm für einen Augenblick Platz machte. Jetzt kam er näher — er trug auf ſeinen beiden Händen ein todtenähnliches Frauenzimmer, das er auf ein Sopha legte. Eine Menge junger Polen ſuchten mit Mühe einen weiten Kreis rund um ſie zu bilden. Einige Damen hatten ſich genähert, um der Unglücklichen Hülfe zu leiſten. Ich trat ſo nahe hinzu, als ich es vermochte — und — ich erkannte Natalie. —

Ehe ich mich noch faſſen konnte, zerrten einige Polen den Fürſten, der den Ball veranſtaltet hatte, in den Kreis. Einige gemeine Koſaken folgten ihm.

Der Fürſt war in einem Zuſtande ſinnloſer Trunkenheit, und vermochte nur lallend einige Flüche auszuſtoßen und den Koſaken den Befehl zu ertheilen, den jungen Uhlanenofficier feſt zu nehmen. Aber wie ein zürnender Achill ſtand dieſer mitten im Kreiſe da, und ſo wie die Kerle ſich ihm näherten, ſtreckte er ſie mit einem Fauſtſchlage nieder.

„Unter Cavalieren — und ich will Dir die Ehre erzeigen, Dich noch dafür zu halten — werden Streitigkeiten nicht mit Hülfe der Leibeigenen ausgemacht!“ donnerte er. „Morgen erwarte ich Dich in der Allee von Lazenka, um zwei Uhr Mittags. Sorge für gute Piſtolen!“

Und ſomit kehrte er ihm verächtlich den Rücken und wandte ſich zu Natalie, welcher auch ich mich genähert hatte. Sie lag noch immer in tiefer Ohnmacht da, ihre Kleider waren zer-

riſſen, ihre Haare gelöſ't, ihre Wangen zeigten blutige Spuren. Ich muthmaßte das Schrecklichſte, und wagte nicht um Aufklärung des Gräßlichen zu fragen.

Der Lärm ſchwieg; die Thüren waren von Wachen beſetzt, und ein Officier trat in den Saal und ſchrieb die Namen aller Anweſenden auf, um ſie höhern Orts zu melden. Man hob Natalie auf, um ſie in den Wagen zu tragen — ich war nicht im Stande, ihr zu folgen. Da faßte mich Jemand am Arme, ich ließ mich willenlos bis zur Thür leiten. „Adjutanten von Sr. kaiſerlichen Hoheit!" rief eine bekannte Stimme der Wache zu, die das Gewehr anzog. Ich blickte auf, es war Leyſer, der mich und Adrian zum Saale hinaus, und an den Wagen führte.

Wir ſaßen ſtumm neben einander und traten in das Haus der Trauer, wo der edle Graf von

Korecki an dem Bette ſeiner verlorenen Tochter weinte, welche ſo eben wieder ihre Augen zum ſchmachvollen Leben geöffnet hatte.

16.

An die Abreiſe nach Paris wurde nicht weiter gedacht. Die Nacht brachten wir in ſtummem Schmerze zu. Das Zimmer der jungen Gräfin war Allen unzugänglich. Ihr Zuſtand erregte die größte Beſorgniß. Es war Keinem ein Räthſel, was dieſe traurige Begebenheit herbeigeführt hatte. Durch die verrätheriſche Liſt des gemeinen Kupplers Poskewicz, hatte ſich die junge Gräfin allein mit einem betrunkenen Wollüſtling befunden, der ſie mit zudringlichen Bitten beſtürmte. Dem armen hülfloſen Schlachtopfer gegenüber, das vergebens zu entkommen ſuchte, wurde das Ungeheuer kühner — der ohnmächtige

Widerſtand ward bald überwältigt, und das ängſtliche Schreien der Armen übertönte der Jubel des Feſtes.

Doch zu den Ohren des hinaufeilenden Officiers ſchallte es; mit der Rieſenkraft der Verzweiflung zertrümmerte er die Thür, der hündiſche Räuber floh, und ſo wie ſich die edleren Gemüther ſogleich im höchſten Grade der Entrüſtung an dem Urheber der Schandthat rächen wollten, ſo konnte es nicht fehlen, daß die, ähnlichen Gelichters, ſich zur Wehre ſetzten, und ſo erfolgte dann der tumultuariſche Auftritt.

Meine Stimmung nach dieſem Vorfalle läßt ſich nicht beſchreiben. Zu groß war der Antheil, den der junge Uhlane an Natalien genommen hatte, als daß ich nicht die Beſtätigung aller meiner Beſorgniſſe daraus hätte erfahren ſollen. Natalie war für mich nicht verloren, denn nie

hatte ich sie besessen. Nur dem Vaterlande gehörte ich an — nur seinem Glücke schlug dies Herz — ich mußte mir Fassung erringen, um mich zur Reise anzuschicken.

Um zwei Uhr des folgenden Tages harrte der Uhlan mit seinem Secundanten vergebens auf seinen Gegner in der Allee von Lazenka. Man sah ein Paar Herren in der Entfernung, die ein strenges Incognito beobachteten, und in welchen man die höchste Militärperson in Warschau, von einem Adjutanten begleitet, wollte entdeckt haben, die, entrüstet über den Vorfall, sich mit eigenen Augen von dem Ausgange des Duells überzeugen wollte.

Die Polen warteten lange und verließen endlich nur zögernd den Wahlplatz.

Ich war mit Adrian zugegen gewesen. Stumm und in sich gekehrt saß er an meiner

Seite. Das wildrollende Auge ſchoß Blitze, die bleichen Lippen bebten. Man hätte ihn nicht wieder erkannt.

Er trug mir Einiges auf zu unſerer bevorſtehenden Abreiſe zu beſorgen, und verſprach, mich gegen Abend im Reiſewagen abzuholen. Ich ging hierauf in mein Zimmer, und ſchrieb einige Zeilen an Natalie unter heißen Thränen.

Gegen Abend kam der Reiſewagen; die Poſtpferde waren vorgelegt. Der Bediente meldete, Graf Adrian würde bald erſcheinen, und dann müſſe es ſogleich fortgehen. Er ließ nicht lange auf ſich warten — noch verſtörter, als er mich verlaſſen hatte, ſah ich ihn wieder, er fiel mir wild um den Hals und lallte: „fort! ſchnell fort!“

Der Wagen flog mit Blitzesſchnelle durch die Straßen. Unweit des Koreckiſchen Hotels be-

fahl er langsam zu fahren. Er erhob sich stehend in dem Wagen, und hielt mit wildem Lachen ein Pistol in die Höhe, einer weiblichen Gestalt entgegen, die zitternd in tiefe Schleier gehüllt auf dem Balcone stand. „Du bist gerächt!" schrie er — warf sich in den Wagen zurück — und ergoß seinen Schmerz in einen Strom von Thränen, während der Postillon munter in's Horn schmetterte, und ich, von dumpfer Trauer durchbohrt, die Warschauer Linien hinter mir fortfliegen sah.

17.

Mit dem Tage von Mont St. Jean war auch Polens Sonne untergegangen. Die neue Ordnung der Dinge hielt mich fern von Paris.

Ich unternahm große Reisen. Bald weihete ich meinen Arm der Unabhängigkeit Amerika's,

bald der griechiſchen Sache. Ich war in's hohe Mannesalter vorgerückt, und hatte nichts, als ein Herz ohne Liebe, eine Bruſt voll Zweifel, einen Kopf voll trüber Erfahrungen und kein Vaterland, für deſſen Freiheit ich ſterben konnte. Ich lebte in Paris faſt ohne allen Umgang, als die Ereigniſſe der großen Woche mich auf's Neue belebten. Briefe aus der Heimath, deren Beantwortung ſeit lange aufgeſchoben war, wurden hervorgeſucht, alte Verbindungen wurden wieder angeknüpft, die Erſchütterung ſollte ihre wohlthätige Wirkung bis zu den Sandufern der gelben Weichſel, bis zu den alten Felſenhäuptern der Karpathen erſtrecken. Mit friſchem Jugendfeuer hörte ich von dem Aufſtande der Polen. Der Verſuch, ſich gegen Rußlands Rieſenmacht aufzulehnen, war eben ſo rührend als heldenmüthig. Ich raffte mich auf, was konnte ich Beſſeres thun, als meine letzten Blutstropfen dem Vaterlande hinzugeben. Nicht ohne große Mühſeligkeit gelang es

mir, die Grenze zu überschreiten. Endlich erblickte ich die Thürme der großen Numancia — Warszawa — und hielt unter Thränen meinen Einzug. Ich nahm sogleich Dienste bei dem activen Heere, und in der Schlacht bei Praga zerschmetterte mir eine russische Kugel den rechten Oberarm — ich ward mit vielen anderen Verwundeten nach der Stadt gebracht. Hier hielten nun unsere Schlitten in langer Reihe und hemmten in der engen Straße die Verbindung. Es dauerte lange bis wir untergebracht waren, die Luft pfiff schneidend, und milde Frauen hatten sich mit Stärkungen und Arzeneien den Schlitten genaht, um unsere Leiden zu mildern. Da kam in rasselnder Eile ein Pulvertransport daher, unsere Schlitten mußten aus dem Wege. Die Pforte eines an der Straße liegenden Begräbnißplatzes wurde geöffnet und wir fuhren über die holprigen Gräber, und hielten mitten unter Leichensteinen, die der aufgehende Mond so eben beleuchtete. Der

ehrliche Bauer, der mich auf dem Schlitten hatte, fuhr, um mich gegen die rauhe Nachtluft zu schützen, nach der Kirchhofsmauer hin, wo diese und ein dichtes, wenn gleich entblättertes Gesträuch, ein schirmendes Obdach bildete. Der Mond beschien ein einfaches Denkmal an meiner Seite, das fern von den übrigen Gräbern, hier an der Mauer, in einem Winkel des Kirchhofes, wahrscheinlich einem Unglücklichen errichtet war. Ich heftete meine Blicke auf die Inschrift. Die schwarzen Buchstaben starrten mir groß von dem weißen Grunde entgegen, ich las den Namen: Natalia Korecka.

Bayerische

Panorama von München.

Erſter Theil.

Panorama

von

München.

Von

August Lewald.

Erſter Theil.

Stuttgart.
Hallberger'ſche Verlagshandlung.
1835.

Pasar. 1659 5m
1

„Aber was ist der Zweck deines Reisens, mein Sohn?"
„Ei nun, würdiger Vater, diese Welt zu sehen, in der ich nun einmal lebe, und zu lernen, und weiser zu werden, das heißt glücklicher. Ich treibe es, wie die alten Philosophen der Griechen es trieben, ziehe umher, wie sie, zu den fremden Völkern, und lerne." — —

Zschokke,
ausgewählte Dichtungen 6. Theil.

Standpunct.

Es gibt verschiedene Standpuncte die Dinge zu betrachten. Ein und daſselbe kann groß und unbedeutend, lang oder kurz, freundlich oder düſter erscheinen. In neuerer Zeit hat kein Fremder ein anderes Urtheil über München gefällt, als ein mündliches; was gedruckt erschien, rührt von Einheimiſchen her, und es iſt unnöthig ihren Standpunct zu beleuchten. Ich will den Meinigen angeben.

Es iſt der, der vollkommenſten Unabhängigkeit; mein freier Blick überſchau'te viele große und kleine Städte, jahrelang übte ich mich darin das Eigenthümliche und Characteriſtiſche einer Jeden aufzufinden, und treu zu ſchildern.

In jüngſter Zeit hat man hin und wieder gegen die ſogenannten Reiſememoiren geeifert, und findet es anmaßend, daß Reiſende, nach einem ſehr kurzen Aufenthalte, zwiſchen Zerſtreuungen aller Art, die Linien hinzuzeichnen ſich getrauen, die ein lebendiges Charaktergemälde einer Stadt, oder eines Landes abgeben ſollen. Dieſe Rüge wäre nicht immer grundlos, zu oft

aber wird ſie durch gekränkte Eigenliebe veranlaßt. Ein ganz alltäglicher Reiſender, ein Menſch, der zum erſten Mal die Heimath verläßt, der in Gewohnheiten gewiegt, ſich in nichts recht zu finden weiß, fliegt mit dem Eilwagen durch ein Land, bleibt einige Tage in einer Stadt, die kaum dazu hinreichen die Sehenswürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen, und läßt ſeine Bemerkungen drucken. Natürlich iſt es, daß die Beſſerunterrichteten darüber lachen, eben ſo natürlich aber auch, daß die Nichtunterrichteten betrogen werden. Dieß gibt den Einheimiſchen nun willkommene Waffen in die Hände, die ganze Reiſeliteratur zu bekriegen. Wenn man ſie hört, ſo ſollte blos Einer aus ihrer Mitte im Stande ſeyn, die Sache aus dem rechten Geſichtspuncte zu ſchildern. Es wäre zu denken, daß eine ſolche Schilderung wohl auch intereſſant werden könnte, wenn der Verfaſſer ſich einen freien Geſichtskreis zu ſchaffen im Stande wäre, und keine Rückſichten obwalten ließe. Wir beſitzen einige ſchätzbare Werke dieſer Art, die für Kundige, durch das ächt nationelle Colorit noch beſondere Reize erhalten. Dieß ſind aber große Seltenheiten. Gewöhnlich empfangen wir von ſogenannten „vaterländiſchen Schriftſtellern," die über ihre eigenen Angelegenheiten ſchreiben, keine Werke in der Art von Bulwer's „England und die Engländer." —

Ich war zwei Mal in München, während der letzten Regierungsjahre des vorigen Königs, und nach dem erſten Decennium der Regierung des jetzigen. Ich ſah

zwei merkwürdige Epochen, die der vollkommensten Ruhe, den Nachglanz einer großen ruhmvollen Periode, einen guten milden Regenten, vom Glücke getragen ein langes Leben hindurch; wie ein guter Familienvater sein Haus bestellend, seine Töchter verheirathend, und von Festen und heitern Freuden umschwebt, nach einem Balle ermüdet eingeschlafen, seine Tage beschließen. Ich sah Eugen von Leuchtenberg sterben; die Herzogin mit ihren Kindern zu Fuße nach der Herzogspitalkirche wallfahrten; für die Armen die Pfänder im Leihhause auslösen; und dann den Leichenzug vom Fürsten Wrede angeführt, der den Sohn Napoleon's zur Gruft geleitete. Ich sah die Kapsel mit der Aufschrift: „das beste Herz," nach Altenötting abführen; sah des Königs Vögel, seine Kleider, Stöcke und Hüte verkaufen, und des Königs Degen vom Caffeewirth Findel erstehen, und dem städtischen Zeughause schenken. Ich las Platen's Ode auf die Thronbesteigung Ludwigs des Ersten, und sah die erste Ausgabe der Gedichte des neuen Königs. Ich habe, wie man sieht, in München Manches erlebt, und weiß es zu würdigen. Drei Jahre umfaßte dieser erste Aufenthalt in München. — Nach acht Jahren kehrte ich zurück. Die Glyptothek und die Isarbrücke standen fertig, und die andern Bauwerke waren im Entstehen. Ich sah mehre neue Grundsteine legen, malende Maler, Zimmerleute auf schwindelhohen Gerüsten; Einige davon herabfallen; ich sah des Königs feierlichen Empfang bei seiner Rückkehr aus Italien, kurz

nach dem Hambacher Feſte; ich ſah Verhaftungen und Verurtheilungen; Volkhart im zweifarbigen Zuchthaushabit, und ſeinen Defenſor, mit der Narbe in der Unterkinnlade, von dem verfehlten Verſuche ſich das Leben zu nehmen; ich ſah die griechiſchen Deputirten auf der Thereſienwieſe; die Abreiſe des Königs Otto; das Bankett bei der Vermählung der Erbgroßherzogin von Darmſtadt; wohnte einer Sitzung des Caſſationshofes und einer der Abgeordneten für 1834 bei. Dieſer zweite Beſuch beſchränkte ſich nur auf zwei Jahre. Ich habe aus allen dieſen Vorgängen viel gelernt, wenn ich gleich nicht daraus Bilder zum Panorama ſchöpfte. —

Jetzt habe ich München wieder verlaſſen. — Um ein Panorama zu entwerfen muß man eine bedeutende Höhe beſteigen, wo ſich die Gegenſtände im weiten Rundblicke, maleriſch und intereſſant dem Auge darſtellen. Für München wird von Kennern der St. Petersthurm vorgeſchlagen. Von dort ſieht man die Häuſer, Thürme, Straßen, die Gärten, Auen, die Iſarufer, den Fluß, die Höhen und die fernen Berge; es iſt ein reizender Anblick. Auch Menſchen ſieht man, aber ſie ſind klein und unkenntlich; das Bild bleibt ſtumm, und was auch der Morgen oder Abend darin wechſelnd beleuchten mag, im Weſentlichen immer unverändert. Solch ein Panorama aufzunehmen iſt Vorwurf des Farbenmalers. Der Maler mit Worten muß eine andere Höhe, als die des Petersthurmes ſich zum Ziele wählen, von wo er ſein lebendes, ſprechen-

des Rundbild entwerfen will. In München ſelbſt wird ſchwerlich der rechte Punct für ihn zu finden ſeyn.

Voll von den Bildern des Münchener Treibens, beſeelt von dem Wunſche es treu zu ſchildern, verließ ich München und wandte mich der herrlich großen Alpenwelt zu, die nach Süden hin, ſich ſo lockend vor uns ausbreitet. Hier im Schooße der reinen Natur, abgeſchieden von der Welt, auf einem einſamen Felſenſchloſſe, aus deſſen Fenſtern ich das köſtliche Etſchthal ganz beherrſche, ſuchte ich meine Phantaſie auf München zurückzulenken, und wunderbarlich klar geſtaltete ſich Alles vor meinen Blicken. Eine fünfjährige Bekanntſchaft wäre wohl im Stande geweſen den Conturen Sicherheit, den Staffagen Lebendigkeit, der Ausführung Wärme zu verleihen; der Contraſt meiner jetzigen Umgebung mit den zu ſchildernden Gegenſtänden, könnte mich zu den richtigſten Farbentönen leiten, und dem Auge Helle und Schärfe geben. Der Verſuch zeige, was ich zu erreichen vermochte. —

Man werfe mir, ſelbſt da wo ich bitter tadle, nicht Abneigung für das Eine, nicht Vorliebe für das Andere vor. Alles was mich abſtieß und anzog iſt gleichweit entfernt von mir, und übt nicht mehr den verführeriſchen Reiz; mein Gemüth iſt frei von jedem beſtechenden Eindrucke; und engere Freundſchaftsbande, ſo wie leicht geſchlungene Bekanntſchaften, feindſelige Begegnung und unangenehme Erfahrungen, Alles ſieht ſich in dem Spiegel der Erinnerung Anders an, als

wenn man noch in steter Berührung begriffen, Lust und Freude, Verdruß und Kummer kostet.

Das Erstere gebiert enthusiastische Schilderungen, das Letztere gallichte, krankhafte Ergüsse. Beides wird in meinem Panorama nicht angetroffen werden; Beides gibt in jedem Betracht Unwahres. Meine Zuneigung begeisterte mich wohl nicht so überschwenglich, wie es vielleicht Mancher gewünscht; aber meine Abneigung verleitete mich auch nicht zu Ungerechtigkeiten. Das Härteste glaube ich über München's gesellschaftliche Formen gesagt zu haben; es ist aber deßungeachtet wahr und jeder Fremde, der länger dort verweilte, stimmt gewiß meinem Urtheile bei. Mit Verachtung sprach ich von einem gemeinen Treiben, das Nirgend so ausschließlich und in solchem Umfange, wie in München Statt findet, und auch Nirgend solchen Anhang hat. Es wäre Versündigung, wollte man es mit dem ohnedieß mißbrauchten Namen: Literarisches, benennen. Was ich über das junge, durch königliche Gnade geweckte Kunstleben sagte, wird wahrscheinlich den meisten Widerspruch finden. Ich liebe die Kunst und die Künstler, ließ mich aber dennoch nicht verleiten, Alles bereits Entstandene und im Werke Begriffene besinnungslos anzustaunen, um dann in die allgemeinsten Lobeserhebungen auszubrechen. Durch diese Uebertreibungen ist den Sachen im Auslande mehr geschadet als genützt worden, und ein Urtheil aus München, über Gegenstände heimischer Kunst, erregt, wenn es auch in

ganz anderm Sinne abgefaßt wurde, bei jedem Unbefangenen einen vorläufigen Zweifel. Mein Augenmerk war überdieß hauptsächlich nur darauf gerichtet: „welche Bedeutung können diese neugeschaffenen Kunstwerke für unsere Zeit haben? — welchen Einfluß üben sie auf Kunst und Künstler überhaupt? — welchen Rang wird ihnen wohl dereinst die Nachwelt einräumen, in der langen Reihe dieser Bestrebungen von den ältesten Zeiten her?“ — Eine Kritik einzelner Werke, eine Zergliederung derselben, so wie eine vollständige Aufzählung alles Geleisteten, wird vergeblich gesucht werden. Im Panorama zeigen sich nicht alle Gegenstände dem Auge, und von denen, die man erschaut, nicht alle gleich deutlich, das Betrachten von allen Seiten ist nicht gestattet, eben so wenig, wie das nahe Hinzutreten. Dennoch aber wird eine solche Rundschau nicht verschmäht, und ihr sinnreicher Erfinder, Herr Tielker in Moskau, speculirte ganz richtig auf den Geschmack seiner Zeitgenossen. Der Panorama-Maler bedarf indeß auch anderer Fähigkeiten und Eigenschaften, als der Miniatur- und Genre-Maler, und was der detaillirten Ausführung abgeht, ersetzt die richtige Auffassung eines großen Ganzen.

Als das Anziehendste erschien mir stets in München das Volksthümliche, das sich in größerer Reinheit bis jetzt dort erhalten hat, als in irgend einer andern der bedeutendern Städte Deutschlands. Alle Bestrebungen gehen aber darauf hin, es nach und nach zu verdrängen. Mein zweiter Besuch, nach

zehnjährigem Zwischenraum, zeigte mir dieses nur zu deutlich. Nichts was München aufgedrungen werden könnte, wird ihm in den Augen sinniger Fremden, jene verlorenen Reize ersetzen können; denn das Bestreben, München in anderer Hinsicht mit großen Hauptstädten wetteifern zu lassen, dürfte lange fruchtlos bleiben.

Obgleich ich nicht auf den Beifall vieler Bewohner Münchens zähle, so getraue ich mich dennoch vorauszusagen, daß das Panorama Einigen nicht mißfallen werde, auch bin ich eben so überzeugt, daß dem Einen Dieß und Das sehr zusagte, wenn nur das Eine und das Andere nicht auch dabei wäre. Dieses Gefallen und Mißfallen entspringt jedoch lediglich aus ganz individuellen Ansichten und persönlichen Beziehungen; ich habe jenes nie gesucht, dieses nie vermieden.

Der Fremde, der München schon besuchte, wird sich in meinem Panorama leicht zu recht finden, der es noch nicht kennt, wird manchen Aufschluß darin erhalten, den ihm kein Wegweiser, kein Fremdenführer gibt. Es wird ihm den rechten Gesichtspunct angeben, Münchens Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, von denen viele allerdings auch für Leute sehenswerth sind, die nicht blos die Welt durchziehen, um auf Sehenswürdigkeiten Jagd zu machen; eben so auch solchen eine nicht unangenehme Begleitung seyn, die beim Anblick bunter Farben und goldener Verzierungen, die allerdings nicht ohne Geschmack angebracht sind, nicht gleich wie kleine Kinder in die Hände

klatschen und rasend vor Freude werden. Daß dem Beamten, der viele Jahre in einem baierischen Landstädtchen saß, dem Studenten, der nie eine größere Stadt gesehen, die Herrlichkeiten Münchens anders erscheinen müssen, als Viele hier geschildert sind, liegt klar am Tage.

Ich wünschte alle meine Leser auf meinen Standpunct hinzaubern zu können, von dem sich jetzt München's Panorama meinen Blicken aufrollt. Ein anderer Maler ist dieß jedoch eben so wenig im Stande. Er begnügt sich zu sagen, daß sein Bild von dem oder jenem Thurme aufgenommen wurde. Der Beschauer steht aber nur auf einem ordinären Brettergerüste, unter einem zeltähnlichen Dache, und muß sich nun denken, er stünde auf dem Thurm, von dem er selbst gar nichts einmal sieht. —

Ich sitze aber auf dem alten, stattlichen, weißen Thurme, dem Ulrenthale gegenüber, der auf dem „lebendigen Felsen“ erbaut ist, von Hunderten der edelsten Kastanienbäume beschattet. Tief unten ranken sich Reben zu reichen Lauben, bis an die Ufer der Etsch, die durch den blühendsten Garten ihre Woge rollt. Und über mir wölbt sich der bewaldete Berg, von dem der Wasserfall stürzt, worin der Mond seine hellsten Strahlen wirft. Ich trinke die reine Luft der Höhe und über meine Umgebung hinweg schweift mein Blick; die Ferne öffnet sich ihm: ich sehe München. —

Ueberblick.

In einer, auf den erſten Blick, kahlen Gegend, in geradlinichter Ausdehnung, ohne Thore, Wälle oder Mauern, die nur noch an dem ſüdweſtlichen Ende unvollkommen angetroffen werden, mit Straßen, die auf ein Fortbauen in's Unendliche angelegt zu ſeyn ſcheinen, liegt die alte Hauptſtadt Bayerns, und ſtreckt als Wahrzeichen die dicken Zwillingsthürme zu U. L. F. weit hinaus, ſo daß der Reiſende ſie erblickt, wenn am Horizonte noch kein anderes Gebäude der Stadt ſichtbar wird.

Die weite Ebene, durch nichts begränzt als den fernen, bläulichten Saum der Alpenkette gegen Süden, nach Norden ſich in die langweiligſte Unendlichkeit erſtreckend, macht einen um ſo trübern Eindruck, je lieblicher oder maleriſcher die Gegenden waren, die man eben verlaſſen hat, um hieher zu reiſen. Nähert man ſich München von Salzburg, welche Erinnerungen bringt man mit aus dem romantiſchen Aigen und den zerriſſenen Felſenrieſen des Watsmann; kommt man vom Rheine, aus Schwaben, von Regensburg, welch' lieb-

lichen Höhen wanderte man da vorbei, welch' freundliche Flüße überschritt man? iſt es endlich die Schweiz oder Tyrol, durch die der Reiſende ſeinen Weg genommen, was wäre im Stande die Reize jener Natur aufzuwägen? — Durch weitläuftige Vorſtädte, an palaſtähnlichen Gebäuden vorüber, die wie vom Zufall in bunter Unordnung hingeworfen zu ſeyn ſcheinen, fliegt man vorbei, und man iſt bald im Mittelpuncte der Stadt ohne es zu wiſſen.

Hier gewinnt nun Alles ein anderes Anſehen. Vor dem Thore ſah man einen griechiſchen Tempel, deſſen Marmorfaçade ſich aus dem Grün duftiger Akazien erhob, einen fenſterreichen Palaſt im byzantiniſchen Geſchmack, eine Villa im reinſten Style der Antike — hier iſt man mit einem Male in's Mittelalter verſetzt. Jedoch nicht in eine mittelalterliche Stadt, die überall Spuren der Macht und des Reichthums ihrer frühern Bewohner zur Schau trägt. Nicht ſind es die kaſtellartigen, umthürmten Steinmaſſen Nürnberg's, nicht die wunderſeltſamen Bauwerke der oberitaliſchen Städte, nicht Burgen und Klöſter, wie ſie manch andere Stadt uns aufbewahrt hat. Die alten Häuſer ſind nach dem Bedürfniſſe moderniſirt, ſo gut als es gehen wollte, und um ihnen jede Spur einer finſtern Zeit zu rauben, mit hellen und freundlichen Farben angeſtrichen worden. Der hieraus entſpringende Contraſt fällt am meiſten auf und gibt München das fremdartigſte Anſehen.

Die Altſtadt iſt volkreich, dieß zeigt ſich auf den

erſten Blick. Man ſieht Leute aus allen Ständen vorübergehen, und in jenen Straßen, die zur königlichen Reſidenz und zum Theater führen, ſind auch glänzende Equipagen nichts Seltenes. Dazwiſchen aber wandern, gemeſſenen Schrittes, vollſtändig armirt, paarweiſe die Gendarmen, nach allen Richtungen hin, und es kann nicht geläugnet werden, daß dieſe zahlreiche, heilige Hermandad, auf den Fremden keinen angenehmen Eindruck macht. —

Die Iſar prangt nicht mit ſtolzen Maſten und Wimpeln; unbemerkt, zwiſchen grünenden Hügeln und duftenden Gebüſchen verſteckt, ſtürzt ſie über ihr kieſiges Bett, von den Schneegebirgen Tyrols herab, und rauſcht an München vorüber, den Schweſterarmen der Donau zu. Ihre Uferhöhen, die vielen Wehre, die ungeduldige Schnelligkeit, die grüne Farbe, der friſche Gebirgshauch endlich, den ſie mit ſich führt, Alles dieß gibt ihr einen nicht zu beſchreibenden Grad von Anmuth und dieſe muntere Gebirgsbewohnerin, mit ihrer angeborenen, natürlichen Coketterie, verleiht der nächſten Umgebung der Stadt, Leben und Reiz, die noch überdieß ſich des Schattens duftiger Laubwälder zu erfreuen hat.

Mögen meilenweite, Seeſchiffe tragende Ströme, die Pracht und Majeſtät großer Städte erhöhen; mögen Einige ihre ſeichten, vom Sande getrübten Flüſſe mit Gondeln bevölkern; ein ſo eilig dahinſtürzendes, traulich koſendes, an jedem im Wege liegenden Kieſel

ſchäkernd brandendes Gebirgsflüßchen, wie die muntere Iſar, gewährt ganz eigene Luſt.

Wir ſtehen auf ihrer Brücke und blicken nach den zackigen, blauen Felſen, denen ſie entſtrömt; wir werfen unſern Blick auf die friedlichen, frommen Dorfſchaften der Ufer, mit ihren weißen, einförmigen Thürmchen, womit ein Jedes prangt, und ſehen es nur ungern, daß die prachtvollen Baumgruppen des engliſchen Gartens ihren Lauf unſern Augen entziehen.

Man ſöhnt ſich bald mit Münchens etwas verrufener Gegend aus, die zwar nicht auf den erſten Blick pittoresk erſcheint, doch ſtille Reize im Waldesgrün und am kieſigen Flußbette birgt. Die Stadt ſelbſt zeigt ſich eigentlich von keiner Seite in ihrem Glanze; man ahnet nicht, welche Prachtgebäude in ihr enthalten ſind. Sie liegen nämlich Alle zerſtreut und zum Theil verſteckt auf der Fläche. Am großartigſten hätte ſich die Idee, München zu verſchönern, ausführen laſſen, wenn man die Iſarhöhe, Gaſteig genannt, mit den Paläſten à la Pitti und Byzanz, mit Glyptotheken, Pinakotheken, Baſiliken und Kirchen, mit Gallerieen, Villen und Arcaden, bebaut haben würde. Von hier aus hätte ſich die Herrlichkeit auf wirklich überraſchende Weiſe präſentirt; die ohnedieß gewerbreiche und gut bevölkerte Iſarvorſtadt, würde das belebteſte Volksviertel, mit Boutiquen, Café's, Reſtaurationen geworden ſeyn, und zahlreiche, ſchöne Brücken, hätten das prächtige Weſtend, mit der Altſtadt verbunden.

Auf ſolche Weiſe hätte aber daran gedacht werden müſſen ein Ganzes zu ſchaffen. Man würde die Vorſtadt haben pflaſtern müſſen und gehörig beleuchten, Brücken anlegen, terraſſirte Gänge für die Fußgänger, gute Straßen für die Equipagen, um die Höhe des Gasteigs bequem zu befahren; dann aber wäre München eine ſchöne Stadt zu nennen geweſen.

Wie es jetzt beſchaffen iſt, ſo zeigen die Anlagen von einem weitausſehenden, jedoch unberechneten Plan. Um in ſeiner ganzen Ausdehnung ausgeführt zu werden, bedürfte es einer Bevölkerung, die für München niemals denkbar iſt. Was herbeigezogen werden konnte, iſt herbeigezogen worden, und die Einwohnerzahl iſt in zehn Jahren um ein Drittheil geſtiegen. Dieß ſcheint aber auch das Maximum zu ſeyn. München, ohne Handel, ohne Fabriken, in einem Winkel des Vaterlandes, am Fuße der Tyroler Berge gelegen, lediglich durch den Hofhalt des Königs von Baiern blühend, wird nie mit magnetiſcher Kraft fremde Anſiedler anziehen können. Die Kunſt allein, die jetzt dort gepflegt wird, iſt dieß auch nicht im Stande; und daher hat denn auch die Vergrößerungsluſt plötzlich nachgelaſſen, die Privatbauten ſind eingeſtellt worden, und nicht ſelten trifft man auf ſolche, die ſchon den Einſturz drohen, ehe ſie vollendet wurden.

Es iſt in neuerer Zeit zu viel von Berufenen und Unberufenen über Münchens Kunſtſchätze, Baudenkmäler u. ſ. w. in die Welt geſchickt worden. Es wäre ganz unzweckmäßig dieſelbe Poſaune an den Mund

zu ſehen, um in die faden Schmeicheleien und übertriebenen Lobeserhebungen einzuſtimmen, womit das, was in dieſen Bereichen geſchehen, von allen Seiten umräuchert wird. Jeder Reiſende kann ſich leicht von der Vortrefflichkeit des Kellheimer Sandſteins und des Untersberger Marmors, von der Härte der hier gebrannten Ziegel, von der Unverwüſtbarkeit des römiſchen Cements, von Klenze's ſinnreichen Entwürfen, von Cornelius tiefgeſchöpften Zeichnungen, von Enkauſtik und Fresco, in ſehr kurzer Zeit unterrichten und ein vollſtändiges Bild aller dieſer Herrlichkeiten mit fortnehmen; dieß Alles iſt todte Maſſe, kalt, feſt, ſteinern, unwandelbar; wie man's heute ſah, ſieht man's Morgen wieder, die Sache ſteht da, und es kommt nur auf die Augen und die Stimmung des Eintretenden an, welchen Eindruck dieſe Dinge auf ihn machen ſollen.

Sie ſind in jedem Betrachte die hors d'oeuvres des Lebens für uns, denn ſie haben einen groſsen Theil ihrer eigentlichen Bedeutung verloren. Die alte Kunſt kann nicht mehr in Blut und Saft des Volkes übergehen. So wie uns der antike Sinn mangelt, womit der Grieche ſeinen Apoll betrachtete, ſo fehlt uns der mittelalterliche für unſere Madonna, die man nur anbetend bewunderte. Man nenne nun München „Neu-Athen," oder man ſey ſeines mittelalterlichen Urſprungs von Mönchen eingedenk, weder Kunſtſinn noch Frömmigkeit werden hier zur ächten Begeiſterung, und trotz aller Beſtrebungen und Kunſtimpfungen, konnte nichts als

ein vergrößerter Dilettantismus und etwas mehr Luſt am Sammeln erzielt werden, und die verſuchten Frescomalereien in den Arcaden eines öffentlichen Spaziergangs, forderten ſchon mehre Male die Rohheit heraus, ſie zu verderben und zu beſchmutzen, wobei ſich der Ungeſchmack in ſeiner ganzen Blindheit zeigte, indem Rottmann's ſchönſte Landſchaften mit Italiens Sonne und von reinidylliſchem Character zur Vernichtung erkoren wurden, während bei unvollkommenen Darſtellungen aus der baieriſchen Geſchichte, von geringem Kunſtwerth, und nur von einer kargen, engherzigen, patriotiſchen Bedeutung, die freche, kunſtſchänderiſche Hand erbebte und vor der blau und weißen Wecke ſcheu den Blick ſenkte. Dieß mag als Maaßſtab dienen, was uns in jetziger Zeit noch die Kunſt ſeyn kann.

Wir haben mithin an den trockenen, und dabei emphatiſchen Beſchreibungen mehr als genug, die bis jetzt geliefert wurden. Alle Dimenſionen ſind gemeſſen, die Tage der Grundſteinlegung ſind vermerkt, Styl und Geſchmack der Bauwerke dargethan, die Koſten und alle nähern Umſtände enthüllt, dem Sinne gehuldigt, aus dem dieß Alles hervorgegangen, was wollen wir mehr? Pharaonenringe und Hieroglyphen gibt es hier nicht zu entziffern — tretet ein in die Hallen! Alles ſpricht hier deutlich und klar zu Euch! Alles dieß iſt aus der großen und leidenſchaftlichen Liebhaberei eines Einzelnen hervorgegangen. Keine Zeit, kein Bedürfniß ſpiegelt ſich hier characteriſtiſch wieder; es

war nur die Laune, die dieß Alles erſchaffen hat. Griechiſch, römiſch, byzantiniſch, altdeutſch, italieniſch! Aller Zeiten Geſchmack und Styl vereinigt, und Alles in zehn Jahren entſtanden, und Alles daher ſo neu und glänzend und elegant, und Alles dabei ſo zweckmäßig dieſen Verhältniſſen angepaßt.

Wir wollen nunmehr das Geſchlecht betrachten, welches unter dieſen friſchen Denkmalen wandelt, und indem wir uns der Zeit zuwenden, die ſie entſtehen ſah, ihnen ſelbſt einen flüchtigen Blick gönnen, um das Bild des heutigen Münchens, ſo weit es uns möglich, dadurch zu vervollſtändigen.

Der Bürger.

Ich spreche von jener Classe der Gesellschaft, die ein Handwerk, oder den kleinen Handel treibt. Leute, die von der alten Sitte nicht gern lassen, während Alles rings umher sich verändert. In München sind sie noch zahlreich genug und liefern dem Forscher ein Bild von sehr eigenthümlicher Färbung. Ein Münchener Bürger, der einigermaßen sein Auskommen hat, arbeitet wenig und lebt nur dem Vergnügen. Er überläßt seinen Gesellen die Arbeit, seiner Frau den Verkauf und die Wirthschaft. Er steht nicht zu früh auf und ißt mit seiner Frau die Morgensuppe, die bald aus Brod, bald aus geröstetem Mehle besteht, und durch Pfeffer sehr pikant gemacht wird, um zum Trunke zu reizen. — Sobald das Fleisch, das für den Mittag bestimmt ist, den ersten Grad der Eßbarkeit erlangt hat, was bei den Franzosen succulant benannt wird oder dans son jus; so wird ein gutes Stück heruntergeschnitten, und dem wackern Meister mit Senf zum Imbiß aufgetragen. Dieses Gericht wird „Schüsselfleisch“ benannt, und ist

ſehr beliebt. Nachdem es eingenommen worden, nimmt der Meiſter Hut und Stock und begibt ſich in's Weinhaus, um ein gehöriges Quantum Würzburger oder Ueberrheiner Weines zu ſich zu nehmen. So nahet ſich Eſſenszeit; zwölf Uhr. Der Meiſter begiebt ſich nach Hauſe. Die Speiſen, die alle Tage auf ſeinen Tiſch kommen, können ſeinen Gaumen nicht mehr reizen. Es iſt eine ſogenannte eingekochte Suppe, eine Fleiſchbrühe mit irgend einer Art von Mehlteig, dann das Voreſſen: aus dem Kopfe, den Füßen, oder den Eingeweiden des Kalbes beſtehend, in ſauerer Tunke, und endlich: das Rindfleiſch, „altes Fleiſch" genannt, mit Gemüſe. Dieſelbe Ordnung und dieſelben Gerichte kehren alle Tage wieder. Nur der Faſttag macht eine Ausnahme, und der Feiertag. An dem Erſten wird die Faſtenſuppe, Knödel und Nudeln aufgetiſcht, an dem Letztern erſcheint ein Kalbsbraten und Salat, und an den höchſten Feiertagen, den Kirchweihen, u. ſ. w. wohl noch ein Ragout in Paſtetenteig, welches das feierlichſte und vornehmſte Gericht iſt, das wohl jemals auf der Tafel eines Münchener Bürgers erſcheint.

Nach Tiſche wird ein kurzer Schlummer nicht verſchmäht und dann im eigenen Einſpänner oder zu Fuße, und wenn es das Gewerbe zuläßt, auch in Geſellſchaft der Frau, eine weitere oder kürzere Promenade gemacht. Das copieuſe Frühſtück, das den Appetit vom Mittage verdrängte, iſt jetzt verdaut, und man fühlt ſich geneigt, Schinken, Käſe oder Wurſt zu

verzehren, und einige Gläser Bier dabei zu trinken. Dies nimmt den ganzen Nachmittag in Anspruch, und die fünfte Stunde, die sonst wohl erst zum Spaziergange einzuladen pflegt, fordert hier zur Heimkehr auf. Die Frau, wenn sie den Mann begleitete, wird nach Hause gebracht, und dieser stopft seine Pfeife von Neuem, pfeift seinem Hunde, und geht auf den Keller, um sein Bier zu trinken, und mit einem Stücke Kalbsbraten, oder einem gebratenen Huhn, die Reihe der täglichen Mahlzeiten auf eine würdige Weise zu beschließen. Der Winter macht hierin nur in so fern eine Abänderung, daß statt des Kellers am Abende, irgend ein Caffeehaus oder eine geschlossene Gesellschaft besucht werden.

Wenn man auf solche Weise den Mann nur selten im Hause antrifft, so ist es hingegen die Frau, die wie bei den Franzosen, dem Geschäfte vorsteht, die Rechnungen führt, den Verkauf besorgt, und vom Morgen bis Abend alle Hände voll zu thun hat. Dieß bringt dem Geschäfte nur Gewinn; denn während der Mann nicht sehr einnehmend in seinen Manieren ist, und von zuvorkommender Höflichkeit nichts wissen will; ist die Frau bemüht den Käufer durch Freundlichkeit anzuziehen, und mit einer Fülle von gutmüthiger Bereitwilligkeit, unermüdlich des kleinsten Gegenstandes wegen, zu unterhandeln. Nichts ist im Stande sie aus der Fassung zu bringen, mit immer lächelnden Mienen zeigt sie die Waare, ihre Forderung stimmt sie auf das Unglaublichste herab, und versichert dabei mit

ſo aufrichtigem Ausdrucke, keinen Gewinn zu haben, daß man es ihr glauben muß. Deßungeachtet iſt ſie beim Abſchiede ſehr höflich, und bittet zu wiederholtenmalen, doch ja wiederzukommen. In keiner andern Stadt habe ich dieſe Erfahrung gemacht. Anerkannt reiche Frauen benehmen ſich gegen Leute, die ihnen für wenige Kreuzer abkaufen, mit einer zuvorkommenden Höflichkeit, die in Erſtaunen ſetzt. Die Tracht dieſer Frauen iſt die bürgerliche; ihre vorzüglichſte Zierde eine ſilberne „Kropfketten“ um den Hals, mit einem breiten „G'ſchloß,“ deſſen Zweck wirklich iſt, den werdenden Kropf zurückzudrängen und im Keime zu erſticken; und die Riegelhaube. Eine geringere Claſſe, oder ältere Frauen tragen die Pelzhaube von Fiſchotterfell, mit einem goldgeſtickten Deckel.

Die ſo ſehr beliebte Riegelhaube, die beſonders den jungen Münchnerinnen gar zierlich zu Geſichte ſteht, iſt ein ganz eigenthümlicher Kopfputz, der mit keinem andern in Deutſchland einige Aehnlichkeit zeigt. Das Häubchen iſt flach, und hat einen mäßig gewölbten Deckel, etwa einen Zoll hoch, und nur ſo groß, um den Zopf, der oben auf dem Scheitel in ein Neſt geſchlungen wird, zu umfaſſen und zu bedecken. Das hintere Ende dieſes Deckels iſt in der Mitte aufgezogen, und durch eine Spange befeſtigt, ſo daß an jeder Seite eine kleine Spitze entſteht, die ſich horizontal ausſtreckt. Während nun das Häubchen auf dem Zopfe ſitzt, ſtehen die beiden Spitzchen nach hinten, in freier Luft, und zwar wird die Riegelhaube ſo getragen, daß

man darunter das Haarneſt deutlich ſieht. Auch dieſer provinzielle Kopfputz, der nur in München und ſeiner nächſten Umgebung angetroffen wird, iſt indeß der Mode unterworfen, und hat im Laufe der Zeiten manche Veränderung erleiden zu müſſen. Die älteſte Form, die wir noch bei ganz alten Mütterchen, wiewohl ſelten antreffen, iſt die ſogenannte „Zughauben“ bedeutend größer, und mit einem ziemlich breiten Vorſtoße angekrauſ'ter Spitzen verſehen. Vor zehn Jahren noch würden die zierlichſten Bürgermädchen das Riegelhäubchen nicht anders aufgeſetzt haben, als tief in den Nacken geſchoben, wie es jetzt nur noch ältere Frauen tragen, während die junge Welt es, auf die beſchriebene Weiſe, hoch droben, auf dem Zopfe ſchwebend, trägt. Auch erfindet die Mode von Zeit zu Zeit andere Muſter in der Zeichnung, den Stickereien u. ſ. w., die von den eleganten Münchnerinnen genau beobachtet werden müſſen. Dieß nennt man: „es iſt ein neuer Riß aufgekommen.“ Wie Otto, König von Griechenland wurde, brachte der ſchöne „Ottoriß“ eine allgemeine Riegelhäubchenreform hervor, und Alles eilte ſeine alten Häubchen auszubrennen, um ſich eine moderne anzuſchaffen. Da der Preis einer ſolchen vier Louisd'ors, auch mehr iſt, da man ſie von Gold hat, mit ächten Perlen reich geſtickt, und der reine Metallbetrag nach dem Brennen nur gering iſt, ſo ſieht man leicht ein, daß dieſe Mode ſo koſtſpielig wie eine Andere mitzumachen iſt.

Jüngere Frauenzimmer aus dem Bürgerſtande

tragen außer der Riegelhaube nichts mehr, was an die altbürgerliche Tracht erinnerte, und kleiden ſich im Uebrigen ganz ſo, wie es die allgemeine Mode verlangt. Zum Unterſchiede von andern Damen, nennt man dieſe daher ſchlechtweg: „Riegelhäubchen.“

„Haſt Du das bildhübſche Riegelhäubchen geſehen?“ kann man oftmals auf Bällen hören, oder: „ich habe mit einem allerliebſten Riegelhäubchen getanzt, u. ſ. w.“ Der König hat Einige der ſchönſten Riegelhäubchen für ſeine Privatgallerie von Stieler malen laſſen, und dieſe Portraits ſind auch im Kunſtverein und in der Kunſtausſtellung geſehen worden. Es iſt nicht wohl anzunehmen, daß dieß Beginnen der Moralität ſehr förderlich ſey. Die ſtillen Bürgerstöchter ſehen ſich auf ſolche Weiſe zu einer Celebrität erhoben, die ihnen oftmals ſehr verderblich wird. Sie erregen Aufmerkſamkeit, wo ſie ſich blicken laſſen, und der Gedanke: „Du biſt die Schönſte, weil es ja der König ſelbſt geſagt hat, und Stieler dich malen mußte,“ verdrehen die Köpfchen, fachen Hoffnungen und Wünſche an, und untergraben oft das Glück des ganzen Lebens.

Zwei der bekannteſten dieſer, in die Gallerie des Königs, aufgenommenen Schönheiten, waren: die Tochter eines Wildbrethändlers, gewöhnlich nur: „die ſchöne Wildbretstochter,“ und ein Dienſtmädchen bei dem Kaufmann Auracher, „das Aurachermad'l“ geheißen. Beide waren indeß nichts weniger als vollkommen ſchön, und bedurften ſehr der Kunſt des Malers, die es verſtanden hat, ihre Vorzüge im hellſten Lichte dar-

zuſtellen. Die Erſtere erſchien gewöhnlich an der Seite ihrer Mutter, welcher ſie ſehr ähnlich ſah, und deren plumpe, gealterten Züge daher den jugendlichen der Tochter nicht eben zur Folie dienten. Die Augen waren ohne Ausdruck, der Mund gekniffen, die Naſe aber edel, feingebogen, und vor Allem die Haut, hier das „Fell“ genannt, überaus zart, durchſichtig und ſchön gefärbt.

Das Benehmen, der Gang, die Haltung dieſer Schönheit war jedoch auffallend ſteif und gemeſſen; die natürliche Grazie, welche ſonſt den Riegelhäubchen angehört, war ganz verſchwunden, wahrſcheinlich eine Folge des Hochmuths, ſich auf eine zierlichere, ausgezeichnete Weiſe benehmen zu wollen, die dann in unangenehme Geziertheit ausartete.

Das „Aurachermad'l“ konnte für ein Bild der Unſchuld, Gutmüthigkeit und Züchtigkeit gelten. Die Augen lagen etwas tief, waren aber dunkel und ausdrucksvoll, das Näschen war fein, und wenn je Lippen verdient hatten, mit einem Purpurkirſchenpaar, oder noch beſſer, mit Roſenknospen verglichen zu werden, ſo waren es dieſe. Das Mädchen ſah im Putze des Sonntags mit dem Silberhäubchen auf dem rabenſchwarzen Haare wirklich allerliebſt aus. Aber auch dieſe hob die Augen faſt nicht vom Boden, und ging nie ohne ſichtbare Bewegung an gaffenden Männern vorüber, als Folge der durch das Malen erlangten Celebrität. Man erzählte, daß der König dieſer Schönen als Aufſteuer tauſend Gulden verſprochen haben ſolle, ſie aber beſtimmt verweigerte, als ein fremder

Abenteuerer sich um ihre Hand bewarb, wahrscheinlich um zu dem Besitz der Aussteuer zu gelangen. Das Mädchen grämte sich darüber einige Zeit lang, und sah kränklich aus; sie wurde allgemein beklagt; jetzt aber wird sie einem Zöglinge der Academie der bildenden Künste die Hand reichen. — So interessirte das Schicksal eines Mädchens, von dem sonst Niemand Notiz genommen haben würde, die ganze Stadt, blos deßhalb, weil sie schön, und als Schönheit gemalt worden war! —

Ungeachtet dieser Huldigung, die der Monarch selbst seinen schönen Landeskindern darbringt, ist wenig Zartsinn unter den jungen Männern in München zu finden.

Die Bildung, welche der wohlhabende Bürger seinen Kindern ertheilen läßt, ist ziemlich bei Allen dieselbe. Einer von den Söhnen wird dazu bestimmt, das Geschäft des Vaters fortzuführen, und die Andern läßt er studiren oder ein Handwerk lernen, wozu sie tauglich sind oder Lust haben. In neuerer Zeit ist der Drang, Maler zu werden, bei der Jugend vorherrschend, und wird bei den Eltern, von einem gewissen Grade von Nationalstolz sehr begünstigt.

Die Mädchen lernen etwas Musik, Singen und Handarbeit; dann besuchen sie einige Zeit hindurch die Küche eines Vornehmen, oder die eines bedeutenden Caffeehauses, um das Kochen zu erlernen. Mit der Lectüre geben sie sich nur wenig ab, oder sie begnügen sich vielmehr blos mit dem, was ihnen die Tagesblät-

ter der Stadt mittheilen. Wenn ſie nun eigentlich wenig von modiſcher und geſellſchaftlicher Bildung beſitzen, ſo fällt es ihnen aber auch nicht ein, damit prunken zu wollen. Eine Anmaßung, die in andern Städten ſo widerwärtig und zurückſtoßend wirkt. Hat ein ſolches Bürgermädchen italieniſch gelernt, ſo begnügt ſie ſich damit, ihre Barcarole in der Urſprache zur Guitarre zu ſingen, läßt ſich's aber niemals einfallen, nach Dante und Arioſt zu greifen, oder gar ein halbverſtandenes Urtheil über ſolche Dinge Andern nachzubeten. Daher zeigen die ſchönen Töchter München's im Ganzen viel Natürlichkeit, beſonders bei näherer Bekanntſchaft, und wird jene in etwas beeinträchtigt, ſo iſt es durch den Zwang, ein gutes Deutſch ſprechen zu wollen, oder durch eine, übrigens recht anmuthige, Scheu vor Ausländern. Die Mädchen ſind größtentheils friſche Brünetten. Blonde Haare und blaue Augen ſind ſelten.

Die langaufgeſchoſſenen, kränklich-weißen, ſchmachtend-verſchmachteten Schönen der Marſchländer werden gar nicht angetroffen, und Liebhaber einer ſich ſelbſt peinigenden Sentimentalität finden hier ihre Rechnung nicht. Eben ſo friſch das Mädchen ausſieht, eben ſo friſch iſt aber auch ihr Benehmen. Redet man ſie freundlich an, ſo antwortet ſie noch freundlicher — blickt man ihr offen in's Geſicht, ſo ſchlägt ſie die ſchönen Augen nicht nieder — ergreift man ihre Hand, ſie zieht ſie nicht zurück. Ziererei, Prüderie und wie die tollen Verzerrungen des weiblichen Gemüthes hei-

ßen mögen, kennen dieſe Mädchen nicht — aber die muthwillige Grazie der Coketterie iſt ihnen dennoch eigen, und dieſe geſtaltet die buntfarbigſten Nüancen des Umgangs.

Auffallend iſt es, daß die Münchener Schönen ſich nicht conſerviren; denn ſo viele Mädchen mit anziehenden Geſichtern, uns auch vorkommen, ſo wenig ſchöne Frauen finden wir. Dieſe neigen ſehr zur Wohlbeleibtheit, verlieren früh die Zähne, und das übliche Zurückkämmen der Haare raubt ihnen auch bald dieſe Zierde. Dennoch gibt die gewöhnliche Tracht des Werktages, ſelbſt den ärmern Claſſen, ein reinliches, characteriſtiſches Anſehen, und verleiht auch alten Weibergeſichtern einen wohlanſtehenden Schmuck, indeß die zerriſſenen, zerdrückten Dormeuſen, worunter zerzauſ'te Haare unordentlich ſich hervorſträuben, in Norddeutſchland die alten Weiberköpfe manchmal zu Furien und Megären ſtempeln, immer aber ſie widerwärtig und ſchmutzig erſcheinen laſſen. Man beobachte nur eine ſolche Alte in München, wenn ſie im Geſpräche, langſam und wohlbedächtig aus der Veſper kommt, oder wenn ſie, noch den Roſenkranz zwiſchen den Fingern, ein leiſes Gebet murmelnd, die Straße hinabgeht. Wie klug oder fromm die klaren Augen unter der freien Stirn hervorſtralen, die zurückgekämmten weißen Haare, worauf das glänzende Häubchen ſitzt, und die reinliche Sorgfalt im Anzuge. Ich ſah lange Zeit hindurch ein Paar ſolcher alter Mütterchen, aus meinem Fenſter, täglich, auf Stöcken geſtützt, den Roſen-

kranz am Arme, freundlich plaudernd einherſchreiten, und ich freuete mich daran und meinte, daß leicht in ganz Deutſchland ſolche alte Frauen nicht wieder angetroffen werden möchten, und dann erinnerte ich mich, nicht ohne Schauder und Ekel an die niederdeutſchen Fiſchweiber, von denen bei dieſem Menſchenſchlage nicht die leiſeſte Spur zu finden iſt.

Dieſe alten Weiber in München ſchienen mir einer ganz eigenen Beobachtung werth, und ich möchte unbedingt annehmen, daß ſie zu den gutmüthigſten des ganzen Erdballs gehören, und Schiller's Ausſpruch:

„Dann werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz"

auf ſie durchaus nicht anzuwenden ſey. Selbſt das oft beluſtigende Schauſpiel, keifender Weiber, gehört hier zu den größten Seltenheiten.

Die Orte, wo ich meine Mütterchen ſtudirte, waren: die Kirchen und der Gottesacker. In jenen ſtellten ſich die Aermern zeitig ein und nahmen, zu meiner Verwunderung, die erſten Plätze in Beſchlag. Nicht lange jedoch, ſo wackelte eine dicke, reiche Bürgersfrau den langen Gang herunter, die meine Arme, in dürftigem Anzuge, ſchon von Ferne in's Auge faßte. Jene nähert ſich kaum, als dieſe aufſpringt, und ihr mit tiefem Knixe und mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke von Unterwürfigkeit ihren Platz einräumt. Die Reiche ſpendet ihr dafür ein Allmoſen, und die Alte dankt mit den Worten: „Gelt's Gott, viel Tauſendmal! ich will ſchon betten (beten), daß Ihnen der liebe

Herr Gott, allen Segen und Gesundheit erleben läßt!“ Und sogleich erfüllt sie die Verheißung, und die murmelnde Lippenbewegung, und das zu Boden geschlagene Auge, zeigen an, daß sie den lieben Gott, mit den ungestümsten Bitten bestürmt, weil sie so eben ein Zwanzigkreuzerstück als Almosen zu erhalten so glücklich war. Solche Gebete währen unaufhörlich fort, und die guten Leute leben wirklich in dem glücklichen, frommen Wahne, daß sie im Stande sind durch ihr Gebet, jedes Uebel abzuwenden und jedes Heil herbeizuziehen. Mit einigen kleinen Gaben kann man solches Glück für sich auf den ganzen Tag erkaufen.

Auf dem Gottesacker werden förmliche Zusammenkünfte gehalten, die neben dem Gebete, auch noch der gesellschaftlichen Unterhaltung gewidmet sind. Nicht selten werden Strickstrümpfe hier mitgenommen, und von dem Verstorbenen, der eben beerdigt werden soll, Gutes und Böses erzählt, und mit großer Aufrichtigkeit das Facit seines Lebens gezogen, ehe man dazu schreitet „für die arme Sell' zu betten!“

Auch ganz alte Weiber, von recht unangenehmem Aeußern, haben in katholischen Ländern die Gabe einen graziösen Knir zu machen. Dieß kommt von der frühen Uebung her, die Heiligen zu begrüßen; daß dieser Gruß „Buckerl“ genannt, jungen Mädchen noch geläufiger ist und zierlicher ansteht, darf wohl nicht erst versichert werden. —

Alles was sonst in andern Provinzen des lieben

deutſchen Vaterlandes durch die Lectüre erreicht wird, geſchieht hier durch das Theater. Das Theater macht die Jugend mit den verſchiedenen Schickſalen der Menſchen, mit den Höhen und Tiefen des Lebens, mit Gutem und Böſem bekannt, und die Belehrung, die es gewährt, iſt eindringlicher als die Belehrung durch Leſen, und dieſe iſt dabei nicht für vollſtändiger zu erachten. Wie in andern Städten von Lieblingsſchriftſtellern, ſo hört man hier nur von Lieblingsſchauſpielern ſprechen; denn ſelbſt nach dem Namen der Verfaſſer des Stücks wird nie gefragt, und Göthe exiſtirt nicht, ſondern der Herrliche, der Egmont und Taſſo gibt. Ich glaube, daß Schiller allein eine Ausnahme macht, und von einem großen Theile, des nicht eigentlich gebildeten Publicums, dennoch gekannt wird. Vor hochtrabenden Redensarten bringt Jeder einen bedeutenden Grad von Reſpect mit in's Theater, ſelbſt wenn er nicht im Stande wäre den Sinn davon zu faſſen. Die ſogenannte „ſchöne Schreibart“ entſchädigt für Langeweile und alle Uebel einer ſchlechten Comödie. Wo aber jene fehlt, wird unerbittlich der Stab gebrochen, und ſelbſt dort, wo feine Beziehungen, Witz, Laune, und andere hervorſtechende Eigenſchaften im Ueberfluß vorhanden ſind, welche aber niemals verſtanden werden. Man möchte zu der Behauptung getrieben werden, daß ſelbſt vielen Münchener Schauſpielern kein beſſeres Urtheil zu Gebote ſtehe. So fielen z. B. alle Raupach'ſchen Luſtſpiele durch, während ganz unbedeutenden Stücken in Verſen abgefaßt, die von den

Schauspielern recht declamirt und tragerirt werden konnten, wenigstens ein Succès d'estime von diesen Leuten zuerkannt wurde. Die Lust, die sonst unter den Bürgersleuten herrschte, ihre Kinder dem Theater zu widmen, hat in neuerer Zeit bedeutend nachgelassen, seitdem die Anstellungen nicht mehr als lebenslängliche Sinecuren zu betrachten sind, und Einige gezwungen wurden, nach jahrelangen Bemühungen ihren Plan aufzugeben, oder in die Fremde zu wandern. Ein Schritt, vor dem ein jeder eingeborne Münchener zu schaudern pflegt.

Im Benehmen hat der Münchener Bürger einen hohen Grad von Derbheit beibehalten, die in andern deutschen Städten durch häufige Wanderungen in die Fremde, und die Sucht das Fremde nachzuahmen, ziemlich verwischt ist. Ein Münchener Wirth begnügt sich z. B. damit, seinen Gästen gutes Bier vorzusetzen, damit glaubt er aber auch aller Verbindlichkeiten gegen seine Gäste los und ledig zu seyn. Er ist der Einzige, der seine grüne Kappe auf dem Kopfe behält, während alle Gäste ihren Hut abnehmen. Den höflichsten Gruß erwiedert der Wirth nur durch ein unmerkliches Rücken dieser Kappe, und sitzt er, so steht er nicht auf. Es gibt einige Exemplare von groben Wirthen, die als solche einen großen Ruf erlangt haben, und deßhalb vorzugsweise stark besucht werden. Wollte ein Gast es wagen, hier etwas zu tadeln, so würde er bald den Kürzern ziehen. Auf eine Aeußerung des leisesten Tadels, heißt es gleich: „Warum

kommt ds zu mir? 's gibt genug Wirthe in München, i wollt' wüuſchen, daß Ihr alle zum Nachbar ginget!" —

Diejenigen Bürger, welche „Zimmer verſtiften," oder „Zimmerherren einnehmen," wie es hier heißt, das iſt: ſolche, die meublirte Zimmer vermiethen, glauben auch, ſobald ſie ihr dürftig meublirtes Zimmer dem Miether übergeben, keine Verbindlichkeit mehr gegen ihn zu haben. Wenn man beim Miethen nicht daran gedacht hat, Alles auszubedingen, ſo läuft man Gefahr, bei der billigſten Forderung Streit zu bekommen, der gewöhnlich mit Bedrohung von Stadtgericht und Polizei endigt. Denkt man nun die Verbindung ſogleich löſen zu können, ſo irrt man ſehr, da man gezwungen iſt, einen vollen Monat voraus zu kündigen, mithin in ſolchem Falle immer zu zwei Monaten verbunden iſt. In dieſen Angelegenheiten macht der Fremde die unangenehmſten Erfahrungen, und beſonders deshalb, weil die meiſten zimmervermiethenden Bürger in München, eigentlich ſelbſt nicht wiſſen, was man in der Fremde zur Bequemlichkeit und zum Comfort zu zählen gewohnt iſt.

Ich ſelbſt wollte einmal in einem der anſehnlichſten, neugebauten Häuſer, in der Ludwigsſtraße eine Wohnung miethen, die aus drei großen Zimmern und mehrern Anhängſeln beſtand. Der „Hausherr", vor dem man in München großen Reſpect hat, hier noch überdieß von imponirender Vierſchrötigkeit, führte mich mit barſchem Weſen überall umher. Es war auffallend

wie verwahrlo'ſt das Innere des von außen Palaſtartigen Gebäudes war. Die Wohnung lag im Erdgeſchoße, und ich bemerkte, daß weder Sommer- noch andere Läden an den Fenſtern ſeyen, obgleich die ganze Nachbarſchaft ſie hatte. „O mai!“ war die Antwort, „man wird Ihnen nichts ſtehlen. Sehen's denn nicht die zwei Schildwachen drüben, vor dem Herzog Max Palais?“ — Damit war ich abgefertigt. Ich ſah nun aber auch, daß große Nägel aus den Wänden geriſſen worden waren, ohne daß man die Mauer ausgebeſſert hatte, wie auch, daß die breiten Fenſterrahmen, nicht angeſtrichen, und mit Inſchriften und Farbenklekſen bedeckt ſeyen. „Schauen's, mein lieber Herr!“ war die Antwort des Hausherrn, „ich werde mein Haus nicht nach eines Jeden — (ich mußte froh ſeyn, daß er das Wort „Narren“ nicht hinzuſetzte), Willen und Gelüſten umbauen laſſen. Sind die Wände Ihnen ſo nicht anſtändig, ſo laſſen's ſtehen; und was die Fenſter betrifft, ſo ſind die Einfaſſungen von Eichenholz, und ſchöner können's gar nicht ſeyn. Mit Oelfarb' laſſ' ich nichts anſtreichen.“ Und damit rückte er ſeine Mütze und ging. — Ich bemerkte ſpäter, ſo oft ich vorbeiging, daß die Wohnung leer geblieben war. — Ein Anderer beſitzt ein ſchönes Haus von drei Stockwerken, die alle zu vermiethen ſind, wozu ſich aber noch kein Miether gefunden. In jedem Stockwerke ſind zwei Wohnungen, aus fünf oder ſechs Zimmern beſtehend, die alle ganz gleich, mit einer grünlich-grauen Farbe angeſtrichen

ſind. Daran das Geringſte zu ändern, iſt jedem Miether ſtrenge unterſagt. Zudem iſt der Preis aller Wohnungen ebenfalls gleich; ferner darf Niemand einen Hund in das Haus mitbringen, und ein Jeder der einziehen will, muß ſich gewiſſenhaft nach der beſtehenden Hausordnung richten, die ihm bekannt gemacht wird, und worin als Hauptpunct zu bemerken iſt, daß man zu einer gewiſſen Stunde zu Hauſe ſeyn müſſe, da das Thor geſchloſſen und keinem Einwohner ein Schlüſſel verabfolgt wird.

In vielen neuen Häuſern iſt bei Anlegung der Abtritte keine gehörige Vorſorge genommen, und man wird daher, beſonders bei eingetretenem Regenwetter, durch einen unausſtehlichen Geſtank beläſtigt. Ich bemerkte dieß, kurz nach meiner Ankunft, meinem Hausherrn, und bedauerte die Wohnung gemiethet zu haben. „Was?“ meinte er, „der Geruch iſt Ihnen nicht recht? ich wollte es riechet ſo das ganze Jahr bei mir, denn Geſünder's kann's ja gar nit geben!“— Ich unternahm es nicht ſeine Meinung zu bekämpfen.

Das Wort „Bürger“ iſt übrigens ein Ehrentitel, den Jeder gern ſeinem Namen beifügt. So heißt es auf den meiſten Aushängſchildern: N. N. Bürger und Caffeeſieder — Bürger und Spenglermeiſter — oder bürgerlicher Tafernwirth (Tavern), bürgerlicher Salzſtößler, Melber, Käskäufler, u. ſ. w. Auffallend ſind auch die Schilder der Bierwirthe: „Reale Biergerechtigkeit.“ Komiſch war es mir, der Wohnung Schelling's gegenüber, ein Bierhaus anzutreffen, mit der kurzen, bedeutungsvollen Inſchrift: Reale Wirthſchaft.

Die Gewerke der Bäcker und Bräuer zeigen auch oft eine sonderbare Firma, z. B. Michael N. zum: Schönauerbäck, oder: Dyonisius N. zum Spadenbäck; Castulus N. beim Filser- oder Kreutz- oder Schleibingerbräu. Nicht wie in andern Städten sind die Aushängeschilder mit besonderer Eleganz ausstaffirt, sie enthalten gewöhnlich ganz kurz den Namen und die Hanthierung. Die Buchstaben sind fast immer deutsch. Selbst die Laden des Bazars haben hierin nicht den Lürus anderer Städte nachahmen wollen, und die Façade des Odeons, verunziert eine häßliche schwarze Tafel, die in deutscher Fracturschrift die Worte enthält: J. B. Findl, bürgerlicher Gastgeber im Königlichen Odeon.

Ich will der Sucht, allen öffentlichen Gebäuden Inschriften zu geben, keineswegs das Wort reden, aber das Odeon hätte denn doch eine Andere, als die des Herrn Findl verdient. — Die meisten Schilder melden gewöhnlich nichts weiter, als ganz kurz: Handlung des N. N.; diese sogenannten Handlungen enthalten Gegenstände aller Art, bald Modeartikel, Gewürzwaaren, Galanteriesachen u. s. w. Große, vollgepfropfte und mit Eleganz gezierte Magazine sind hier nicht anzutreffen. Alles ist im Innern der Laden, und die Auslagen sind nur dürftig. Das Bestelmeiersche Magazin in Nürnberg, wäre in München schon etwas Unerhörtes, und das Gödelt'sche in Hamburg könnte unbedingt für ein Museum der Kunst und Industrie gelten.

Der patriotiſche Sinn in engerer Bedeutung, thut ſich bei vielen Bürgern auf eine intereſſante Weiſe hervor. Ohne mit einem hohen Grade von Kunſtſinn und Geſchmack begabt zu ſeyn, ſind dennoch die jüngſten Unternehmungen, nicht ſpurlos an den Gemüthern vorübergegangen. Es verdient hier erwähnt zu werden, daß der zweimalige, ſehr koſtſpielige Bau des großen Theaters, von der Bürgerſchaft bezahlt wurde, und zwar durch einen Pfenniganſchlag auf jede Maaß Bier, die getrunken wird. — So, daß ein armer Taglöhner der ſeinen Durſt löſchen will, zu einem Genuſſe beitragen muß, deſſen er nie theilhaftig wird, und der eigentlich auch für ihn nicht da iſt.

Patriotismus, Religioſität, Anhänglichkeit an das regierende Haus, dieß ſind Tugenden, welche der Münchener Bürger gern bei jeder Gelegenheit darthut. Es bedurfte nur einer leiſen Anregung, den Ort zu bezeichnen, wohin der junge König von Griechenland noch einmal zurückkehrte, um von dem vaterländiſchen Boden Abſchied zu nehmen; und die Otto-Capelle in Kiefersfelden ward aus freiwilligen Beiträgen zu erbauen angefangen. Ein einzelner Bürger, der Steinmetzmeiſter Ripfel, errichtete an der Stelle, wo der König Ludwig von ſeinem Sohne Abſchied nahm, die Ottoſäule, auf eigene Koſten, nachdem er den Grund dazu gekauft hatte. —

In dem Innern der Bürgerfamilien werden die Stunden des Gebetes, die Faſten und andere Satzun-

gen der Kirche ſtreng beobachtet. Mitten in den Geſchäften des Tages, umgeben von dem Gewirre der häuslichen Verrichtungen, wird die Glocke, die zum Gebete ruft, nie überhört. Alles ſteht auf, oder kniet und betet mit lauter Stimme, wenn auch die Mutter, obgleich ſelbſt betend, dazwiſchen dieſem oder jenem Kinde, oder dem Geſinde Befehle oder Verweiſe ertheilt. Ein für den fremden Zuſchauer allerdings auffallender, wenn gleich für die Beter, weder ärgerlicher noch ſtörender Zufall.

Ich hatte einſt eine gute alte Bürgersfrau zum Eſſen eingeladen, und dabei nicht an den Faſttag gedacht. Sie ſelbſt, obgleich ſehr beſtürzt darüber, war zu ſchüchtern ihre Verlegenheit vor allen Leuten zu bekennen, und verſuchte auf vieles Nöthigen, ein kleines Stück Braten. Später geſtand ſie mir aber, daß ſie ſich ſehr übel befunden, und keine Ruhe gehabt habe, bis daß ſie dieſe Todſünde gebeichtet. Bei Proceſſionen, ſieht man nicht blos alte Weiber, ſondern auch junge Bürger im eleganteſten Coſtüme, die man zu anderer Zeit auf ſehr ſündhaft-weltlichen Wegen antreffen könnte, den Roſenkranz in der Hand und mit lauter Stimme betend einherziehen.

Zu den Hauptfamilienfeſten gehören die Namenstage und die Kirchweihen; ein hoher Freudentag iſt es auch, wenn der Sohn eines Hauſes, der ſich dem geiſtlichen Stande weihte, die erſte Meſſe lieſ't. An den Namenstagen erfordert es die Sitte allen Bekannten zu gratuliren. Leute, die ſonſt jedem Ceremoniell ab-

geſchworen zu haben ſcheinen, und von der Höflichkeit durchaus nicht viel wiſſen wollen, unterziehen ſich mit großer Strenge dieſem Gebrauche. Keine Verſicherung, daß bei den Proteſtanten, die Feier der Namenstage nicht gebräuchlich ſey, wollte helfen, und an jedem dritten Auguſt, erblickte ich in meinem Zimmer eine kleine Schaar wohlmeinender Gratulanten, die im ganzen Jahre weiter keine Notiz von mir nahmen. Die gebräuchlichſten Namen Sepherl und Nani (Joſeph und Anna), erregen an dieſen Tagen, einen freudigen Tumult in der ganzen Stadt. Ueberall ſieht man Blumen und Geſchenke tragen, in allen Häuſern trifft man Glückwünſchende, und frohe Geſellſchaften, die zu den Thoren hinausfahren, um das Feſt auf dem Lande zu begehen.

Die Kirchweihen feiert man auch durch copieuſe Mahlzeiten, neue Kleider, geſcheuerte Wohnungen, und eine eigene Art von Backwerk: Kirchweihnudeln genannt. Bei der erſten Meſſe aber, ſieht man junge Mädchen, (Kränz'ljungfern), gleich Bräuten geſchmückt, mit Blumenkränzen um die Riegelhauben, in die Kirche fahren. Und ſelbſt der Kutſcher, ſo wie der Bediente haben Blumen auf dem Hute, und Rosmarinſträuße vor der Bruſt. Der Verbrauch des Rosmarins iſt bei allen kirchlichen Feierlichkeiten übrigens ſo ſtark, daß im ſüdlichen Tyrol große Anpflanzungen davon gehegt werden, deren Ertrag von eigenen Handelsleuten nach München gebracht, und dort mit anſehnlichem Vortheile verkauft wird. Zu den reichſten Bürgern ſind die

Bräuer zu zählen, auch Fleiſcher (Metzger) und Wirthe ſind wohlhabend. Bäcker (Bäcken), ſind größtentheils unbemittelt, weil es deren zu viele gibt. Wenn man weiß, daß in andern Städten oftmals in einem großen Revier nur ein einziger Bäcker anzutreffen iſt, ſo erſtaunt man hier in einigen Straßen wohl zehn und mehr zu finden. Dazu kommen noch eine Unzahl von Filialbrodläden, das ſogenannte Brodhaus, in einem Seitenflügel des Rathhauſes u. ſ. w.

Daß bei den vielen Bauten, Zimmermeiſter, Schloſſer und Maurer ſich nicht vergeſſen haben, iſt einleuchtend, und wirklich beſitzen viele von ihnen große Gebäude von ſtattlichen Außenſeiten. Im Innern ſind ſie hingegen nur für das kleinlichſte Bedürfniß eingerichtet. Jedes Stockwerk iſt in zwei Abtheilungen geſchieden, und enthält nebſt der Küche vier bis fünf Zimmer, die durch einen engen, dumpfigen Corridor, woran gewöhnlich der Abtritt ſtößt, verbunden werden. Die Sitte, den Letztern, getrennt von der Wohnung, am Ende eines langen Ganges zu verlegen, iſt hier nicht berückſichtigt worden. Auch fehlt ein luftiger Vorplatz mit Fenſtern, um den ſich die Wohnzimmer reihen, und unter dieſen ſelbſt, eine zweckmäßige Eintheilung, nach Größe, Geſtalt und Lage, um ſich daraus Vorzimmer, Eß-, Wohn-, Arbeit- und Schlafzimmer zu ſchaffen. Statt dieſer ſo nothwendigen, der Lebensbequemlichkeit zweckmäßigen Einrichtung, findet man hier noch die veraltete Mode, ein Putzzimmer einzurichten, wo die beſten Meubel aufgehäuft ſtehen,

ohne daß Jemand Gebrauch davon machte. Eine Lächerlichkeit, bei Leuten der Mittelclaſſe, die auf ſolche Weiſe eine Art von Prunk darthun wollen, während ſie ſelbſt an aller Annehmlichkeit in ihren Wohnungen Mangel leiden.

Auch Schneidermeiſter beſitzen in München, eben ſo gut wie in Paris, London und Hamburg, neue und große Hôtels. Dagegen die andern Handwerker größtentheils zur Miethe wohnen, oder in dem alten, vom Vater angeſtammten Erbe hauſen. Der großen Brauhäuſer habe ich ſchon Erwähnung gethan. — An politiſchen Ereigniſſen nimmt der Bürger in München wenig Theil. Dem Liberalismus iſt er nicht abgeneigt geweſen, ſo lange ſich ſeine Verfechter laut und ungeſtraft äußern durften. Alle Erſcheinungen des Tages gehen aber ſpurlos an ihm vorüber. Die lächerliche Art über weitentfernte, politiſche Intereſſen zu ſtreiten findet hier ohnedieß nicht Statt, aber eben ſo gleichgiltig ſieht man drein, wenn die ungeheuere Frohnveſte für die politiſchen Gefangenen nicht mehr Raum genug gewährt, und die alten, für überflüſſig erachteten Staatsgefängniſſe, wieder eingerichtet werden, um unglückliche Bewohner aufnehmen zu können. Dieſe Erſcheinung wäre dort nicht auffallend, wo die Leute ſich ruhig in Alles fügen, weil ſie der Ueberzeugung leben, daß die weltliche Obrigkeit es am Beſten verſtehen müſſe, ſie ſchütze, und gerecht ſtrafe und lohne; wo man ſich, wie artige Kinder, willenlos der Leitung von Eltern und Lehrern überläßt. Hier iſt dieß aber nicht der

Fall, und die Theilnahmloſigkeit erſtreckt ſich nicht ſo weit, daß nicht ein Aufſchlagen des Sommerbierpreiſes, oder ein anderer Umſtand dieſer Art, ein ziemlich freimüthiges und lautes Murren veranlaſſen ſollte. Ich füge jedoch, um keinen Anſtoß zu geben, hinzu, daß dieſes durchaus nicht von Folgen ſeyn würde. — Ich beſchließe dieſe ziemlich ausgeführte Schilderung mit der Bemerkung, daß das, was der Franzoſe „maison de confiance“ nennt, in München nicht angetroffen wird. Wer etwas kaufen will, öffne die Augen, wie es im alten Sprichworte heißt. Jeder Handelsmann benützt ſeinen Vortheil ſo gut er kann, wenn er ſich gleich mit einem ſehr geringen Gewinne begnügt, und man daher wohlfeil kaufen kann, wenn man zu handeln verſteht.

Es liegt in dem Leben des Münchener Bürgers eine nicht unangenehme Einförmigkeit; er iſt heiter, ohne ſich rauſchenden Freuden hinzugeben; ſind ſeine Sitten auch derb und abſtoßend, ſo iſt er gut und wohlmeinend, und für die Seinigen ſorglich bedacht. Da das, was er zu den Annehmlichkeiten des Lebens zählt, nicht mit großen Koſten erſchwungen werden darf, ſo iſt es nicht nöthig, daß er ſich unermüdet der Arbeit hingebe. An natürlichem Verſtande fehlt es ihm keineswegs; er pflegt gewöhnlich ſein Geſchäft aus dem Grunde zu verſtehen; doch ſtrebt er nicht gern darin den Neuerungen nach, die ſich denn hier in allen Lebensverhältniſſen, und nach allen Richtungen hin, nur ſchwer Bahn machen.

Mit Carl Theodor kamen die erſten Kartoffeln nach Baiern, und noch unter Maximilian Joſeph bedurfte es mehrer Befehle, ſie anzupflanzen und ſich ihrer als Nahrung zu bedienen. Man wollte ſie nur als Schweinefutter gelten laſſen. Und noch jetzt hält man ſie im Allgemeinen für ungeſund, und in den Häuſern alter Bürgersleute, werden ſie noch ſtets gar nicht, oder ſehr ſelten geſehen. Die Beharrlichkeit an Altem und erprüft Gutem iſt allerdings zu loben, doch muß ſie nie in Eigenſinn ausarten, der ſich jedem Neuen, ohne Ausnahme, wie ein unbeweglicher Schlagbaum entgegenſtämmt.

Bier.

Viele Städte und Länder verbreiten einen charakteriſtiſchen Geruch. Wer wird nicht, ſo wie er die rußiſche Gränze betritt, ſogleich von Juchten umräuchert? Wer röche nicht Kornbranntwein, ſo wie er das eigentliche Altpreußen erreicht? Hamburg hüllt ſich in Torf- und Steinkohlendunſt, Bremen riecht nach Fiſchen, Edam und Limburg nach Käſe, Ellfeld nach Moſt, Wiesbaden nach Schwefelleber, Schiras nach Roſen, Meſſina nach Limonen, Wien nach Kreuzerwürſteln, und München — ja! dieß möcht' ich meine Leſer gern errathen laſſen! Nicht wahr? München — Neu-Athen — der Sitz der baieriſch-römiſchen Schule — wo die 800 Maler wohnen! da ſollte man die Oelfarbe ſchon vor den Thoren wittern, wie man die portugieſiſche Küſte an ihren Orangendüften ſchon auf hohem Meere erkennt, wenn man ſie noch gar nicht ſieht. Aber ſo iſt es nicht! Ein ganz eig'ner Duft ſtrömt uns entgegen, jeden andern bewältigend: München riecht nach Hopfen.

Jener warme, würzige Hauch ballt ſich in den

kleinen Gäßchen, die zwiſchen den großen Brauhäuſern hinlaufen, zuſammen, ſtrömt dann mächtig nach den Hauptſtraßen und Plätzen, erfüllt den weiten Dunſtkreis und ſchwängert ihn mit holdberauſchenden, magenſtärkenden, aromatiſchen Partikelchen, denen man es ziemlich allgemein zuſchreiben will, daß die Cholera auf ihrer Reiſe um die Welt, hier nicht gelandet iſt. Neben dieſen Hopfengeruch lagern ſich die ſäuerlichen Ausdünſtungen der überall verbreiteten Bierhäuſer, und dieß ſind ſo ziemlich die Hauptbeſtandtheile der Luft, worin jene 800 Maler leben, nebſt einer großen Anzahl von Bildhauern, Architecten, Stuccarbeitern, Muſikern, und andern ehrlichen und unehrlichen Leuten. Es iſt für dieſe Luft übrigens noch ein wahres Glück, daß der Hopfen ſie würzet und wärmet; denn ſie wäre ſonſt ganz unerträglich. Rauher athmen läßt ſich keine, unelaſtiſcher ſchmiegt ſich keine an die Haut, ſie iſt ein ewiges Reſervoir von Entzündungen und Ausſchlägen; ſie gebiert Schlagflüße und arbeitet der Lungenſucht ſehr emſig in die Hand. Jeder Fremde muß ihr ſeinen Tribut zollen. Keiner kommt ohne einen tüchtigen Denkzettel weg.

München's Bier iſt weltberühmt. — Pſchorr heißt der Mann, der dem Staate jährlich 70,000 fl. Malzaufſchlag zahlt, deſſen Brauhäuſer Paläſten gleichen, deſſen Keller vor den Thoren wie Feſtungen ausſehen, der den Getreidemarkt beherrſcht, wie Rothſchild die Börſe, deſſen Bierfäſſer den ganzen Tag nach allen Theilen der Stadt verfahren werden, deſſen Name

von allen Einwohnern mit Respect, von Einigen sogar mit Inbrunst ausgesprochen wird. Er hat aus Nächstenliebe, in seinem großen Etablissement keine Dampfmaschine angewendet. Große vierschrötige Kerle, die im ganzen Königreiche für ihn ausgesucht werden, versehen den Dienst, der so angestrengt ist, daß sie, trotz der vortrefflichsten Nahrung und eines Ueberflußes an kräftigstem Biere, dennoch schon nach fünf Jahren untauglich werden, und nach dem allgemein üblichen Ausdrucke: „den Dampf davon haben." — Wenn Herr Pschorr die Inspection seiner Keller hält, so werden sie erleuchtet, und er fährt sechsspännig zu einem Thore des Kellers hinein, und zum Andern heraus. Wenn Jemand sich mit den Londoner Porterbrauern auf dem Continente messen kann, so ist es Herr Pschorr; wenn Einer den Namen eines Hopfenkönigs in unsern Zeiten verdient, so ist es Er. Man muß gestehen, daß sein Fabricat an Farbe und Klarheit dem Weine gleicht, und daß Bitterkeit und Süßigkeit so hold sich darin gatten, wie männliche Kraft und weibliche Milde in einer guten Ehe. Trotz dieser Eigenschaften jedoch gibt es Leute, die mit Leidenschaft andern Brauhäusern zugethan sind; der will Höger-, jener Schleibinger-, dieser Meuter-, ein Vierter Duschl- oder Sengerbier. Und wie fein ist diese Verschiedenheit, wie zart müssen die Zungenwärzchen organisirt seyn, um die liebliche Nüance herauszukosten? In der That, wer das in der Nähe beobachtet hat,

wird gern mit mir übereinſtimmen, die Biertrinker für vollkommner organiſirte Weſen anzuſehen. Und ſchon in ihrem Aeußern ſpricht ſich das deutlich aus.

Ein Biertrinker, der den Namen verdient, iſt ſtattlich beleibt, ſeine Hände ſind fleiſchig, dick, die langen Finger ſind nicht mehr wie durch dünne Schwimmhäute verbunden, ſondern ſie ſehen eben, gleich, wie kurze Bratwürſte, ſtarke Nadelbüchſen, oder kleine Geldrollen aus, und ſtehen, wenn ſie der glückliche Eigenthümer ausſtreckt, mit den Spitzen weit auseinander. Der Bauch iſt ſchön aufgebläht, und ſchlottert nicht, ſondern er läßt ſich gravitätiſch vorwärts ſchieben. Der Hals iſt kurz, die Schultern breit, mit Fett gepolſtert. Der Kopf iſt ſehr rund, die glatten, glänzenden Haare ſind nur dünn und zeigen die heiße Stirn mit ſtarken Hautwülſten. Die Augen glänzen ſtark und treten bedeutend hervor; das ſogenannte Weiße darin ſchillert nach verſchiedenen Farbenregiſtern. In den Augenwinkeln iſt ein ſchönes Blutroth nicht wegzuläugnen; das Uebrige iſt dunkelgelb, und nimmt in der Umgränzung der Augäpfel eine grünliche Tinte an. Ein zartrothes Geäder ſchießt unregelmäßig darüber hinweg, und erhöht das anmuthige Farbenſpiel dieſes ſchönen Auges um kein geringes, welches der Dichter meinte, indem er ſang:

„Kennſt Du das Bild auf zartem Grunde,
Es gibt ſich ſelber Licht und Glanz!“ —

Der gewöhnliche Ausdruck dieſes Auges iſt ein feſtes „Vorſichhinſehen,“ in der vulgären Sprache: Stieren

oder Glotzen genannt; während der Mund trinkt, offenbart ſich aber darin ein hoher Grad zärtlicher Schwärmerei.

Auf den dunkelvioletten Wangen zeigt ſich ein überaus zartes Korallengeflechte. Wenn man die Erlaubniß dazu erhalten kann, ſo gewährt es einen großen Genuß, dieſe Partie durch eine gute Lupe anzuſehen. Man erſtaunt über die Wunder der Natur. — Was iſt der Schimmelwald, was ſind Waſſerſchlangen und Eſſigdrachen, was iſt die Welt im Käſe, was Leuwenhöck mit allen ſeinen Beobachtungen, gegen meine Entdeckungen mit Hülfe einer vortrefflichen engliſchen Lupe auf dem Geſichte eines vier und zwanzig Maaßers? Man erlaube mir dieſen Ausdruck für einen Menſchen, der täglich 24 Maaß Bier zu ſich nimmt; er iſt eben ſo richtig und bezeichnend, wie 24 Pfünder u. dergl.

Nun endlich die Naſe! Ein Schwamm im Entſtehen — glühend wie rother Fingerhut — und den Keim von vielen kleinen, lieben Schwämmchen ſchon in ſich tragend, die alle kommen werden, wenn die Zeit da iſt. —

Wie viele Bekannte ſah ich nach zehnjähriger Abweſenheit wieder, ganz geformt nach dieſem Bilde, hochvollendet und ausgebildet. Ich armer Teufel, der in Oſten und Weſten herumgereiſ't war und nur wenig Wein in Waſſer getrunken hatte, ich war hager geblieben, meine Augen waren erloſchen und eingeſunken, meine Wangen zeigten Runzeln, und meine dünne

Naſe ſenkte ſich bedeutend. An den Münchenern waren die Jahre ſchonend vorübergegangen; die Zeit hatte ſich höflich zurückziehen müſſen, um die Metamorphoſe des Biers nicht zu ſtören und dieſe war vollkommen gelungen. —

Aber das Bier tödtet alle höhere, edlere Geſelligkeit. — Auf die Gefahr hin, ganz München gegen mich aufzubringen, wage ich dennoch dieſe Behauptung.

Ich ſelbſt war Zeuge, daß ein gebildeter Mann, der einem der höhern Stände angehörte, aus einem intereſſanten Zirkel von Fremden, der ſich während des Winters verſammelte, plötzlich zu verſchwinden pflegte, zum Erſtaunen der Andern. Nachdem er deßhalb befragt wurde, geſtand er naiv genug: daß es ihm unmöglich ſey, einen Abend länger als bis Sieben, ohne Bier und Kalbsbraten hinzubringen, und daß ihn alle Delicateſſen geiſtigen und phyſiſchen Genuſſes nicht davon abzuhalten vermöchten, dieſe Gewohnheit zu üben.

Und aus eben dieſem Grunde ſcheitern alle Unternehmungen, die ein Fremder begönne, um das nur ungern Entbehrte, eines auserwählten, und dabei ſtets wechſelnden Kreiſes, um ſich zu verſammeln. Nur mit Widerwillen kann man daran denken, ſein Zimmer zur Kneipe umzuwandeln, und ſeine Freunde mit Bier, Braten und Tabak zu bewirthen, obgleich der Einheimiſche nichts hierin findet, was ihn unangenehm berührte. Ohne dieſe Bindungsmittel aber, keine Vereinigung! Sie werden davon flattern, die ſchönſten

Geiſter, die genialſten Köpfe, und ihre Blumen ſuchen, woraus ſie Honig ſaugen, und die traurige Haide der Converſation und geiſtreichſten Mittheilung verlaſſen.

Und was braucht's denn des Zwanges um ſeinen Abend hinzubringen? Wer wird ſich der Form bequemen? Wozu die ſteifen Geſellſchaften? Und nun gar Thee am Ende! — Haben wir nicht in unſern Vereinen, Geſellſchaften, Klubbs, und welche Benennungen ſie noch daneben haben mögen, Alles, was wir wünſchen, und was jeder Andere vernünftigerweiſe ſich nur wünſchen kann?

„Wir öffnen gaſtlich Dir die Thür, tritt ein!
Komm', fremder Mann, Du ſollſt willkommen ſeyn!" —

Die Gesellschaft.

Es ist für den Fremden sehr schwer, hier in das Innere der Häuser und Familien zu dringen. Von norddeutscher Gastfreundschaft ist daher keine Spur vorhanden, wo man das „Gerngesehen und Willkommen" den Leuten gleich auf der Stirn lies't, und als Commentar dazu, den dampfenden Theetopf mit allen seinen geräucherten und gesalzenen Attributen, vor sich auftragen sieht. Jeder, auch der kleinste Bürger in Norddeutschland, hat aber auch seinen Theeapparat in gehöriger Weise, und genießt seine Mahlzeiten mit dem Comfort einer gewissen Wohlhäbigkeit. Er darf sich daher nicht schämen, tritt der Fremde zu ihm herein, es ist Alles nach hergebrachter Sitte, anständig, reinlich, ja reichlich. Hier ist das Anders.

Die Mahlzeiten werden stets bei verschlossenen Thüren gehalten, einsam, im eigentlichen Harem, im Frauengemach. Alle Geselligkeit hingegen sucht und findet der Einwohner außer seinem Hause, daher wird das innere Familienleben wenig cultivirt. Es ist eine mehr oder minder noble Kneipenwirthschaft,

woran Alles Theil nimmt, vornehm und gering, arm und reich, und ſich darin ganz wohl gefällt. Man durchſtreife ja nur die ſchönen, luſtigen Vorſtädte München's, worin Villa an Villa ſich zeigt, mit ſchönen Blumengärtchen, Fontänen, Kanälen, Brücken, Hecken, Zelten und Luſthäuschen; nirgend erblickt man darin, wie in den Städten Norddeutſchlands, zierlich bedeckte Tiſche, reinlich oft glänzend ſervirt und die Familie darum herſitzend, zum Mahle vereint, in Lauben, Zelten und vor der Thür. Wo eſſen aber unſere Familien? — Wir wollen weiter gehen, und wir werden ſie finden.

Hier ein breites, langes, niederes Gebäude, von einer Mauer umgeben, auf einem teraſſenförmig anſteigenden Hügel. Tiſche, Bänke, Bierfäſſer; es iſt ein Keller; ein Gebäude, das nur dazu aufgeführt wurde, um in ſeinen weiten, tiefen Kellern, den Bierbedarf für den ganzen Sommer aufzubewahren. Auch Muſik wird nicht ſelten gehört. Ein Teniers oder Oſtade, denken meine Leſer. Weit gefehlt! nichts von Tanz und Luſtigkeit wird hier bemerkbar. Alles iſt ſtill und ernſt, man hört das Klappen der Zinndeckel auf den Trinkgefäßen, den Namen einer Kellnerin hier und da rufen, und die gemiſchteſte Geſellſchaft ißt: Kalbsbraten oder Bratwürſte und trinkt Bier dazu — es gibt kein Viertes mehr!

Dieß iſt ihre Geſelligkeit, die ohne Gaſtfreundſchaft beſtehen kann, ja — welche die Gaſtfreundſchaft

geradezu ausschließt. Hier ist jeder Fremde willkommen — dem Wirthe nämlich.

Die Mischung der Gesellschaft scheint jedoch für Einige aus den bevorrechteten Classen, eine Absonderung wünschenswerth zu machen, und deshalb besteht keines dieser Locale ohne privilegirten Bezirk, ohne abonnirte Tische. Etwas Unerhörtes an andern Orten. Hier aber kommt man in den Fall, daß man von mehreren Plätzen fortgewiesen wird, weil sie abonnirt sind, obgleich man sich in einem öffentlichen Bierkeller befindet. Einige der geschlossenen Gesellschaften machen sich sogar das Vergnügen, aus ihrer Geschlossenheit halb herauszutreten, und in den Räumen, die dem allgemeinen Besuche des Volks gewidmet sind, irgend einen ganzen Winkel, mit allen seinen Tischen und Bänken für sich abstechen und einhegen zu lassen, und bilden sich ein, auf diese Weise doch ganz was Apartes für sich zu haben.

Und was bewegt sie dazu, ihre gewöhnlich bequemen, eleganten und gewohnten Räume zu verlassen? ihre Lust am Volksgetümmel? es findet keines Statt, und wäre es, sie sondern sich ja freiwillig wieder davon aus. — Nichts anders ist es, als das Einzige, das hier mächtig wirkt, das jeden in Bewegung setzt, die Conversation belebt, und selbst schönen Mädchenaugen noch höhern Reiz zu geben vermag — das Bier. —

Der Münchener geht in der Regel nicht spazieren, er geht nur nach irgend einem Wirthshause, wie man

dieß ſonſt nur in kleinern deutſchen Städten findet. Daher iſt der köſtliche engliſche Garten, in der nächſten Nähe der königlichen Reſidenz, ſo einſam, ſo ausgeſtorben. Keine größere Stadt, am wenigſten die Hauptſtadt eines Landes zeigt dieſe Erſcheinung. Man ſollte glauben es gäbe keine Daudy's, keine pflaſtertretenden Müßiggänger, keine cokettirenden Damen hier, keine Leute, die gern ſehen, und ſich eben ſo gern ſehen laſſen.

Will man den engliſchen Garten auf eine paſſirende Weile belebt ſehen, ſo beſuche man ihn Sonntags Nachmittags. Dann wird er nach allen Richtungen durchzogen, aber wiederum nicht, um ſeiner ſelbſt willen, ſondern um das beliebteſte Wirthshaus zu erreichen, und man wählt den Weg durch den Park, weil er Schatten bietet oder kürzer iſt. Abends, wenn dann die Leute nach Hauſe gehen, und die bunte Reihe ſich auf allen Fußwegen ausbreitet, heitere Gruppen durch alle Gebüſche ſchimmern, während der Fahrweg von Wagen und Reitern belebt wird, dann erſcheint der Garten reizend und maleriſch.

Ich habe ihn einigemal ſo geſehen; beſonders einmal, wo ein drohendes Gewitter Alle nach Hauſe trieb, und nun ſich die vielen Gärten und Wirthshäuſer ringsumher mit einem Male leerten. Das war der engliſche Garten in ſeinem Luſtre! Ich glaubte mich nun wirklich nach einer großen und volkreichen Stadt verſetzt. — Aber die Leute hier haben nicht Sinn für das. —

Daher kann man gewöhnliche Spaziergänger in München zu den ausgezeichneten Leuten zählen, oder es sind Fremde.

Von Spaziergängern, die ich während meines Aufenthaltes täglich im Hofgarten sah, nenne ich zuerst einige Italiener. Sie schlendern südlich träge unter dem Schatten hin, und plaudern lebhaft miteinander. Diese bringen fast ihren ganzen Tag hier zu. Es sind einige Musiker und Maler; darunter der alte Brizzi, einst der erste Tenor der Welt, das Modell eines Opernhelden, der unübertrefflichste Achill! Jetzt geht der Mann etwas gebückt, hat graue Haare, und trägt eben solche unscheinbare Kleidung. Er ist Landmann, hat ein Gütchen in dem romantischen Tegernsee, und kommt nur zuweilen nach der Stadt, wo er dann hier mit seinen Landsleuten, laut conversirend, auf- und abgeht. Neben ihm schreitet de Vecchi, gleichfalls ein ci-devant Tenor der ehemaligen italienischen Oper, Massa, ihr Regisseur, Orlandi, ihr Maestro, der einst bessere Tage in Mailand sah, als Eugen von Leuchtenberg noch dort als Vicekönig herrschte. Vorübergeschwundene Herrlichkeiten! Sonst hatten alle diese Leute viel Kunst in sich, und man war davon hingerissen — jetzt kennt man sie kaum. Ich habe viele junge Herren gesprochen, die nie von Brizzi gehört haben, und eben so wenig von der Oper Achill, worin er so berühmt war, und eben so wenig von Ferdinand Pär, der diese Oper für ihn

ſchrieb. Und noch nicht dreißig Jahre ſind ſeitdem verfloſſen! —

Ein anderer täglicher Gaſt des Hofgartens iſt Santini, mager und dünn, und doch in Pelz eingewickelt. Den Hut auf dem einen Ohr, ſchwankt er unſicher, als wären die dünnen Beine nicht einmal im Stande, ſeinen ausgetrockneten Körper zu tragen, bald zu Dieſem, bald zu Jenem, und ſpricht mit lebhaften Geſten, großem Maule, und weitgeriſſenen Augen. Das iſt ein Buffo wie er ſeyn ſoll. Er kommt jeden Sommer aus Paris her, um einige Monate hier bei ſeiner Familie zu leben. Auch er war einſt Mitglied der italieniſchen Hofoper.

Außerdem ſah ich nur noch einige Kranke, die nach Verordnung ihres Arztes hier in der Sonne gingen, als tägliche Beſucher.

Doch auch einen kleinen Mann bemerkte ich oft, gewöhnlich im braunen Ueberrocke, ein Band im Knopfloche, runder Hut, die Hände auf dem Rücken, einen Regenſchirm haltend. Es lag nichts Ueberraſchendes in der Erſcheinung; und doch etwas Anziehendes. Ich hatte mir den Mann oft angeſehen, ohne zu wiſſen warum, und mir ſo ſein Bild tief eingeprägt. Unter einer mäßigen Stirn, von dünnem grauem Haare umſäumt, zwei kleine graue Augen von mattem Ausdrucke; doch lag Poeſie in dem Blicke, und dieß verrieth den Dichter mehr als die Stirn den Denker verrathen hätte. Eine kleine, dünne Naſe, die man ſeit undenklichen Zeiten à la Roxelane zu nennen pflegt, d. h. die

Spitze etwas nach oben gekehrt, wie ſie das Profil von Sokrates und Pitt auszeichnete. Neben dieſer Naſe, auf der Wange, eine Warze. Der Raum zwiſchen Naſe und Mund breit, und dieſer weit, ſchön gezogen, dabei weniger thieriſch als beredt erſcheinend, das Kinn endlich kurz, etwas hervorſtehend. Der Schritt dieſes Mannes feſtauftretend, ſehr gleichmäßig. Dieß iſt Schelling, der in ſeinen Vorleſungen keinen Berliner hoſpitiren laſſen will, Jacobi öffentlich auf dem Katheder einen Imbécile ſchalt, und Hegel's Philoſophie ein Mondkalb nannte.

Schelling's Grobheit iſt eben ſo berühmt, als ſein Syſtem, und man erzählt ſich manchen Trait davon.

Ein anderer Spaziergänger, in deſſen Umgebung ſich gemeinhin Fremde befinden, Griechen, Franzoſen oder Engländer, mit einem ſtarkgeröthetem, vorſtrebenden Geſichte, den Hut im Nacken, und den Kopf emporgeworfen, iſt Thierſch. Er ſcheint immer im Dociren begriffen, und kann — trotz ſeiner weiten Reiſen und ſeines ſteten Umgangs mit Fremden — den deutſchen Schulmann ſelbſt in ſeinem Aeußern nie verläugnen.

Und noch einem Spaziergänger begegnete ich oft, dem ſeltſamſten, auffallendſten von Allen, aber nicht im Hofgarten ſah ich ihn, mehr in den einſamen Alleen des engliſchen Gartens. Sein Schritt war raſch, kurz, faſt übereilt. Winter und Sommer trug er plumpe Schuhe, weiße Strümpfe und Pantalons. Einen Pelz, wie man ihn in Polen trägt, wie ein Sack, eine

Art von commodem Schlafpelz hatte er an, und einen alten Hut dazu, worunter ſich lange Haare zeigten. Der Kopf vorgebeugt, das Geſicht von einem merkwürdigen Ausdrucke, ſehr ſcharfe Augen, welche die Begegnung nicht vermeiden, im Ganzen ein männliches Geſicht, ohne auffallende Spur des Alters. Dieß iſt Görres.

Außerdem gibt es noch ſo manchen Spaziergänger wohl; einige Studenten, junge Schauſpieler, die ihre Rollen lernen, ein Paar alte Cavaliere, das ſind aber Leute, die nicht berühmt und intereſſant genug ſind, daß ſich über ſie etwas ſagen ließe, eben ſo wenig, wie über den, der dieſes ſchreibt, der zu den täglichen Spaziergängern München's längere Zeit zu zählen war.

Die Zirkel der wenigen berühmten und bekannten Männer in München, ſind eben ſo ſchwer acceſſibel, als die der höhern Ariſtocratie.

Schelling ſpielt hier von Allen die vornehmſte Rolle; Schubert und Martius nehmen in der Geſellſchaft einen anſtändigen Platz ein; Zuſammenkünfte bei Erſterm mit Bier und Tabak, wo Schubert ſeine Reiſeabenteuer zu Waſſer und zu Lande erzählt, die er auch drucken läßt, werden nur von Studenten beſucht. Thierſch allein hat ein ſogenanntes offenes Haus. Beſonders intereſſant iſt es, bei ihm alle Fremde zu ſehen, die auf irgend eine Weiſe ausgezeichnet genannt werden können. Deſſenungeachtet ſind ſeine Soireen ermüdend, weil die Unterhaltung vorzugsweiſe von Thierſch ſelbſt

beherrscht wird, und daher hauptsächlich auf seinen genugsam bekannten Lieblingsthemas roulirt.

Die Zusammenkünfte bei Görres sind nur für „Eingeweihte“ zu erreichen. Gewöhnliche Leute, die auch nur auf gewöhnliche Weise an ihn empfohlen sind, bringen einen Abend mit seiner Familie hin, ohne ihn selbst zu sehen. Wer sich des Eintritts in seinen vertrauten Kreis erfreut, lernt dort viele interessante Männer kennen. So ist z. B. Clemens Brentano, wenn er in München ist, kein seltener Gast.

Vor einem Jahre fand sich eine Gesellschaft von gleichgesinnten Männern in dem Schlößchen Neuberghausen an der Isar zusammen. Sie saßen dort in der ehemaligen Capelle, die nun zu einem Saale umgestaltet ist, bei heitern Gesprächen. Hier konnte man Clemens Brentano in seiner ursprünglichen Laune wieder erblicken, wie man ihn sich denkt, wenn man seinen „Ponce de Leon,“ seine „Wehmüller,“ seine „Victoria“ gelesen hat. Ein genialer Witz, ein Scherz jagte den Andern, bis daß er ein Heft hervorzog und der Gesellschaft Bruchstücke aus dem Leben der alten Nonne im Osnabrückischen zum Besten gab, bei welcher er einige Jahre in frommer Beschauung gelebt hat. Das Buch ist nun seit Kurzem gedruckt und bereits zum zweiten Male aufgelegt. Die gute Nonne hatte oftmals das Glück, daß ihr Wunden aus freien Stücken aufbrachen und zu bluten begannen, an denselben Stellen, wo sie Christus hatte, und es gab Leute in jenem Vereine zu Neuberghausen, wo diese

Geſchichte vorgeleſen wurde, die hoch und theuer verſicherten, daß es zu allen Zeiten begnadigte, fromme Menſchen gegeben habe, denen ſolch' Heil zu Theil geworden war. Als Beiſpiel wurde unter andern der hl. Franz von Aſſiſi genannt.

Ein ſtehender Artikel in vielen dieſer Zirkel iſt — wenn er ſich in München befindet — der Graf Platen. Ein bleiches, kleines Männchen, mit einem ſchmal zugeſchnittenen, blonden Schnurrbärtchen. Das Geſicht kalt, marmorn, doch nicht von dem ſchönſten carrariſchen. So wie wir über nichts, was wir von Jugend auf kennen, was uns ſo eigentlich angeboren iſt, ein Urtheil haben, ſo geht es uns auch mit gewiſſen Menſchen, die wir ſeit langen Jahren zu ſehen gewohnt ſind. Ich will mich daher bei Platen daranhalten, was mir zwei junge franzöſiſche Schriftſteller über ihn ſagten, die ſeit lange ſchon in Deutſchland reiſen, um unſere Literatur zu ſtudieren, und denen unſere Sitten und Eigenthümlichkeiten nicht mehr fremd ſind. Sie fanden den Dichter des „gläſernen Pantoffels“ in einer Geſellſchaft, wo er, wie gewöhnlich, einige ſeiner neueſten Gedichte vorlas.

„Er ſcheint faſt keinen Geiſt zu beſitzen,“ darin ſtimmten Beide überein, „ſowohl die Gedichte, als die Art, wie er ſie vortrug, konnten Zeugniß davon ablegen. Dabei zeigte er ſich uns, in dem Geſpräche, das wir mit ihm führten, von einer ſolchen Eiſeskälte, und einem ſo ſtarken Hochmuthe beherrſcht, daß wir offen geſtehen, ſo lange wir in Deutſchland reiſen, noch

keinem ſolchen uneinnehmenden Originale gegenüber geſtanden zu ſeyn.“

Im Winter läuft Platen, wie einſt Klopſtock, viel Schlittſchuh, wahrſcheinlich iſt er der Meinung, daß ſich das für einen Odendichter zieme.

Außer Platen, iſt wenig von Dichtern in den höhern Sphären der Geſellſchaft zu ſpüren.

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß hier, wo der König Gedichte macht, wo ein Prinz von Geblüt, der Herzog Max, bereits Mehres drucken ließ, und auch der Kronprinz dichten ſoll, die Dichter ſo wenig in Anſehen ſtehen. Dieß iſt ſelbſt unter Schenk's Miniſterium, der doch auch ein Dichter iſt, nicht anders geweſen.

Die Leute in München wollen nicht ſo recht an dieſe Gattung von Künſtlern glauben, und ſind am wenigſten geneigt, ſie für Propheten, oder gar für Weiſe zu halten. Ja, ſie gehen ſo weit, noch an der alten Sage von armen Poeten zu hängen, die in Dachſtübchen wohnen ſollen, mit Obſtweibern umgehen, auf crepirte Hündchen Ränien ſingen, und dennoch ſich für Dichter halten. Und in der That haben ſich, wie ſo manches Aeltere, was bereits in andern Gegenden Deutſchlands längſt hingeſchwunden und in München noch angetroffen wird, auch ähnliche Exemplare in altem Gerölle hier erhalten. Mir ſelbſt ſind einige dieſer foſſilen Dichter hier und da aufgeſtoßen.

Andere, die einiges Talent in ſich fühlen, verwenden ſolches lediglich in der Abſicht, ſich „bei hohen

Obern“ zu empfehlen, oder ſich „Allerhöchſten Orts“ bemerkbar zu machen. Iſt ihnen dieß gelungen und haben ſie feſten Fuß in irgend einem Bureau gefaßt, ſo hängen ſie gewöhnlich die Leyer an den Nagel, und laſſen Apoll und die Muſen, Apoll und die Muſen ſeyn.

Ich könnte mehre Namen ſolcher Münchener Dichter vor ganz Deutſchland laut nennen, und ihre Werke tadeln oder preiſen, aber die vielen Millionen zwiſchen der Nordſee und den Alpen, würden doch nicht wiſſen, wen und was ich meine.

Es ruht eine eigene Glückſeligkeit gänzlicher Unbekanntſchaft auf dieſen Dichtern, ſie liegen in Schichten, die erſt zu kürzlich verſandet ſind; vielleicht iſt es einer ſpätern Generation vorbehalten, ſie auszugraben.

Ich will einmal Weichſelbaumer, Aurbacher, Büſſel nennen! Kennt ſie Jemand? Und doch ſangen ſie Oden, Balladen, Romanzen, dichteten Trauerſpiele, ſchrieben auch in Proſa und leben Alle noch in Amt und Würden, und ſchreiben zum Theil noch, wie z. B. Büſſel, ein Fahrpoſterpedirender Secretair, der Abends ſeine grünleinenen Halbärmel auszieht, und Frachtbriefe und Declarationen von ſich ſtreift, und ſich in ein Reich emporſchwingt, wo es keine Diligencen und Chauſſeen gibt, um des „Skalden Ryno's Minnefahrten“ zu beſingen, oder anmuthige Berichte für die Wiener Modezeitung zu ſchreiben.

Man kann übrigens nicht ſagen, daß dieſe Dich-

ter darunter leiden, nicht gelesen zu werden. Sie haben Alle durch ihr Amt zu leben, und zwitschern ihre Liederchen nach Herzenslust dabei. Bis auf den einzigen Umstand, daß sie keinen Verleger finden, trübt nichts ihren poetischen Himmel. Von Zeit zu Zeit machen sie Versuche, die hiesigen Buchhändler zu versuchen, aber alles umsonst; diese wollen nichts von ihnen wissen. Daher halten sie nun die Buchhändler für ihre Feinde. Die Buchhändler sind aber keines Menschen Feinde, vielmehr nur ihre eigenen Freunde, und die der Dichter zugleich. Wer das Glück hat, Herrn Sauer, oder die Joseph Lindauer'sche Buchhandlung und Leihbibliothek von Person zu kennen, wird sich nicht ohne Vergnügen erinnern, mit welchem säuerlichen Gesichte derselbe von allen Verlagsartikeln schöngeistiger Art spricht, und von seinen todten Schätzen, nicht in, sondern auf seinem Kasten (so wird hier der Boden genannt), wo die „Stauffer von Ehrenfels," die „Löwenritter" und noch viele herrlich thatenfrohe Kämpen in Vers und Prosa, ruhig der Auferstehung harren. —

Man denke sich einmal das Leben eines solchen mittelalterlichen Helden, der aus den Archiven aufgestöbert, durch ein Hirn wie das des Herrn von Freiberg, in Sauer's Officin, von dort in die verschiedenen Buchhandlungen Deutschlands, und dann in Krebsgestalt zurück zur Leipziger Ostermesse wandern muß, um dann wieder auf Sauer's Kasten in Staub und schlechter, ignobler Gesellschaft zu liegen, bis es end-

lich durch die Hände eines Käsehändlers oder Gewürzkrämers, wieder unter die Leute kommt. Fürwahr ein Stoff, aus dem sich einige lehrreiche Betrachtungen ziehen ließen . . . .

— Das Theater ist eigentlich der einzige Ort, wo man die Gesellschaft in bunter Reihe vereinigt sieht. Wer das Entree daran wenden will, kann im sogenannten „Hofrang" neben einem „Krongroßwürdenträger" Platz nehmen. Hier tritt jedoch wieder ein kleiner Unterschied ein. Sobald der König und die Königin erscheinen, steht der „Krongroßwürdenträger" auf, um sie zu begrüßen, dem Rotürier hingegen ist dieser Gruß untersagt, er muß sitzen bleiben. Ich kann mir diese Etiquette eigentlich gar nicht anders erklären, als eben, daß eine Etiquette doch immer da seyn muß, zwischen dem Höchsten, dem Hohen und der Niedrigkeit. Hier im Theater ist sie doppelt nothwendig, wo durch das geringe Entree, eine Gleichheit der Stände einzureissen droht, die noch überdieß durch die Rücksichtslosigkeit, womit jeder nach einer republikanischen Mode, im Frack und rundem Haar, erscheint, sehr gefördert wird. Durch das weise Vorrecht des allerhöchsten Grußes ist jedoch mein Nachbar der Kammerherr zur rechten Zeit aufmerksam gemacht, und kann, wenn er vielleicht früher, durch mein Aeußeres verführt, mit mir über diese und jene Ballettänzerin gesprochen, sich nunmehr zurückziehen, sein ferneres Benehmen bemessen, oder gar der bürgerlichen Canaille mit Verachtung begegnen.

Der arme Saphir, in seiner Eigenschaft als Hoftheaterintendanzrath, kam zu verschiedenen Malen bittschriftlich ein, um sich die hohe Gnade zu erwirken, an Hof-Gallafesten eine Uniform, gleichviel welche, tragen zu dürfen und mit den hohen Hofchargen und coursähigen Personen aufzustehen, sobald der König im Theater erscheint. Die letzte Bittschrift war ganz Jeanpaulisirend abgefaßt, er flog von seinem Sperrsitz auf der Noble-Gallerie, in einer erträumten Uniform durch alle Himmel, und erschaute die Majestät im Mittelpunkte des Weltalls; dann ward er witzig und ließ recht viele Wortspiele einfließen; kurz der Mann ließ es an nichts fehlen, um seinen hohen Zweck zu erreichen, aber vergebens! Er wurde ab- und für immer zur Ruhe verwiesen. Die Bittschrift wird wahrscheinlich, als ein humoristischer Artikel à sa façon, in der neuesten Sammlung seiner „Jokosen," „Mimosen," oder anderer „Chosen" glänzen.

Da das Theater sehr finster ist, so haben die Damen de la haute Volée nicht nöthig besondere Toilette zu machen. Dieß kommt ihnen erwünscht, denn im Allgemeinen herrscht große Armuth unter diesen Leuten, und die Hauben und Hüte bei Madame Perin sind theuer, und mit denen aus dem Fingergäßchen läßt sich's nicht wohl repräsentiren. So sitzen denn die dicken Alten mit ihren rothen Gesichtern, und die schlanken Jungen, mit schmachtenden Mienen, mitten in der Dunkelheit und schwatzen und plaudern à leur aise, als wären sie zu Hause unter sich, und täuschen sich

wie der Vogel Strauß, der ſich vor ſeinen Verfolgern geſichert glaubt, wenn er den Kopf verbirgt. Denn, da ſie nicht geſehen werden, ſo ſind ſie der Meinung, daß man ſie auch nicht höre. Aber im Dunkeln neben ihnen ſaß oft der horchende Verräther. Ich will ein Paar Bruchſtücke ſolcher Logenunterhaltungen hier mittheilen, ſie mögen als ein Beitrag zur hohen Wiſſenſchaft der Heraldik erſcheinen, und geſchloſſene Helme, Büffelhörner, Einhorne und Steinböcke in den Wappenſchildern hie und da erklären.

Während des Maskenterzetts im Don Juan:

Eine alte Dame mit einem Kropfe, im gurgelnden Alt. Das iſt zum Einſchlafen!

Eine Jüngere, ſchnell, ohne die Münchnerin zu verrathen. Um Sie munter zu erhalten! Alſo — wer hat die Wette gewonnen?

Die Alte. Welche Wette?

Die Jüngere. Je nun, wegen der Iſarbrücke.

Ein Staatsrath. Apropos! wer hat Recht gehabt?

Ein Oberſt. Meine Wenigkeit. Die Gußeiſenfüllungen waren gleich anfangs beantragt, und ſind, eben ſo wie die Kandelaber des Hoftheaters, in Berlin verfertigt worden.

Ein Staatsrath: Und wann wird die Wette ausgetrunken?

Ein Oberſt. Die erſte ſchöne Sonne wird uns zu einem Diner nach Heſellohe rufen.

Die Alte. Nun, das ſoll mich freuen! Iſt

die Iſarbrücke doch auch einmal zu etwas gut geweſen.

Ein Oberſt. Excellenz hatten da einen excellenten Einfall!

Die Alte (ſich vor Lachen ſchüttelnd und in Huſten ausbrechend, während das Publicum ziſcht). Nun ja, was hab' ich denn von der Iſarbrücke? Ich fahr' das ganze Jahr nicht zweimal hinüber, und wenn's geſchieht, ſo iſt's in der Auer Dult. Ich kauf' den Pers um einen Sechſer wohlfeiler beim Moſes Aaron aus Pappenheim. Kennen Sie den Moſes Aaron?

Oberſt. Ich habe nicht die Ehre —

Die Alte. Sie mein' ich nicht — ſondern Sie —

Die Jüngere. Ich? ach! ich bitt' um Entſchuldigung — ich hörte nicht was Sie eben ſagten —

Oberſt. Aha — Mozart's Töne — die Eine diskonirt aber unausſtehlich —

Die Jüngere. Ach! wo denken Sie hin? es fiel mir nicht ein darauf zu hören. Ich war bei unſerm Diner in Heſellohe —

Der Staatsrath. Adieu belles masques! Gottlob das Terzett iſt zu Ende. Es iſt mein Guignon! — u. ſ. w. u. ſ. w.

Ein Zweites,

während des Finales zum Fidelio, das bekanntlich die Pariſer und Londoner ſtets zwei Mal zu hören verlangten.

Ein Mann mit einer Kette im Knopfloche, woran fünf kleine Kreuze baumeln. Die Oper ſchließt ſo dumm wie keine, der Mann kann gar nicht fertig werden. Oder wiederholt der Capellmeiſter ad libitum den Singſang ſo oft?

Die Gattin. Wir brauchen's ja nicht anzuhören — wir können ja fortfahren. D' Söphi' iſt ſo ſchläfrig vom geſtrigen Ball. Schau' ſie iſt richtig eingeſchlafen.

Der Mann mit fünf Kreuzen. Söphi'! willſt Du den Singſang bis zu End' abwarten.

Sophie, ein blondes, ſchönes Kind, fährt erſchreckt in die Höhe, ergreift inſtinctmäßig den Operngucker, und ſieht nach den Logen. Was befehlen Sie, Papa?

Die Gattin. Wir wollen nach Hauſe fahren.

Sophie. O charmant! Sehen Sie nur, Graf S. und der Geſandte und die Baroneß M. ſind auch ſchon fort. Es iſt faſt kein Menſch mehr im Hauſe.

(Hier klatſchte das gedrängt volle Haus ein rauſchendes Bravo und die einſame Familie verließ mit Geräuſch ihre Loge.)

Ein Drittes,

während der Vorstellung der Drillinge. Der Hofschauspieler Moritz aus Stuttgart gibt die Scene des Ferdinand von Meißen.

Eine junge Gräfin. Ich glaube wahrhaftig den ganzen Abend, daß wir noch in unserer alten Loge neben Eichthal's sitzen.

Ein Officier. Und warum?

Die junge Gräfin. Wegen des abscheulichen Jüdelns. Das kann ich gar nicht leiden. Er spielt den Juden auch gar nicht natürlich; er sieht zwar gut aus, und spricht auch gut, aber das Benehmen ist doch gar zu sonderbar. Ich habe in meinem Leben noch niemals einen jungen Juden so springen sehen.

Ein junger Mensch vom Sperrsitz in die Loge hineinsprechend. Sie werden wohl überhaupt noch wenig Juden zum Gegenstande ihrer Beobachtung gewählt haben, gnädige Frau.

Die junge Gräfin sieht nach einer andern Seite und scheint nicht darauf zu hören.

Der Graf. Ich weiß nicht, wie Du auf Juden kommst. Moritz spricht ja schwäbisch.

Der junge Mensch. Ich bitte um Verzeihung, sächsisch.

Der Graf (will ihm direct nicht antworten, und wendet sich zum Offizier). Er ist königlich würtemberg'scher Hofschauspieler und gibt uns ein Pröbchen des schwäbischen Jargons. Wie ich

Ihnen ſage. Ich kann jedoch nicht behaupten, daß es mich eben amüſire.

Der junge Menſch reicht einen Zettel in die Loge. Wollen Sie ſich überzeugen — hier können Sie leſen: Ferdinand von Meißen.

Der Graf (kalt). Ich danke. Er macht's unter der Kanone zu ſchlecht. Sächſiſch wie ſchwäbiſch zu ſprechen.

Der junge Menſch. Moritz iſt ein geborener Leipziger und ſollte es daher wohl können. —

Der Graf. Mir ſehr gleichgiltig wo er her iſt.

Der junge Menſch. Und da ich ſelbſt ein geborener Sachſe bin, ſo kann ich die Verſicherung ertheilen, daß er unſern Dialect auf's Trefflichſte wiedergibt.

Die junge Gräfin (zum Officier). Dieſe offenen Logen, wo Jeder hineinſprechen kann, bringen mich noch zur Verzweiflung. Mir kommt's einmal ganz jüdiſch vor.

Der junge Menſch. Ich muß noch einmal bemerken, gnädige Frau, daß ſie den jüdiſchen Jargon wohl nicht ſtudirt haben mögen. Ich traue mir hingegen ein Urtheil darüber zu, denn ich bin ſelbſt ein Jude. —

Ein Officier. Was nicht Alles noch? am Ende der Ferdinand von Meißen ſelbſt. —

Der junge Menſch. Das eben nicht, mein Herr — aber —

Der Graf. Trève la conversation!

Die junge Gräfin. Wir ſind wahrhaftig ganz in's Judenthum gerathen!

Hier war dieſe Unterhaltung zu Ende. Da ich mir's zur Aufgabe machte, dieſe Geſpräche, ſo geiſtlos wie ſie geführt wurden, ohne allen Zuſatz wieder zu geben, ſo wird man mit dieſen Pröbchen, als Curioſität, vollkommen zufrieden ſeyn. Oft wurde ich noch durch Gemeineres, im Münchner Dialect, während der intereſſanteſten Scenen und herrlichſten Geſangſtücke geſtört; oft drehte ſich das Logengeſpräch um Klätſchereien, Wirthſchaftsangelegenheiten, Alltäglichkeiten der Stadtchronik. Das Publicum, dadurch in ſeinem vorausbezahlten Vergnügen beeinträchtigt, mochte ziſchen, ſo viel es wollte; was kümmerte dieß die ungebildete haute Volée?

Wie ich bereits bemerkte, gehört die Ariſtocratie Münchens wohl zu der ärmſten des Erdenrundes. Nur ſehr wenige Familien leben mit gehöriger Aisance, Glanz in höchſter Potenz iſt wohl bei Keiner anzutreffen. Dies iſt um ſo auffallender, da es wohl in keinem Orte der Welt leichter iſt, Aufwand zu beſtreiten, als eben in München. Leute mit einer halben Million im Vermögen, würden hier — wenn ſie geſonnen wären ihre Zinſen ordentlich und mit Anſtand an den Mann zu bringen — Alles eclipſiren. Einige Hamburger Matadore vom ſchweren Gewichte, Leutchen von 4 bis 8 Millionen Mark Banko, würden ganz unbezweifelt dieſem Adel ſehr imponiren können. Ich kenne alte Familien, denen alle Vaiſſelle fehlt, um eine Anzahl

von Gäſten zu bewirthen, und die daher bei vorfallenden Diners ſich damit vom Glacier Tamboſi verſehen laſſen, bei dem das Deſſert beſtellt wird. Man denke die unmodiſchen, im täglichen Dienſte uſirten, mit dem einfachen Namenszuge des Glaciers, verſehenen Beſtecke auf hochgräflicher Tafel, und nicht einmal das Service von Silber, ſondern nur höchſtens platirt. Von dem Luxus, mit der Vaiſſelle die Mode mitzumachen, ſie einſchmelzen und umarbeiten zu laſſen, der in andern Städten bei Vornehmen und Reichen de rigueur iſt, weiß man hier, wie natürlich nichts. Daſſelbe iſt mit den Equipagen der Fall. Braunſchweig und Hannover haben in dieſer Hinſicht Vorzüge vor München. Die Hofequipagen, weit entfernt modern-elegant zu ſeyn, prahlen noch mit altväteriſchen Vergoldungen und geſchmackloſen Verzierungen. Ich habe keinen neuen Hofwagen während meines Aufenthaltes zu Geſichte bekommen. Die alltäglichen Transportwerkzeuge des Adels wie der reichen Leute ſind ziemlich ähnlich. Eine Art von Wurſt mit halbem Verdecke, bequem doch unſchön. Pariſer Cabriolets ſind nur zwei vorhanden; das des Prinzen Carl und das des franzöſiſchen Geſandten; von Gigs ſind ebenfalls nur einige Exemplare auf dem Platze. Herzog Max liebt das Ungewöhnliche und hat daher ſeinem Kutſcher die Perücke und den dreieckigen Hut gegeben, wie es der engliſchen Ariſtocratie in Regent-Street beliebt, dazu kommt ein kleiner Mohr im türkiſchen Coſtüm; die Wagen, worin gewöhnlich gefahren wird, ſind jedoch nichts weniger als engliſch.

Der Marſtall des Herzogs iſt hingegen ausgeſucht. Er ſelbſt iſt Einer der kühnſten und vollendetſten Reiter.

Das Palais dieſes Prinzen iſt einige Male im Jahre der Schauplatz glänzender Feſte, und dann geſchieht es wohl, daß hin und wieder Einer aus der Rotüre, wenn er ſonſtige Qualitäten beſitzt, dabei Zutritt erhält. Dieſe Ehre ſollte auch dem bekannten Dichter Michael Beer aus Berlin zu Theil werden, und ward ihm ſo verhängnißvoll, daß er darüber das Leben einbüßte.

Der Vorfall war folgender:

Der Herzog, ein junger, lebensfroher Mann, dabei cousin germain des Königs, hatte dem Dichter Beer, dem es großes Vergnügen machte, ſich in die höhere Kaſte einzuſchwärzen, die ehrenvolle Zuſicherung gegeben, ihn bei nächſter Gelegenheit einzuladen. Beer war es gelungen durch eine intime Verbindung mit dem Staatsminiſter von Schenk, dem Geheimenrathe von Klenze und andern bedeutenden Perſonen bekannt zu werden, und er ſah ſich bei Diners und Soirees eingeladen und neben Fürſten und Grafen — geduldet. Bon appetit, à qui en veut! — Bis zu einem Herzoge, einem Prinzen von Geblüt hatte er es aber noch nicht gebracht, und dieſe Auszeichnung machte ihn zum Glücklichſten.

Die Gelegenheit kam auch wirklich heran, und die Einladung erfolgte. Es war ein Ball, auf welchem einige Quadrillen erſcheinen ſollten; Beer ward zu den vorbereitenden Seſſionen gezogen, um eine Rolle

im Maskenzuge zu übernehmen. Wenn man ſich des Geſprächs Nr. 3. noch erinnert, ſo wird man es nicht ſehr auffallend finden, daß keine der Damen von unſerm Beer geführt ſeyn wollte, und deßhalb wurde ihm denn auch vom dirigirenden Comité, der von der Abſicht der Damen unterrichtet war, die Rolle eines Herolds zuerkannt, der allein, einen goldenen Stab, ſtatt einer zarten Damenhand in der Seinigen, die traurige Ehre hatte, den ganzen Zug glücklicher Paare anzuführen. Das Mißgeſchick macht apprehenſiv, und ſo geſchah es denn, daß Beer nicht lange zweifelhaft über die Urſache blieb, die ihn zum Herold machte, und tief gekränkt begab er ſich nach Hauſe, ergriff die Feder, und machte ſeinem Herzen in einem Schreiben Luft, das er an den Vorſtand des Comité ſandte. Wer ſähe aber nicht die unausbleibliche Folge dieſes Schrittes voraus? Der Vorſtand, ein Mann voll Politeſſe und Hof- und Weltkenntniß, wußte ſo trefflich Beer's ſchwache Seite zu gewinnen, daß dieſer ſeinen Vorſatz, ſich von dem Zuge auszuſchließen, aufgab, und ohne weiteres Aufſehen zu erregen, ſeine Zuſicherung gab, unbeweibt in das Reich der luſtigen Thorheit ſich zu ſchwingen. Die Kränkung war bald verſchmerzt, als die Proben begannen, und Beer ſich in dem Mittelpuncte dieſer Herrlichkeiten wiegen durfte. Außer ihm, war nur noch ein Bürgerlicher in der Verſammlung; ein angenehmer, liebenswürdiger Menſch und ein täglicher Geſellſchafter des Herzogs, zwar kein Dichter wie Beer, dafür aber ein Engländer und ein

Chriſt. — Mittlerweile — ſchon war Alles en bon train — erkrankt der junge, dem Herzoge neugeborene Sohn, und man ſpricht mit ängſtlichen Mienen, vom Aufſchube der Feſtlichkeit. Aber nicht lange währte dieſe, wenn gleich trübe Hoffnung. Der Prinz ſtarb — und Ball und Feſtlichkeit wurden zu Waſſer.

Bei Hofe ward von dieſem Zufalle geſprochen. Die Damen und Cavaliere konnten ſich nicht zufrieden geben, Alles umſonſt gethan zu haben; man klagte, man wünſchte, man wußte nicht, wie es angeſtellt werden müßte, um den Maskenzug dennoch auszuführen. Der König hörte davon, und theilnehmend an dem Schmerze der Elite ſeines Hofes, erlaubte er, daß die Quadrillen, auf dem nächſten Hofballe erſcheinen durften. Nun trat aber eine neue Chance für die beiden Nichtcourfähigen ein. Die Liſte der Theilnehmer an dem Zuge mußte dem Könige ſelbſt vorgelegt werden, und — o herbes Schickſal! der Herold wurde geſtrichen. Beer war damit vernichtet. Er ſetzte Alles in Bewegung, um es dahin zu bringen, daß der Engländer auch entfernt würde, weil er auf dieſe Weiſe einzig und allein eine réparation für ſich ſah. Wer aber durfte wagen hier Einſpruch zu thun? Und ſey es nun aus andern Gründen, oder daß der Engländer durch die Dame die er führte, gehalten wurde, genug, dieſer blieb. Beer ſoll geäußert haben, daß er dieſe Kränkung nicht überleben würde. Um jedoch ſeinen Kummer nicht zur Schau zu tragen, trotzte er ſeinem Uebelbefinden und ſeiner trüben Laune, und überließ

ſich mit Leidenſchaft den Einladungen ſeiner vornehmen Freunde, die ihm damit den Beweis unveränderter Geſinnung geben wollten. So ſchlich er bleich und ſchwach von einem Diner zum Andern, ſaß unter Schmerzen und Aerger an langweiligen Tafeln, und antwortete dabei, auf theilnehmende Fragen über ſeine Bläſſe und Appetitloſigkeit, ſeinen Zuſtand verbergend: „es ſey nichts als ein Katharrh, eine vorübergehende Kränklichkeit.“

Er wollte nach Regensburg zu ſeinem Freunde Schenk, hatte aber vorher noch einen glänzenden Zirkel bei ſich vereinigt. Mit der größten Anſtrengung konnte er nur auf wenig Augenblicke den Pflichten der Convenienz genügen. Er mußte ſich entfernen ehe die Gäſte ihn verlaſſen hatten. Es war das letzte Opfer, das der Unglückliche der Geſellſchaft und ihren Formen brachte. Eine Hirnentzündung ergriff ihn, und nach fünf Tagen war er todt. Der große Arzt Walther, der ihn nicht zu retten vermochte, legte einen Lorbeerkranz auf ſeinen Sarg und Klenze entwarf die Zeichnung zu dem Monumente, das ihm ſeine Familie mit großen Koſten ſetzen ließ. Die Livree der erſten Häuſer escortirte mit Fackeln den Leichenwagen zum jüdiſchen Gottesacker. —

— Der Gipfel der Geſellſchaft, der Hof des Königs, bietet im alltäglichen Zuſtande ein Bild der höchſten Einfachheit. Bei feſtlichen Gelegenheiten entfaltet er ſich aber zu einem reichen Gemälde, das ſeinen Glanz aus den Zeiten des Mittelalters entlehnt.

Die Popularität ist dann gänzlich verschwunden, und das Volk, das zugelassen wird, bekommt eine starre Hoheit, eine veraltete fremdartige Pracht anzustaunen. In solchen Fällen, hält man es der Mühe werth, die Archive zu durchstöbern, damit bestaubte Pergamente um Rath befragt werden, wie es sonst gehalten wurde. Die alten, guten Gebräuche, des Geldauswerfens, der Weinfontainen, der gebratenen Ochsen, sind aber dabei bis jetzt noch nicht wieder in's Leben getreten.

Die Verheirathung der ältesten Tochter des Königs mit dem Erbgroßherzog von Darmstadt brachte ein königliches Bankett zu Wege, wie es jetzt wohl nur selten an einem deutschen Hofe mehr gehalten wird. Nur der König, die Königin, das Brautpaar und die Prinzen von Geblüt, so wie die verwittwete Königin, und die Wittwe des letzten Churfürsten von Pfalz-Baiern, in Allem zehn Personen saßen an der Tafel. Alle Krongroßämter waren im Dienste. Der Fürst-Kron-Obermundschenk verfügte sich selbst in den Keller, um den Wein zu holen; andere Fürsten nahmen den Pagen die Speisen ab, und trugen sie auf, wechselten die Teller und spülten Gläser. Alles stand, bis auf die bankettirenden allerhöchsten Herrschaften. Die Hofcapelle führte stehend ein Konzert auf, und wegen des Violoncellisten mußte eine eigene Erlaubniß des Königs nachgeholt werden, damit er sich setzen konnte, weil es sein Instrument erforderte. Unwillkürlich fiel mir die Stelle im Mengs auf, die davon spricht: daß der Maler nur knieend einen Papst portraitiren durfte.

Nun ſpreche noch Einer davon, er erkenne hienieden die Göttlichkeit der Kunſt an, eher bin ich bereit an die Göttlichkeit der Etikette zu glauben. —

Am Georgentage, zieht das Kapitel der Ritter des Georgenordens mit dem Großmeiſter, welches der König ſelbſt iſt, im altdeutſchen Koſtüm, zur Hofcapelle, wo junge Edelleute den Ritterſchlag erhalten, und eine ſilberne Rüſtung anlegen; dann geht der Zug in die Reſidenz zurück, um das Rittermahl zu halten. Der König iſt im großen Ornat, mit dem blauſammtnen Schleppmantel, den Pagen ihm nachtragen. Auch zu dieſem Schauſpiele wird das Volk zugelaſſen; man kann jedoch nicht behaupten, daß es große Theilnahme errege. —

In den höchſten Zirkeln briſtirten während des letzten Winters einige Damen, welche nicht nur ganze Suiten verherrlichender Gedichte hervorriefen, ſondern auch zu einer Spannung zwiſchen hohen Perſonen, die Veranlaſſung gegeben haben ſollen. Wenn ich den Hof des Königs als den Gipfel der Geſellſchaft bezeichnete, ſo ſind die Damen an demſelben der köſtlichſte Blumenſchmuck dieſes Gipfels. Jedoch müſſen ſie Schönheit und Geiſt im vollſten Maaße beſitzen, da ſie alle andern Reize entbehren, womit ihre Schweſtern in niedrigern Sphären, ihr ſtilles Leben und ſeinen Kreis auszuſchmücken begabt ſind.

Geschlossene Gesellschaften.

Die Behauptung möge hier nicht zu grell erscheinen, daß viele geschlossene Gesellschaften in einer großen Stadt, die Andeutung geben, daß die geselligen Verhältnisse überhaupt, daselbst noch auf einer ziemlich rohen Stufe sich befinden. Ich spreche hier von jenen Vereinen, welche dazu dienen sollen, das gesellige Vergnügen zu erhöhen; solche deren Zweck Politik oder Wissenschaft wäre, gehören nicht hieher. Die Erstern sind wohl in diesem Augenblicke, unter offenkundigen Zeichen, in Deutschland nicht vorhanden; die letztern vertrocknen in ihren altherkömmlichen Formen, und nur die Naturforscher und Homöopathen erfreuen sich in neuester Zeit frischgrünender Institutionen.

Bei den Engländern verdanken die zahllosen Clubbs zunächst dem Kastengeiste ihr Entstehen; eine zweite Ursache war die rege Theilnahme an politischen Ereignissen und der Wunsch, Leute einerlei Sinnes einander näher zu bringen. Die Mittel, die der Clubb hat, seine Mitglieder zusammenzuhalten, bestehen oft in weiter nichts, als in feierlichen Mahlzeiten. Diese

Sitte ging nach Norddeutschland über, wie es bei dem regen Verkehr mit England ganz natürlich war; doch beschränkt sich die politische Färbung dort nur, auf Gedächtnißschmäuse bedeutender Ereignisse, wie der Blücher-Clubb u. a. beweisen mögen. Im übrigen Deutschland ist sie weniger verbreitet. Wir kennen als einen der interessantesten, den Schiller-Verein in Stuttgart; die Berliner Festmahlzeiten an Gedächtnißtagen bedeutender Künstler, gehören wohl nicht ganz hieher, da sie oft blos dem Zufall ihr Entstehen verdanken.

Die Clubbs während der Revolution in Frankreich, so wie die letzten Associationen sind unter uns bekannt. Sie sind den Anhäufungen gewitterschwangerer Wolken zu vergleichen, die der Sturm zusammenpeitscht. Sie liehen jedoch, trotz des furchtbaren Stoffes, der in ihrem Schooße verborgen lag, mehr von den geselligen Unterhaltungsformen, als die englischen Muster. Die Franzosen sind das geselligste Volk der Welt, und hierin wahrhaft liebenswürdig. Freilich erschien Manches in jenen Clubbs, durch Contrast, karrikirt, durch die Umstände extravagant. Andere eigentlich geschlossene Gesellschaften, kennt Frankreich nicht, wenn wir nicht so weit gehen wollen, Zusammenkünfte junger Romantiker, oder der Liebhaber der „ächten Chanson," u. s. w. mit jenem ganz unpassenden Namen zu benennen. Eher könnte man den „Cercle des étrangers" dazu zählen, wo das Glück präsidirt, und volle Goldbörsen zur Aufnahme berechtigen.

Bei dem Italiener beschränkt sich die öffentliche

Geselligkeit auf den Besuch des Corso und der Kaffeehäuser; das Casino vereint zu musikalischen Genüssen, und zu den Bällen im Carneval.

In Deutschland, wo Kastengeist aller Art, Förmlichkeit und Scheu vor Oeffentlichkeit, ziemlich allgemein verbreitet sind, gestalteten sich die geselligen Verhältnisse auf sonderbare Weise. Man blieb nicht dabei stehen Vereine zu einem bestimmten Zwecke, für eine Anzahl von Gleichgesinnten zu stiften, sondern man kam darauf, große Gesellschaften zu bilden, die Alles enthalten sollten, was zur Unterhaltung eines gebildeten Zirkels dienlich seyn könnte. Es ist ein seltsamer Geschmack, Genüsse, die öffentlich und für Jedermann da seyn können; und oft auch wirklich da sind, bei verschlossenen Thüren unter sich zu theilen.

Etwas Aehnliches findet in Aegypten Statt, doch hat es dort seinen guten Grund. Sobald nehmlich die Pest ausbricht, suchen die reichsten und vornehmsten Europäer, sich von aller Gemeinschaft mit den Uebrigen abzusondern. Sie ziehen in Häuser, die nachbarlich zusammenstoßen, und während sie die Zwischenmauern durchbrechen, cerniren sie solche nach Außen vollkommen, und verproviantiren sich mit Allem, was zur Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens gehört, auf lange Zeit. In dieser vollkommenen Abgeschlossenheit wechseln nun Concerte, Bälle, Schmäuse, selbst theatralische Vorstellungen und Unterhaltungen aller Art. Während die Epidemie draußen wüthet, leben sie nur dem Vergnügen; sie suchen sich zu über-

reden, daß die ganze Welt ſo glücklich ſey, wie ſie, und fällt ihnen die Peſt ein, ſo macht dieſes ungefähr einen Eindruck auf ſie, als wenn wir daran denken, daß die Cholera in Neu-Orleans ausgebrochen ſey. Sie ſehen keine Leichenwagen, keine Aerzte, keine Medicinflaſchen, ſie werden nicht alle Tage durch Todtenliſten und den Stand der Krankheit beunruhigt, wie es ſich unſere Tageblätter, zur Zeit der Cholera, ſo angelegen ſeyn ließen. Dieß Alles erhält die Leute bei guter Geſundheit, und nie hörte man, daß Einer der europäiſchen Conſuln in Alexandrien, oder ein Mitglied ſeiner Familie, von der Peſt ergriffen worden wäre.

Dieſen Verhältniſſen verdanken unſere Geſellſchaften nun freilich nicht ihr Entſtehen, viel leichter iſt es, ſie von einer andern, ſeit Kurzem in England ſehr um ſich greifenden Sitte herzuleiten, die zunächſt aus dem Geldmangel entſprang.

Man weiß, daß die Engländer, aus Erſparniß, ihre Inſel verlaſſen um auf dem Continent zu reiſen, und daß ſie hier mit dem, Aufwand zu machen im Stande ſind, was daheim nicht zum nothdürftigſten Bedürfniß ausgereicht hätte. Bei Vielen iſt jedoch die Reiſeluſt nunmehr befriedigt, und ſie ſannen daher nach, wie ſie mit Erſparniß gut leben konnten, ohne ihren ſo ungern vermißten Comfort aufgeben zu müſſen. Denn der Comfort iſt die Seele des Engländers, ohne Comfort kein Genuß. Aber was iſt Comfort? Die weiße glänzende Theeſerviette und die Taſſe vom

feinſten Porzellan; der Keſſel mit ſtets ſiedendem Waſſer; die glimmende Kohle um den Toaſt zu röſten; das ſaftige Rindfleiſch, das kräftige Gemüſe, ein bequemer Seſſel, ein hartes Bett, feine Wäſche, reinliche Zimmer, klare Fenſterſcheiben, gute Trottoirs, ſchnelle Bedienung, die Möglichkeit ſich im größten Getümmel zu iſoliren. Nirgend, außer England, findet man das wieder; in Hamburg ein Schattenbild davon; aber Süddeutſchland, wo man in alle Saucen mit demſelben Beſtecke fährt, wo man das Rindfleiſch ausſiedet, das Gemüſe einbrennt, den Thee verſchmäht, ſchlecht wäſcht, eng wohnt, weich ſchläft, hart ſitzt und ſchlecht bedient wird, muß dem ächten Gentlemann ein Horreur ſeyn! Zu ſparen und dabei den Comfort im Lande ſelbſt zu genießen, dieß ward nunmehr die Aufgabe. Sie iſt gelöſ't. Da es erwieſen iſt, daß mit zehntauſend Thalern im Jahre ein ziemlich anſehnliches Haus gemacht werden kann, während tauſend Thaler kaum hinreichen eine kleine Familie nothdürftig zu ernähren; da es ferner eine ausgemachte Sache iſt, daß Zehn noch außerdem miteſſen können, wo für Zwanzig gekocht wird, wie das auch in großen Häuſern immer der Fall iſt; ſo kam man auf den Gedanken, daß Leute von gleichem Vermögen, zuſammentreten ſollten, um hiedurch ihre Mittel zu verſtärken, und ſich allen Lebensgenuß der Reichen zu verſchaffen. Denkt man ſich auf dieſe Weiſe zehn Perſonen vereinigt, von denen jede fünfhundert Pfund jährliches Einkommen hat, die nicht hinreichen würden in England anſtändig zu leben, ſo

erhält man eine Summe von fünftausend Pfund oder sechszigtausend Gulden, was doch selbst in jenem Lande des Reichthums für eine kleine Geldmacht gehalten werden kann. Während die zehn armen Teufel vereinzelt, nur schlechte, kleine Wohnungen inne hätten, kann jetzt ein anständiges, reinliches Haus für Alle gemiethet werden, wo sie ein schickliches Unterkommen erhalten, und überdieß noch gemeinschaftlich ein Speisesaal, einige Gesellschaftszimmer und andere Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten Statt finden können. Daßelbe ist's mit der Küche, der Bedienung, den Lustbarkeiten aller Art. Bei größern Capitalseinlagen, die einzeln immer noch keinen Aufwand erlaubten, lassen sich solche Vereine mit wahrhaftem Luxus ausstatten. Etwas Aehnliches gewähren zwar die Boarding-houses, doch mit dem Unterschiede, daß diese für den Unternehmer Gewinn abwerfen müssen, während bei den Associationen Alles für das allgemeine Beste verwendet wird.

Dies ist auch die Ursache der meisten, der in München bestehenden, geschlossenen Gesellschaften. Der kärglich besoldete Beamte, der sparsame Bürger findet hier für seine Familie Alles, wonach ihr Herz sich sehnt, um wenig Geld und mit großer Bequemlichkeit. Schießen, Kegelspiel, Billard, Musik, Ball, selbst Schauspiel findet man hier oft vereinigt, und während Frau und Tochter über Herrn L. Thränen vergießen, oder von Herrn N. hingerissen werden, sitzt der gute Mann im Rauchzimmer, zehn

Schritte davon, und entbehrt nichts. So genießen sie Alles, was nur für die Vornehmen und Reichen da ist, haben Bier und Tabak dabei, was jene in ihren Cotterien entbehren müssen, und zahlen dafür nur einen ganz kleinen, jährlichen Beitrag. — Wenn dergleichen in kleinen Landstädtchen Statt findet, wenn es dort mit Eifer cultivirt wird, so läßt sich das leicht erklärlich finden, und Niemand wird darüber erstaunen, daß das Bedürfniß solche Surrogate entstehen läßt; die große Gesellschaft einer Stadt wie München sollte jedoch andere Elemente in ihrem Schooße bergen, und man sollte dort längst die Einsicht erlangt haben, wie viel schöner, großartiger, unterhaltender und belebender es sey, alle Unterhaltungen der Oeffentlichkeit preiszugeben, als sie hinter Mauern, Ballotage, Statuten und Gesetzen zu verschanzen. Freilich ist in München, mehr als an andern Orten ein Ausscheiden der höhern Gesellschaft vom Pöbel nicht ganz denkbar, da in der Lebensweise eine selten anzutreffende Allgemeinheit herrscht, und das Bierfaß der große Hut genannt werden kann, unter dem sich alle Köpfe vereinigen lassen. Vereine von 6, 7 bis 800 Mitgliedern, die mit ihren Angehörigen und den eingeführten Fremden bis auf 2000 Theilnehmer anwachsen, bieten jedoch nur eine schwankende Garantie für die Reinheit der Race und der Kaste, welche Sorgfalt auch angewendet werden möge.

So ungern ich Eleganz in den öffentlichen Vergnügungsorten in München entbehrte, so kneipenähnlich

mir die Meiſten ſtets erſchienen ſind, ſo unangenehm es mir war, die höhere, gebildete Geſellſchaft dort gewöhnlich zu vermiſſen, ſo muß ich doch bekennen, mich viel eher dort zu recht gefunden zu haben, als in den geſchloſſenen Vereinen, wo es oftmals weder an Eleganz, noch an der Elite der Geſellſchaft gebricht, wo jedoch der rege Umſchwung, der belebende Hauch mangelt, und trotz der herrſchenden Abwechslung ein ertödtendes Einerlei waltet. Das öffentliche Leben in der Geſellſchaft gleicht einem dahinwogenden Meere mit mannigfaltigen Ufern, mit Schiffen, Menſchen, Stürmen, Sonnenſchein, Fiſchfang, Handel, Ebbe und Fluth, Inſeln, mit Paradieſen und Schreckniſſen; das abgeſchloſſene Leben in Geſellſchaften gleicht einem ſtagnirenden Teich, der mit Kiosks, chineſiſchen Brücken, Bosketts und zierlichen Gondeln prangt. Dort die helle, lebendige Welle, hier das Röhrig im ſtehenden Schlamme; dort Wechſel, hier Ruhe; dort Leben, hier Tod. — Was gewährt Luſt von Beiden? —

In einem Hôtel, das einſt dem Fürſten Porcia gehört hat, iſt das Muſeum, ein bedeutungsvoller Name für eine unbedeutende Sache. Es iſt höchſtens mit einem italieniſchen Caſino zu vergleichen; der Name Muſeum wird in Deutſchland verſchwendet. Man gibt hier einige Concerte und Bälle im Jahre, und alte Herren ſpielen Billard und denken an „le bon vieux temps.“ Nichts wirkt widerwärtiger auf mich, als dergleichen häßliche dickbäuchige Roués, wie ſie in unſern höhern Ständen angetroffen werden, mit lüſternen Augen und

Zoten auf der Zunge. Möchten ſie doch Voltaire's rührendes:

„Voulez-vous que j'aime encore,
Rendez-moi l'age des amours“ —

beherzigen. München hat eine große Menge ſolcher ſinnlicher Greiſe aufzuweiſen, während die Sorte der alten, komiſchen verliebten Gecken faſt gänzlich fehlt. Und doch, wie viel angenehmer ſind dieſe als Jene. — Das Muſeum umfaßt die höchſten Claſſen, ein Fürſt iſt Vorſtand, und es läßt ziemlich großſtädtiſch und modern civiliſirt, daß man die haute-finance auch für etwas dort gelten läßt. Wenigſtens dem Anſcheine nach. Deßhalb ſind auch Juden unter den Mitgliedern, wenn gleich im Innern an kein Amalgama zu denken iſt. Man wollte ſogar aus dieſem Grunde die geringere Theilnahme herleiten, die ſich ſeit einigen Jahren an den im Muſeum veranſtalteten Bällen kundgibt. In der That fand man ſie leer, ledern und langweilig, und die Anweſenheit einer wahrhaft orientaliſchen Schönheit, der Tochter des Banquier K...a, konnte für die fehlenden Tänzerinnen nicht ſchadlos halten. — Die Vorleſungen, welche manchmal hier Statt finden, ſind als Abnormitäten zu betrachten. Die Geſellſchaft ordnet dann gewöhnlich ihre Zwecke denen der Vorleſer unter, und opfert willig ihr Local, ihren Abend und ihr Vergnügen auf. Das Leſezimmer des Muſeums hält, von allen ähnlichen Inſtituten in München die meiſten Zeitſchriften, indeß will das dennoch nicht viel ſagen. Hier iſt auch das einzige Exemplar einer engliſchen Zeitung an-

zutreffen: the Times, welches das Miniſterium des Innern kommen läßt, und dann dem Muſeum für einen theilweiſen Koſtenerſatz abgibt. Wie viele engliſche Blätter und Broſchüren, wie viele americaniſche, legt hingegen die Hamburger Börſenhalle ihren Abonnenten hin? Und dort iſt kein Fürſt Vorſtand, dort gibt es weder Statuten noch Rückſichten, und das Großartige gedeiht durch ſich ſelbſt, ohne alle Protection.

Eine zweite Geſellſchaft, die vor Allen renommirt iſt, die meiſten Mitglieder zählt, das ſchönſte Local einnimmt und Alles in ſich vereinigen ſoll, was das Leben erheitern und verſchönern kann, iſt die Geſellſchaft des Frohſinns. Man findet hier Leute aus allen Ständen; die Bekenner des moſaiſchen Geſetzes allein ſind ausgeſchloſſen. Da der König ſich zum Protector ernannt hat, ſo lieſt man auch die Ariſtocratie und Diplomatie auf der Liſte. Außer jenen Abenden, wo der König einer Vorſtellung des Liebhabertheaters beiwohnt, läßt ſich jedoch Niemand aus den vornehmen Kaſten in den Geſellſchaftsſälen betreffen. Die gewöhnlichen Zuſammenkünfte zeigen keine andere Symptome, als die eines ganz alltäglichen Bierhauſes. Dicker Tabaksqualm, ſchäumende Krüge, und eine übermäßig laute Converſation. Aber der Frohſinn hat ſelbſt in München dennoch eine andere Seite. Jede Woche bringt Wechſel in die Unterhaltung. Einmal iſt Theater, wo man vom Julius von Saſſen und Abellino, bis zu den Mädchen in Uniform, Alles ſo ſchön darſtellt, und ſo gut ſehen kann, als im wirklichen Theater. Alles dilet-

tirt dabei, wie es im Vorspiel zum Faust heißt. Dilettanten malen, und hämmern, und klettern, und spielen, und singen, und tanzen. Dilettanten verfertigen die Costüme, Dilettanten musiciren vor dem Stücke, Dilettanten lithographiren die Eintrittskarten, und Dilettanten sitzen auch an der Casse, um sie abzunehmen. Alle diese verschiedensten Talente und Fähigkeiten zählt die Gesellschaft unter ihren Mitgliedern, und diese Dilettanten sind so sehr von ihrer Manie ergriffen, daß es drollig genug klingt, wenn man sie von ihren Bestrebungen sprechen hört, mit einem Ernste, der Lachen erregen würde, wenn man nicht die Schweißtropfen sähe, die den Armen, ihr freiwilliger Tribut der Thorheit auspreßt.

Und trotz dieser Einrichtungen, Bemühungen und Bestrebungen, trotz dieses Kraft- und Kostenaufwandes, trotz dieser theatralischen Vorstellungen, Conzerte, Schießübungen, Gartenvergnügungen u. s. w., welche Langweil, welche Geistlosigkeit, wie uncivilisirt erscheint Alles bei näherer Bekanntschaft. Wie ängstlich bewegt sich der Fremde unter diesen Leuten, wenn er Zeuge war, wie plump man hier oft die Gastfreundschaft verletzte, wie abhold man eigentlich dieser schönen Tugend ist, und nur gezwungen, weil es einmal die Sitte erheischt, ihren Anforderungen mit halbem Ohre und mürrischer Miene Gehör gibt. Viele Fremde haben über Grobheit, Einige sogar über Beleidigung Klage zu führen gehabt.

Deutlich gibt sich's in der Gesellschaft des Froh-

ſinns kund, daß nur die Armuth, Sparſamkeit, oder wie man es nennen will, die meiſten Theilnehmer zu dieſen Surrogat-Unterhaltungen greifen läßt. Als Beweis gelte der Umſtand, daß jedesmal nach beendigtem Schauſpiel oder Conzert, wenn die Speiſeſäle ſich füllten, ein Familienvater mit einer ganzen Wolke von Kindern, ſich auf die Tiſche niederließ, und ganze Reihen von Stühlen bedeckte, den dargereichten Speiſezettel aber kalt zurückwies, um einige Flaſchen Bier und mehrere Semmel auf den zierlichen Gedecken mit trefflichſtem Hunger zu verſpeiſen, während der betriebſame Wirth, ein Italiener, der es an Geſottenem und Gebratenem, an Fiſchen und Geflügel nicht hatte fehlen laſſen, kopfſchüttelnd und bedenklich, die Arme übereinander geſchlagen, dieſem troſtloſen Treiben zuſah. — Die ſogenannten gemiſchten Geſellſchaften waren mir von jeher zuwider. Der Frohſinn, als Urbild einer ſolchen, am meiſten.

Im großen, weiten Raume iſt das Beiſammenſeyn mit Ungebildeten nicht unleidlich, in enger Umgränzung nicht zu ertragen. Es muß nothwendig geſchehen, daß ein ſolcher Verein ſich ſeiner ungebildeten Angehörigen wegen bedeutend herabſtimme, weil dieſe gewöhnlich die Mehrzahl ausmachen, die Gebildeten aber nie den Ton unter ſolchen Umſtänden angeben mögen.

Es wäre faſt überflüſſig hier noch von den kleinern Vereinen ſehr umſtändlich zu ſprechen, da die größern ſchon kein erfreuliches Bild darboten. Da gibt es einen Bürgerverein, der Alles ausſchließt, was nicht

Bürger iſt, und nie mehr als hundert Mitglieder zählen will. Obgleich das Local nichts weniger als elegant zu nennen iſt, und daher von dieſer Seite mit einem engliſchen Clubb keine Aehnlichkeit aufgefunden werden kann, ſo geben hingegen die obenberührten Beſtimmungen ihm eine Art von Würdigkeit, die ihn einem ſolchen näher bringt, und ihn dem Frohſinn weit überlegener erſcheinen läßt. Soll es einmal etwas dergleichen geben, ſo ſey es wirklich abgeſchloſſen; das läßt ſich, ſelbſt neben großartigen, öffentlichen Anſtalten, als beſtehend denken. Mitten unter den Münchener ſocialen Verhältniſſen, wie ſie nun einmal ſind, kann ich den Mitgliedern des Bürgervereins meinen Beifall nicht verſagen. — Aehnliche Geſellſchaften bildet das Militär, zu denen Niemand den Zutritt erhält, der nicht zum Wehrſtande gehört. — Doch gibt es auch Geſellſchaften, von der Tendenz des Frohſinns, die jedoch weder in der äußern Eleganz, noch in den ſonſtigen Mitteln mit ihm wetteifern können. Ein Conzert oder einen Ball hier mitzumachen, gewährt ein Vergnügen ganz eigener Art. Welche Künſtler! welche Zuhörer! Die Damen ſitzen da, die Männer ſtehen. Nach den erſten Tacten eines jämmerlichen Flötenſolo's verlieren ſich die Männer ſchon nach und nach. Wo gehen ſie hin? In's Nebenzimmer. Die Urſache iſt ſehr begreiflich. Der arme Flötiſt ſtrengt ſich zu ſehr an, ihm muß die Kehle trocken werden, ſchöne Seelen empfinden das leicht mit. Ein kühler Trunk iſt unerläßlich. Die armen Damen blicken ängſtlich nach den Herren. Sie ahnen

recht gut, wohin dieſe ſchleichen, ach! — und ſie wagen es nicht, ein Gleiches zu thun. Man ſieht es ihnen an, wie durſtig ſie ſind; ſie ſenden die Spitze des Züngleins ſo lechzend hinaus an die Luft, um die trockenen Lippen anzufeuchten. Ein antimuſicaliſcher Pincher heult indeß ſchmerzhaft dumpf in's Adagio; er liegt unter dem Ofen, wo ihn Niemand ſtört. Jetzt aber entſteht ein anderer Hundelärm, der allerdings einige Aufmerkſamkeit erregt, denn der Flötiſt muß inne halten. Die Herren nehmlich eſſen im Nebenzimmer, und Einer hat ſeinem Hunde einen Knochen hingeworfen, um den eine kleine Beißerei entſteht. Was iſt wohl natürlicher? Es wundert ſich auch Niemand darüber, aber die Herren haben kaum das Schweigen der Flöte vernommen, und den vom Ohrenzwang befreiten melancholiſchen Pincher wedelnd daherſpringen ſehen, als auch ſie mit vollen Biergläſern, weit geöffneten Deckeln, und einigem Getöſe in den Conzertſaal ſpringen, um ihre Schönen zu erfriſchen. Doch ein lautes St! empfängt ſie; der Flötiſt hat wieder das Inſtrument am Munde und pfeift hinein mit jämmerlich verzogenem Geſichte. Dieß hält die Damen indeß nicht ab, das dargereichte Glas zu nehmen. Auch ſieht man mehre ganz loſe, leiſe, Sitz und Saal verlaſſen, um am Abendbrode des Gemahls vollſtändig Theil zu nehmen. — Gegen das Ende des erſten Theils ſind alle Stühle leer; nun tritt die Pauſe ein, wo Alles genießt und trinkt; dann beginnt der zweite Theil und die Damen fühlen ſich nunmehr in einer günſtigern Verfaſſung, ſich den Ein-

drücken der Kunſt hinzugeben. Selbſt die Männer haben ihre Pfeifen angeſteckt, und lauſchen, in der Thür ſtehend, den melodiſchen Tönen; Alles iſt viel muſicaliſcher geſtimmt, man ſcheint für die Kunſt zu empfinden, denn ſelbſt dem unmuſicaliſchen Pincher, wird, ſo oft er ſein Lamento anfangen will, ein derbes „Kuſch, Beſtie!“ zugerufen. Dieß ſtört aber weder den Genuß, noch die Künſtler! — So ſind die Conzerte. —

Die Bälle ſind eben ſo anſtändig; man brennt nur geläutertes Oel und gegoſſene Talglichte dort, die Muſik ſtimmt gut zuſammen, und die Damen tanzen in kalbledernen Schuhen und Halbſtiefeln. An Erfriſchungen fehlt es auch nicht, denn der Wirth hat einen vortrefflichen Keller, und der Vorſtand macht es ihm zur Pflicht, Tölzer-Bier einzulegen. Es wird nur deutſch getanzt, und einmal mit dem Redowak, einmal mit dem Galopp abgewechſelt; beim Tanzen müſſen die Herren jederzeit die Pfeife aus dem Munde legen, weil es hin und wieder einer Dame unangenehm ſeyn könnte; wer von den Herren keine Handſchuhe beſitzt, muß ſein Taſchentuch in die Hand nehmen, um beim Umfangen der Dame, ihr Kleid durch etwaiges Schwitzen in den Händen nicht zu verderben. Dieß iſt Grundgeſetz für die Tänzer. Duelle kommen hier ſelten auf; die Leute ſind zu ſtarke Philoſophen, und lächeln über kleine Beleidigungen. So hörte ich z. B. wie ein junger Menſch, von einer Tänzerin ſprechend, die dicht vor ihm ſtand, ſie: einen „Cuiraſſier“ benannte. Sie ſowohl als ihr Tänzer hörten es, denn Beide wurden roth, und blickten zurück

nach dem Sprechenden. Ich wurde unruhig und erwartete, daß etwas kommen würde, aber Alles blieb verständig. Die Dame war wirklich enorm groß und schwer gebaut und konnte im Tanzen, eher noch mit einem Cuirassierpferde, als mit einem Cuirassier verglichen werden. Sie und ihr Tänzer mochten das wohl fühlen und dankten gewiß im Stillen für das nachsichtsvolle Urtheil.

Einige Vorzüge bieten diese geschlossenen Gesellschaften noch vor den öffentlichen in andern Orten. Alte eigensinnige Leute, die immer gern tadeln und kritteln, haben hier ein weites Feld dieser Lieblingsneigung zu fröhnen. Denn, wenn ein Caffeewirth gewöhnlicher Art hierauf keine Rücksicht nehmen würde, so ist der Wirth der Gesellschaft verbunden, sich den Wünschen eines Jeden zu fügen. Eine stete Klage wird über das Bier geführt, wie sich von selbst versteht, und hier kennt die eigensinnige Laune keine Schranken. Eben so gibt es alte Herren, die ihren beständigen Sitz haben wollen; sie zeichnen die Lehne ihres Stuhles, und sitzt zufällig ein Anderer darauf, so muß er aufstehen; eben so wollen sie ihren bestimmten Platz in dem und jenem Winkel, an diesem Fenster, am Ofen u. s. f. Man sieht wie wichtig dieß Alles ist und wie sehr es die Reize der Geselligkeit erhöht, aber eben so einleuchtend ist es, daß dieß nicht in einem Caffeehause gefunden werden kann, wo ein jeder für sein Geld gleiche Rechte genießt. Eine andere

Annehmlichkeit erfreut die jüngern Gesellschaftsmitglieder, nehmlich das leichtere Bekanntwerden mit den Damen. In geschlossenen Gesellschaften, wo man sich oft wieder sieht, kann das ja nicht ausbleiben, und manches zärtliche Band knüpft sich dann mit der Zeit. In Caffeehäusern und auf andern öffentlichen Plätzen geschieht das viel seltener und da kommt denn oft solch' ein Romankram zum Vorschein, daß man ein Mädchen sah, sie nicht kennt, sie Monate lang vergebens sucht, und sie nie oder nur endlich wieder findet. Im Frohsinn zu München kann so etwas gar nicht Statt haben. Da weiß man gleich: sie heißt Wali oder Nanni, und wohnt im Krottenthal oder am Platzl, ihr Vater ist dieß oder das, und am nächsten Samstag seh' ich den himmlischen Engel wieder! — Ist das nicht eine beglückende Einrichtung? Ein wahrer fauler Knecht in Liebessachen? Die Münchener junge Welt hat sich aber auch so sehr daran gewöhnt, daß sie außer ihrer gewohnten Gesellschaft alle Liebenswürdigkeit verschmäht, und überall durchaus einen stillen und zurückgezogenen Ernst behauptet. An öffentlichen Plätzen sitzt man stundenlang stumm neben fremden Damen, und kann sich's gar nicht denken, wie es möglich ist „auf den Husch" eine Bekanntschaft zu machen. Diese Uebung macht es hingegen dem Fremden sehr schwer, sich den Damen zu nähern, die von ihren gesellschaftlichen Milchbrüdern, stets umlagert und occupirt sind. Auf Bällen ist es daher nicht mög-

lich eine Tänzerin zu erhalten, weil Alles schon am letzten Sonnabend für diesen Ball engagirt wurde. Nirgend sind in jeder Hinsicht die Fremden so schlecht berathen als in München; nirgend weiß man so wenig wie hier, was es um die Gastfreundschaft für eine schöne Tugend sey.

Ein anderer Vorzug der geschlossenen Gesellschaften wird endlich darin gesucht, daß man dort, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke: „frei von der Leber weg sprechen könne," und nicht befürchten darf verrathen zu werden. Ein in jetziger Zeit wohl zu berücksichtigender Punct, wo Spione überall zerstreut sind, und die größte Aengstlichkeit sich aller Gemüther bemächtigt hat. Die guten Leute nehmen sich indeß zu sehr in Acht, und sprechen nicht nur nichts Verdächtiges, sondern sogar nichts Bedeutendes, so daß sie durchaus keine Gefahr laufen. Indeß rotten sich auch bloß aus dieser Rücksicht geschlossene Gesellschaften zusammen. Ich kenne eine solche, aus alten Gymnasiasten von 60 bis 70 Jahren bestehend, die seit ihren Schuljahren, sich stets an einem und demselben Orte zusammen finden, um Abends ihr Bier zu trinken. Ein rührendes Beispiel! — „Da kann man doch noch ein freies Wort hören," sagen die alten Schulcameraden, „nie noch wurde etwas hinausgetragen, was wir hier zur Sprache brachten."

Ach! welch ein lebendiger Austausch neuer Ideen, welcher Schwung, welche Elasizität der Unterhaltung muß dort Statt finden. Wer doch so glücklich gewesen wäre, vor 60 Jahren jenes Gymnasium auch besucht

zu haben, um dieſer Herrlichkeit theilhaftig zu werden! —

Wer dieſes nun aber nicht haben kann, der ſehnt ſich in München nach Euch, Ihr Spaziergänger des Marcusplatzes, des Kohlmarkts, der Boulevards, die ſelbſt genießend, mitgenießen laſſen, geiſtig, ſinnig, civiliſirt, wo jeden Augenblick das ſchönſte, beweglichſte Leben den Reiſenden umfängt. Wie wär' es auch ſonſt wohl möglich, ſich in den großen, fremden Städten gleich ſo heimiſch, ſo freundlich angeregt zu fühlen, wenn es nicht der Zauber wäre, den die Civiliſation übt, und das Bewußtſeyn, daß man ſich unter ihren Geſetzen mit Allen frei bewege.

Protzen.

Viele Städte haben für eine eigenthümliche Classe ihrer Bewohner, ganz eigenthümliche Benennungen. Ich will, um nur ein Beispiel anzuführen, Paris mit seinen „gamins“ in Erinnerung bringen. Das Livre des Cent-et-un enthält eine ausführliche Beschreibung derselben. Wenn nun auch ein Münchener Proz mit einem Pariser Gamin nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat, so ist er dennoch in verschiedener Hinsicht eben so originell zu nennen, und allgemein verbreitet anzutreffen.

Was meine Orthographie betrifft, so muß ich bemerken, daß P. wie B. und geschärfte Sylben gedehnt in München ausgesprochen werden, daß ich also das Wort, welches im Munde des Volks fast wie Brohzen, oder vielmehr Brözen klingt, mit P und z schreiben zu müssen glaubte.

Gewöhnlich lassen sich die Protzen an gewissen äußern Merkmalen deutlich erkennen, doch ist danach nicht sicher zu gehen; es gibt Ausnahmen, Seltenheiten, merkwürdige Exemplare. Ich hatte Gelegenheit von allen Arten kennen zu lernen, und versuchte sie

danach zu classificiren. Die alltäglichen Protzen (au naturel) entdeckt man gleich, wenn man Sonntags, nach Schwabing, Neuberghausen, Sendling oder Neuhofen geht Es sind gewöhnlich hochgewachsene Jünglinge, mit roth gefärbten Gesichtern, die aus starken Cravatten und spitzen Vatermördern sich erheben, um die Tische setzen, und die langen Beine weit vorgestreckt, den Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, in der dicken, rothblauen Hand, eine kurze Pfeife halten. Der Hut sitzt schief auf einem Ohr. Ihr Gespräch wird langsam geführt und scheint doch animirt. Sie schreien sich oft einander an, lachen dazwischen und Alle sprechen in einem ziemlich tiefen Baß. Sie rücken und weichen nicht von ihrem Platze, wenn gleich so manche Bürgersfrau stehend ihren Kaffee trinken muß; sie nehmen die Pfeife nicht aus dem Munde, wenn gleich ein schönes Kind in ihrer Nähe vor Rauch ersticken möchte; sie schreien und lärmen immer lauter, je mehr dieß ihre Umgebung zu belästigen scheint, und halten die Kellnerinnen jedesmal fest, wenn sie ihnen frisches Bier zuträgt.

Dieß sind die äußern Kennzeichen ganz ordinärer Protzen, zwar unerheblich an und für sich, aber doch nicht unwichtig für die Entwickelung ihres Characters.

Ein solcher Protz (Prötz au naturel), ist geradezu bis zur Grobheit, streitet gern, ist sehr eingenommen für Alles, was nach seiner Meinung, München vor andern Städten nur einzig und allein besitzt, sieht dabei neidisch auf die Fremde, und ist gegen das, was

nicht einheimisch, mißtrauisch, falsch, ja selbst böse. Sich selbst kennt er gar nicht, und ahnet nicht im Entferntesten, daß er diese Eigenschaften besitze; er hält sich vielmehr für sehr aufrichtig, zuvorkommend, gastfrei und gesellig, und meint nur, daß ihm der feine Schliff abgehe, den er jedoch: Aufschneiderei, Prahlsucht, Ruhmredigkeit, Ziererei benennt, und ganz verächtlich findet. Von dem Fremden will er nichts Anders über München hören, als unbedingtes Lob; äußert Jemand Tadel, so wird der Protz gleich grob, und hält er es manchmal nicht der Mühe werth, auf der Stelle zu widersprechen, so behält er den Ingrimm einstweilen noch bei sich, verbeißt ihn indessen an der Pfeifenspitze, und spühlt ihn in Bierfluthen nieder, um bei Gelegenheit vehementer loszubrechen. —

Rechte Protzen haben es daher stets verschmäht, humane Bildung zu erlangen, und sich mit den Gebräuchen sogenannter gesitteter Nationen bekannt zu machen. Ihre rohe Größe genügt ihnen vollkommen.

Die leichtere Zunge des Norddeutschen, seine Gewohnheit sich auch im Leben der Bücherſprache zu bedienen, die Lust über die verschiedenartigsten Gegenstände zu plaudern, Alles dieß macht ihn den ordentlichen Protzen verhaßt, denen „gutes Deutsch“ wie Chaldäisch ist, eine todte Sprache, die man mit unsäglicher Mühe erlernen muß. In jedem Wortkampfe siegte daher der Norddeutsche, wenn nicht dem Protzen „die göttliche Grobheit“ zu Hülfe käme.

Im Theater sitzen die Protzen auf den besten

Plätzen, und es ist Comment sie keiner Dame einzuräumen. Sind Protzen nicht mehr im Stande sich durch Drängen und Stoßen einen Sitz zu erobern, und müßen sie stehen, so rücken sie nur ungern von der Stelle, um einen höflich Bittenden vorbeizulassen. Bei einem halben Schritte brummen sie schon vernehmlich, und wollte Jemand in jedem Zwischenacte denselben Protzen incommodiren, so dürften sich sehr leicht verständliche Dinge, aus dem Gebrumme entwickeln.

Die wirklichen Mitglieder des Hoftheaters, haben selten nur, und nie in Bezug auf ihre künstlerischen Leistungen, eine Mißbilligung von Seite der Protzen zu erfahren. Sie nehmen alles vaterstädtische in kräftigen Schutz. Desto mehr aber haben fremde Schauspieler von ihnen zu befürchten.

Bei der Militärmusik, während des Aufziehens der Wache, um die Mittagsstunde, kann man artige Häufchen von Protzen wohl zu sehen bekommen. Sie stehen da, ihre großen Hunde neben sich, die Pfeife und die Schnüre des Tabaksbeutels aus der Tasche ragend, und horchen mit mildem Sinne und feinem Ohre, der türkischen Trommel und der Klappentrompete. An Sonntagen und Festen, geht ein großer Zug von ihnen, Arm in Arm der Musik voran, wenn sie zur Wache zieht.

Der höhere Protz im eleganten Style (Prötz à la braise oder au gros sel), findet sich vor der Theatinerkirche ein, um Spalier zu machen, wenn die schönen Münchener Kinder aus der Zwölf-Uhr-Messe

kommen. Dieſe nicht eben ſehr züchtige Sitte hat hier gar nichts Auffallendes mehr. Die frommen Kirchengängerinnen müßen nolens volens durch zwei Reihen lüſterner Gaffer nach Hauſe gehen, die mit bewaffneten und unbewaffneten Augen, ihre Reize muſtern, und mit lauten Bemerkungen begleiten, während ſie nichts thun können, ihre Schamröthe zu verbergen, als die ſchönen Augen zu Boden ſchlagen.

Zur Entſchuldigung der guten Protzen, muß ich jedoch bemerken: daß viele Münchnerinnen abſichtlich dieſen „Schaugang“ wählen, den ſie wohl vermeiden könnten, indem es keinen Mangel an Kirchen und Meſſen gibt. —

Man hat Protzen in allen Ständen, und von den verſchiedenartigſten Neigungen und Schattirungen. Z. B. Pinſel-Protzen, die der Malerei anhängen, Stein-Protzen, die für Architectur, Noten-Protzen, die für Muſik, Couliſſen-Protzen, die für das Theater, und Lumpen-Protzen, die für die Münchener Literatur leben und weben. Bei längerm Aufenthalte wird es nicht ſchwer, von allen dieſen Gattungen, ſchöne Exemplare kennen zu lernen.

Es wäre zu zeigen, welche Eigenthümlichkeiten den Protzen ankleben, und wie ſie mit den ſimpeln Grobianen und Flegeln anderer Städte durchaus nicht zu vergleichen ſind, doch Beiſpiele würden zu weit führen.

Nach veralteten Begriffen kam die Benennung Protz, nur Handwerksburſchen, Soldaten und Leuten

ähnlichen Gelichters zu, und deutete dann mehr das hervorſtehend grobe und gemeine Element an; mit der fortſchreitenden und allgemeinen Bildung, nahm jedoch dieſer Zug in dem Character der untern Volksclaſſen, eine bedeutendere und vollendetere Färbung an, und ſpiegelt ſich nun, in den verſchiedenartigſten Stufenleitern ab, ſelbſt jene Stände nicht ausgenommen, die auf Bildung Anſpruch machen. Wir leben im Zeitalter des Protzen auf ſeiner Höhe! —

Indeß wird die Benennung noch immer nicht geradezu ihrer Bedeutung nach gewürdigt; und dieß iſt in der Eitelkeit begründet, die ſich eines anfänglich mißbrauchten Prädicats ſchämt. Niemand ſagt noch von ſich ſelbſt, daß er ein Protz ſey, wenn man gleich nicht abgeneigt iſt, Andere ſo zu nennen; und doch brüſtet ſich gern ein Jeder mit jenen Eigenthümlichkeiten und ſeltenen Eigenſchaften, welche als Unterſcheidungsmerkmale großartiger Protzennaturen dienen können. Iſt dieß nun aber der Fall, warum ſich des Namens ſchämen wollen? —

Kann dieſe unbedeutende Skizze, dazu beitragen, dieß Vorurtheil zu zerſtreuen, ſo würde ich mich ſehr glücklich ſchätzen, und keineswegs die Studien bereuen, die ich darauf verwendete, dieſer ſtark ausgeſprochenen Nüance in den Sitten und dem Character eines Theiles der Bevölkerung von München, mit Sorgfalt nachgeſpürt zu haben.

Nudeln.

Viel früher als München in der Reihe deutſcher Hauptſtädte rühmend genannt wurde, zog die Kunde von den bayeriſchen Nudeln durch deutſche Gauen, und ſo unerheblich dieß auch Manchem erſcheinen mag, ſo war doch das Ohr deutſcher Hausfrauen aufmerkſamer, wenn die jungen, kräftigen Martisſohne von der Donau und dem Lech, während der Kriegsjahre, nach dem fernen Norden geſchleudert, von der Herrlichkeit ihrer heimathlichen Nudeln erzählten. Vergebens müheten ſich die wackern Frauen ab, ihren Einquartierten, für die ſie oft mehr als Nächſtenliebe empfanden, Erſatz dafür zu geben. Sie zerſchnitten wie es üblich und herkömmlich war, den weichen, gutgewalkten Teig, und hatten weder Eier geſpart, noch es an Fleiße fehlen laſſen. „Das ſind wohl geſchnittene Nudeln," pflegten dann die jungen Krieger zu ſagen, „aber halt bayeriſche Nudeln ſind es doch nit!" — Da verzweifelten ſchier die guten norddeutſchen Frauen und fragten: „Ja, was ſind denn bayeriſche Nudeln für Thiere? Nudeln ſind man Nudeln, überall gleich, ſollten wir doch meinen.

Schnackt uns das Menſchenkind von Schmalz, und Backen, und Dünſten, und Milch, ein Durcheinander vor. Das kann doch aber unſer Lebtag kein Nudelgericht werden?“ —

Beide Theile hatten Recht. — Wenn wir uns auch darüber gern wegſehen wollen, daß ein Schrank in Bayern ein Hängkaſten, in der Mark eine Spinde, und in Altpreußen ein Schaff heißt, ſo würde man ſich's, wenn es anginge, dennoch höflich verbitten, daß in Bayern eine Wanne ſo genannt wird. Wenn es ſchon unbequem genug iſt, daß das, was in dem weiten Frankreich: crême heißt, in Deutſchland bald Schmand, Schmetten, Obers, Kern, Raum, Rohm und Rahm genannt wird; wenn man in Franken Papier erhält, ſo oft man den Barbier verlangt, der dort Bader heißt; und ein Reiſender, der ein Nachtgeſchirr wollte, in ſeinem Zimmer faſt geröſtet ward, weil, je ungeduldiger er es begehrte, immer mehr im Ofen „nachgeſchürt“ wurde, indem man dort, mitten in Deutſchland, nur Pottſchamber (pot de chambre), verſteht; — ſo muß man ganz und gar darauf verzichten, im eigenen Vaterlande ſich verſtändlich machen zu können, wenn die Sprachverwirrung ſo weit einreißt, daß: reiten, fahren und fahren, reiten, greinen, bald weinen, bald zanken, eine Herberge, ein Hintergebäude, und der Kaſten, der Boden, die Lucht bedeuten. Eben das iſt mit den Nudeln der Fall.

In ganz Bayern, jedoch nur in dieſem Theile Deutſchlands allein, wird mit jenem Worte ein Backwerk bezeichnet, welches vielgeſtaltig in den Haushal-

tungen wiederkehrt und ſowohl die délices des wohlhabenden Mannes, wie die gewöhnliche Nahrung des Armen ausmacht. Bauern eſſen z. B. das ganze Jahr nichts als Nudeln.

Die berühmteſten in der großen Nudelgallerie, ſind wohl die Dampfnudeln, wenn gleich bei weitem nicht die gewählteſten, die feſtlichſten für den Bürger und Landmann. Die Gourmandiſe der Reichen hat durch die Beſtrebungen geſchickter Köche dieſe Nudelart auf ihren Küchenzettel adoptirt, und ſie darf ſich ſelbſt bei größern Diners und unter den feinſten Faſtengerichten, bald mit Vanille, mit Früchten oder Krebsſaucen blicken laſſen. Sie verfeinern ſich dann freilich ſo ſehr, daß ſie von dem Landbewohner ſchwerlich mehr erkannt werden würden, allerlei fremde, würzende Stoffe ſind beigemiſcht und die formidable Nudel wird zum zierlichen Nüdelchen. Urſprünglich iſt die Dampfnudel eine leichte Teigmaſſe, die durch guten Hefen im Dampfe locker aufgetrieben wird, und alſo mehr gedämpft als eigentlich gebacken erſcheint. Außer Salz iſt keine Würze daran, und ein wenig Milch, die ihnen in die Dampfmaſchine beigegeben wird, iſt die natürliche und alleinige Tunke. Es iſt eine ſehr einfache und nicht ungeſunde Mehlſpeiſe; der Fremde aber, der ſich von Dampfnudeln, nachdem was er davon gehört, einen andern Begriff machte, findet ſich getäuſcht. Dieß iſt, meines Wiſſens, die älteſte nützliche Anwendung des Dampfes in Europa, und es wundert mich, daß die Bayern, denen man Er-

findungsgabe nichts absprechen kann, nicht eher wie Fulton, den Dampf im Großen benutzten. — Die festlichste Art unter allen ist die „Kirta-Nudel," die man bei den Kirchweihfesten backt, und deren Rezept in einem eigenen Volksliede enthalten ist, das mit den Worten beginnt:

„Allen Nachbarsleuten
Hab' i anzudeuten,
Daß im Dorfe heute
Kirta is — —"

Sie ist reich an Rosinen und Corinthen, hier Ciweben und Weinberl'n genant, und wird in Schmalz gebacken. Sie kommt den, in Norddeutschland beliebten, Pfannenkuchen und den Wiener Krapfen gleich, wenn auch diese viel verfeinerter erscheinen.

Die Rohrnudeln oder Strauben werden vermittelst einer Maschine in das siedende Schmalz gespritzt; die Dopfennudeln werden durch Dopfen (Rahmkäse, Quark, Glumé), angenehm säuerlich gewürzt. Bei den Kartoffelnudeln, bezeichnet der Name, Allen verständlich, den Hauptbestandtheil.

Eine sehr eigenthümliche Gattung sind die „ausgezogenen Nudeln." Hier wird ein Klumpen Teiges, erst in der Hand geformt, und dann über die gebogene Kniescheibe dergestalt gezogen, daß die Mitte dünn wird, der Rand etwas dicker bleibt. Sodann wird die Nudel gebacken.

Andere Arten sind die „haubeten Nudeln," die

„bachenen Erbſen," die in Fleiſchbrühe gethan werden u. ſ. w.

Man ſieht hieraus wie zahlreich das Nudelgeſchlecht iſt, und kann daraus abnehmen wie lange es ſchon ſeinen Platz in der bayeriſchen Kochkunſt behauptet. Eben ſo wie die Knödel iſt es verbreitet, doch ſind dieſe nicht ſo beliebt, und auch nicht Bayern allein eigenthümlich. Von den Knödeln, Nockerln, Spatzeln u. ſ. w. ließen ſich auch lange Regiſter herzählen.

Eben dieß iſt mit jenen Farinaden der Fall, die im übrigen Deutſchland ausſchließlich Nudeln geheißen werden, und die hier als „geſchnittene Nudeln" bekannt ſind. Auch ſie werden von den dickſten Maccharoni und den breiteſten Laſanie, bis zu den feinſten Haarnudeln, häufig verbraucht, wozu noch die verſchiedenartigſte Paſta (pâte d'Italie), kommt, die hier bald als geriebenes Gerſtel, bald als Würferln, Schneckerln, Würmerln, erſcheint. Es iſt ganz in der Ordnung, daß täglich eine ſolche Mehlſpeiſe in die Suppe gethan wird, die zwar immer dem Auge, aber dem Gaumen keine Abwechslung bietet, da ſie alle ganz gleich ſchmecken. Der Gebrauch ſie mit Käſe zu würzen, wie es in Italien üblich, iſt indeß hier noch nicht allgemein verbreitet. —

..... Und warum ich ſogar den Nudeln ein Kapitel in dieſem Panorama gewidmet? — Weil wir von unſerer Höhe, aus den Schornſteinen den Rauch aufſteigen ſahen, und es eine ſehr erlaubte

Neugier iſt, zu ſehen, was die Leute kochen. Die in einem gewiſſen Bezirke üblichen Nahrungsmittel dienen auch dazu, das Bild der Bewohner zu vervollſtändigen. Jene Leute, die in München, Potage à la Conti, Beefſtecks, Fricaſſees und Ragouts eſſen, bieten am Ende keine nationelle Eigenthümlichkeit mehr dar, und es kann daher nur noch davon die Rede ſeyn, wie und mit welchem Geſchick ſie ſich das Fremde angeeignet haben, und wie es ihnen zu Geſichte ſteht. Diejenigen aber, die der Nudel und dem Knödel treu geblieben, geben eine originelle Schattirung in die Zeichnung der Alles verflachenden Mode; ſolche Originale ſind, wenn auch nicht immer ſchön, doch ſtets intereſſant. Daß ſie in München noch häufig angetroffen werden, gibt der Stadt ihren eigenthümlichen Reiz.

Ich weiß übrigens nichts Ausführlicheres mehr über die Nudeln zu ſagen. Meine Kenntniſſe und Beobachtungen reichen nicht aus; ich will bei dieſer Gelegenheit gern auf ein intereſſantes Buch: Rumohr's Geiſt der Kochkunſt verweiſen, wo mehr darüber zu erfahren ſeyn wird.

Es war mir genug das Dunkel, das in unſerm gemeinſchaftlichen Vaterlande über Bayern's Dampfnudeln herrſcht, ein wenig gelichtet, und der andern Nudeln dabei ehrend Erwähnung gethan zu haben.

Die Schranne.

Ein dem Norddeutſchen unverſtändliches Wort, womit hier der Getraidemarkt bezeichnet wird. München entbehrt noch immer einer Korn- und Fruchthalle, und es iſt auch keine Ausſicht vorhanden, daß es ſobald eine erhalten werde. Man behauptet, daß zu viele Intereſſen verletzt werden müßten, wollte man hierin eine Aenderung treffen, da die Bewohner jenes Platzes, wo die Schranne gehalten wird, von den, die Stadt an den Schrannentagen beſuchenden Landleuten großen Vortheil ziehen. Kämen dieſe aber wohl gegen die Vortheile in Betracht, die München aus einer Getraidehalle erwüchſen? Würden die Leute, welche von den Bauern Vortheil ziehen, ſich nicht am Ende gern bequemen, ihre jetzige Wohnung mit andern zu vertauſchen? Der Hauptgrund liegt wohl aber ſonderbarer Weiſe darin, daß man bisher in München mehr die Laune, als das Bedürfniß bei den neuen Bauten zu Rathe zog, und mehr Aufſehen damit zu verurſachen, als ſolide Zwecke damit zu verbinden trachtete. Die Stadt München mit ihren Palä-

ſten, Denkmälern und Kunſtſchätzen, die noch immer eines guten Pflaſters, bequemer Trottoirs, hinreichender Beleuchtung, friſcher Brunnen, verbindender Brücken, und geräumiger Markthallen entbehrt, kommt mir vor, wie ein fader Parvenü, der ſich eine brillantene Bruſtnadel anſchafft, ehe er daran dachte ſich ein Hemd zu kaufen, und ein Gemälde an die Wand hängt, bevor er den nöthigen Hausrath herbeiſchaffte. Bei dem Parvenü hat es jedoch nichts zu ſagen; denn das ſind am Ende Dinge, die er haben muß, und die auch leicht zu bekommen ſind. Aber mit München iſt es ein Anderes. Gerade jene Dinge, welche ihm mangeln, gehören zu den Koſtbarſten, und das Bedürfniß ſcheint Oben gar nicht gefühlt zu werden.

„Wer will überhaupt nach dem gemeinen Bedürfniß fragen? Die Kunſt allein iſt es, die das Bedürfniß nach Schönem, Edelm, Hohem ſtets befriedigt!“ Dieß iſt der Beſcheid der mir von Vielen zu Theil ward, und den ich mir gefallen laſſen mußte. Deſſenungeachtet war ich nicht zu beſſern. Nie konnte ich über den geſchmackloſen Victualienmarkt gehen, ohne dabei zu denken: wie ſchön es wäre, wenn hier in der Mitte ein Marmorbecken, mit einem Springbrunnen ſtände, ringsumher die Blumenverkäufer, und in weitem Kreiſe dann in zierlichen, zeltartigen Buden von Blech, in Hallen auf leichten Säulen von Gußeiſen oder Bronce, die andern Bedürfniſſe des täglichen Lebens zierlich zur Schau und zum Kaufe ausgelegt; eben ſo dachte ich mir jedesmal, wenn ich die Schranne unter freiem

Himmel im Mittelpuncte der Stadt halten ſah, recht lebhaft, wie ſchön eine weite, himmelhohe Halle, eine Rotunde mit doppelter Säulenreihe und einer herrlichen Glaskuppel darauf, ſich ausnehmen würde.

Ich glaubte ſtets, daß Fremde und Einheimiſche ſolche Werke gewiß mit regerm Gefühle betrachten würden, als den wunderbaren Zwinger, der bedeutungslos und unnütz, den frequenten Platz am Iſarthore ganz ungebührlich verengt, und mit großen Koſten erbaut wurde, um drei alte, den Einſturz drohende Thürme, der guten Stadt München zu erhalten. Dies ſind aber ganz unkünſtleriſche Geſinnungen, das weiß ich recht gut, und der Zwinger mußte aufgeführt werden, um Neher Gelegenheit zu geben, den Einzug Kaiſer Ludwigs, auf die Hauptwand desſelben zu malen!

Nun zur Schranne wie ſie iſt! — In der Mitte des eigentlichen Münchens, das einen Kern, wie andere Städte bildet, befindet ſich ein nicht eben regelmäßiger, aber recht hübſcher Platz. Ringsumher ziehen ſich, nach oberitaliſcher Sitte, Bogen, oder ſogenannte Lauben an den Häuſern hin, worin Laden an Laden ſich reiht, und eine Menge der verſchiedenartigſten Gegenſtände feilgehalten wird. Zu den eigenthümlichſten Bewohnern dieſer Laden ſind die „Priechler“ zu zählen, welche mit Barchent oder Leinwand handeln, und die „Käskäufler,“ worin wir neben angeſchnittenen Käſen, von penetrantem Geruche, allerlei Gegenſtände des Luxus antreffen. Das ſeidene Tuch hängt

neben dem zarten Limburger, das Rosaband neben dem duftigen Jochberger; ein zierliches Kleid, das Angebinde zum Namenstage, liegt in trauter Nachbarschaft eines gemüthlichen Emmenthalers. Ich habe nie von diesen Waaren gekauft, die größtentheils auf den Geschmack der Schrannenbesucher berechnet sind, und kann daher nicht von der Erhöhung des Eindrucks urtheilen, den die aromatische Beigabe, dem Geschenke zu verleihen im Stande ist. Diese Laden, die in ihrem innersten Schooße auch oft noch Sauerkraut bergen, machen sich jedoch in weiter Ferne schon bemerkbar und ziehen die Aufmerksamkeit einer unbefangenen, diesen Sitten fremden, Nase frühzeitig genug auf sich.

An dem untern Ende des Platzes liegt das unförmliche Rathhaus, dessen hinterer Flügel noch der Burg angehört haben soll, die Heinrich der Löwe hier erbaute. Ein in Stein gehauener Löwe, der aussieht, als wenn er zu viel gegessen hätte und an Uebelkeiten leidet, wird für ein Wahrzeichen der Stadt gehalten. Zunächst vor dem Rathhause liegt eine engere Ausmündung des Platzes, der Eiermarkt geheißen, und hier prangt ein großes Bild, vorstellend St. Onuphrius, zu öfternmalen renovirt, und ebenfalls ein Wahrzeichen der Stadt. An der Seite liegt das Regierungsgebäude des Isarkreises, und am obern Ende die Hauptwache. Fünf bedeutende Straßen: Diener-, Wein-, Kaufinger-, Rosen- und Thalstraße, laufen auf diesen Platz aus, und dazu noch einige Steige und Durchgänge. Das Rathhaus hat einen unbedeutenden

Thurm, aber der ſchönere Thurm von St. Peter, ſo wie der von der h. Geiſtkirche ſchauen von Südoſt über die Häuſer des Platzes, nach Nordweſt erblickt man das erhabene Zwillingspaar der Frauenkirche. In der Mitte ſteht eine rothe Marmorſäule, worauf das Standbild einer Maria, als patrona bavariae, in Golderz prangt.

Dieß iſt der Hauptplatz der Stadt, und wie man aus dieſer oberflächlichen Beſchreibung erſieht, iſt er ſo übel nicht. Bis jetzt iſt er noch immer der ſtattlichſte und regelmäßigſte zu nennen, und iſt zugleich der Belebteſte, weil die Hauptſtraßen von ihm auslaufen.

Die ganze Woche hindurch zeigt ſich nichts Auffallendes, und Wachtparade und Zapfenſtreich ausgenommen auch nichts Lärmendes. Mit dem Freitag beginnt jedoch ein neues Leben. Die Fiacker, die gewöhnlich unterhalb der Marienſäule halten, erſcheinen nicht, dafür aber langen vierſpännige Bauerwagen an, von denen Getraideſäcke abgeladen werden, die man in Gaſſen oder Vierecken auf dem Platze, bis in die angränzenden, zum Theil ſehr engen Straſſen aufſtellt. Viele Leute ſind dabei behülflich, und es werden die gerngehörten Töne des lautſchallenden, breiten Gebirgs-Idioms vernommen. Wer am Freitag Abends den Platz wiederſieht, den er etwa am Donnerstag verlaſſen, erſtaunt über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen und glaubt ſich in eine kleine Landſtadt, wo eben Markt gehalten wird, verſetzt. Eine neue Bevölkerung treibt ſich dort zwiſchen den Gaſſen der

Säcke umher, die zum Schutze gegen die Witterung mit Bretern belegt ſind; und die urſprünglichen Bewohner, die ſonſt ehrbar ſtill, unaufmerkſam und keine Käufer erwartend, in ihren engen Behältern, bei der aufgeſchichteten Waare ſitzen, rufen jetzt jeden Vorübergehenden an, blicken muthig fragend, unternehmend aus freundlichen Augen; die Waaren ſind ſorgfältiger ausgelegt, der Käſe riecht ſtärker, das Sauerkraut wirkt harmoniſcher ein; Alles deutet darauf hin, daß die Zeit der Leſe da iſt, die Wochen-Meſſe, gleich dem Moment der Etrennes, für die Kaufleute des Palais-Royal.

Doch iſt dieß nur ein Vorſpiel zum Sonnabende, (Samſtage) der eigentlichen Getraidebörſe.

Mit Tagesanbruch ziehen rüſtige Pferde neue Vorräthe herbei. Alles wird lärmender, geräuſchvoller, und nimmt dabei einen ernſtern Character an. Man ſieht, daß es ſich hier um den höchſten Preis und ſchnellſten Abſatz handle, und Jeder iſt bemüht dahin zu gelangen. Die Oberländer mit den ſpitzen Hüten, und der knappen Gebirgstracht, die Oberländerinnen, mit den hochgepolſterten Schultern und den langen Röcken, nehmen die erſten Plätze ein; dazwiſchen bewegen ſich ſchnell, mit vorgekrümmtem Oberleibe, und hin und her ſchlagenden, weiten Röcken, die Mädchen vom Unterlande, in ihrer ſeltſamen Tracht, im kurzen Cotillon, dem Mieder von Band und Treſſen, dem Jauker darüber von buntem Cattun, mit dem Rücken

von weißer Leinwand und der eng anliegenden schwarzen Spitzenhaube.

Bei frühem Morgen kommen die Käufer, Bäcker Melber (Mehlhändler) und Brauer, und Alles ist in vollem Gange. Hier wird ein Handel geschlossen, dort werden Säcke geöffnet und Proben besehen; hier wird gemessen, dort aufgeladen. Die Müller mit ihren schweren Wagen und starken Rossen haben sich auch eingestellt, um das Erkaufte sogleich in Mehl zu verwandeln. Das Messen besorgen eigene alte Weiber, die mit großer Geschäftigkeit hin- und herlaufen und mit dem Streichholz über den Scheffel fahren, daß das liebe Gut von allen Seiten reichlich zu Boden fällt. Auf eine Handvoll Getraide kommt es in diesem kornreichen Lande nicht an; wie vorsichtig gehen andere Nationen hingegen bei dem Kornmessen zu Werke, z. B. die Italiener, welche thun, als ob sie Gold vor sich haben. — Der Markt wird immer belebter, Alles kauft, Alles treibt sich umher; Wagen und Rosse erregen Verwirrung im Gedränge, die alten Weiber werden auf dreißig Puncten zugleich gerufen; der Platz ist fast nicht mehr zu passiren. So naht die Mittagsstunde und mit ihr erscheint der Geschäftsführer der Pschorr'schen Bräuhäuser. Er beginnt seine Einkäufe zu machen und bald sieht man nur allein die Säcke mit der Aufschrift: „Pschorr'sches Bräuhaus," oder mit zwei Hacken oder Beilen, welches das Sinnbild des zweiten Pschorr'schen Etablissements, „zum Hackerbräu" ist, den Platz bedecken. Der Markt ist geendigt; die Säcke

werden nach und nach aufgeladen; die Meſſer und Arbeiter halten ſtehend, oder auf den Säcken ſitzend ihr Mittagsmahl mit Brod und Bier; und die aufziehende Wachtparade kommt ſtill und ohne Muſik, und ſtellt ſich ſeitwärts in der Kaufingerſtraße auf, um die Bauernſchranne nicht zu ſtören.

Wen nicht eben ſein Weg über den Platz führt, vermeidet ihn gern, denn Pferde, Säcke, Wagen und Menſchen drohen Gefahr, und man kann geſtoßen, gequetſcht, geſchlagen, getreten, wohl gar gerädert werden. Nach und nach ſchweigt der Lärm, die Bauern haben die übrig gebliebenen, die Käufer die erkauften Säcke fortgefahren und die Meſſer beginnen nun ihr ſtilleres Werk. Der Platz wird gefegt, und die anſehnliche Menge des überall verſchütteten Getraides, geſiebt und in Säcke geworfen. Dieß iſt der Profit der Meſſer, die deßhalb eigens angewieſene Reviere haben, die ſie nicht überſchreiten dürfen. Zwiſchen 4 und 5 Uhr Nachmittag iſt Alles leer, und die Fiaker halten darauf wieder ſiegend ihren Einzug.

Thal und Sendlingergasse.

Sind das die Straßen wo wir München's neue Prachtgebäude zu ſehen bekommen werden? Hör' ich meine Leſer neugierig ausrufen. Das nicht, iſt meine beſcheidene Antwort, um zu den Prachtgebäuden zu gelangen, müſſen wir uns nach einer ganz andern Seite drehen; aber es iſt nothwendig erſt München ſelbſt etwas genauer kennen zu lernen, um dann die Prachtgebäude beſſer würdigen zu können. Man werfe mir keine Einſeitigkeit oder Abneigung vor, auch die neueſte Kunſt ſoll an die Reihe, aber das Leben mit ſeinen bunten Geſtalten hat wohl auch unendlichen Reiz, und es allein kann und ſoll nur dazu dienen die Kunſt zu erklären, ſonſt bleibt ſie ein Vermächtniß, das ein Kenner dem andern hinterläßt, eine Curioſität zum Betaſten und Unterſuchen, ein ſeltenes Inſect, eine ächte Wendeltreppe in dem Cabinete eines Naturalienſammlers.

Und welch' ein Unterſchied zwiſchen einem ſolchen und Oken! Dieſem lebt die Natur und ſpricht ihm verſtändliche Laute; jenem bleibt ſie ewig ſtumm, und

wüßte er alle Systeme und Classificirungen noch so gut. Durch das Leben zur Kunst, auf diesem Wege gelangt man zur Erkenntniß. Wir haben ihn eingeschlagen und wollen ihn befolgen.

Es ist wohl nicht zu läugnen, daß die Straßen: Thal und Sendlingergasse, den eigenthümlichsten Eindruck auf den Fremden machen, und wohl am wenigsten dem Bilde entsprechen, das er sich in der Ferne von der gepriesenen Kunst-Stadt entworfen hat. Und warum? weil Alles sich bis jetzt bemühte, diese angeborenen Züge zu verschleiern, um die neue, aufgedrungene Miene zu zeigen, und der Welt zu offenbaren. War das recht? ich finde nicht, daß es parties honteuses sind, und wäre es selbst, so müßte man der Aufrichtigkeit das Opfer bringen. Es ist eben so schlimm sich angeborner Vorzüge hoch zu rühmen, als angeborener Mängel zu schämen. Beides setzt Eitelkeit voraus.

Meine beiden Straßen dürfen aber ganz kühnlich sich vor jedem Besucher sehen lassen, und ich bin im Voraus des Dankes sinniger Fremden gewiß, daß ich sie dahinführte. In München wird man das schwer begreifen, aber doch ist es so. Ich habe Pariser, moderne Pariser, die Ludwigsstraße: c'est Arlequin! tituliren hören. Ich gebe ihnen nicht unbedingt Recht, aber die Mannigfaltigkeit der äußern Decoration, bei der Kleinheit der Gebäude, rechtfertigt in Etwas wohl diesen Ausspruch. Großstädter und Vielgereis'te sind daran gewöhnt große, einfache Façaden zu bewundern,

die faſt die ganze Länge der Ludwigsſtraße, ſo weit ſie jetzt fertig iſt, einnehmen würden, ohne all' den kleinlichen Schmuck zu zeigen, der dort abundirt.

Es mag nun Alles hier recht artig ſeyn, aber es iſt nicht groß; es mag recht wohnlich, rein, zierlich, ſelbſt ſtattlich genannt werden, aber wer, beim Himmel, wird von Staunen dabei ergriffen! Und Alles das iſt nicht München, es iſt zu neu dazu; der Schuh drückt noch überall, die Näthe preſſen; das neue Kleid will getragen ſeyn. Viele Bürger, die es anfänglich lockte, ſind ſchnell wieder in ihre alten, abgetragenen Hüllen zurückgekrochen. Und man muß ihnen Recht geben.—

Vom Rathhaus nach Oſten erſtreckt ſich das lange Thal. Sonſt wurde es eingetheilt in das Thal Petri, und das Thal Mariä, jetzt ſind dieſe Unterabtheilungen abgekommen. Gleich oben am Eingange iſt die heilige Geiſtkirche gelegen. Daneben war ſonſt das Spital zum heiligen Geiſt, voll alter Weiber, die bei den ſtets offenen, hohen Pforten, in ihren kleinen Abtheilungen eingepferckt, geſehen wurden. Nun folgen zu beiden Seiten buntfärbige, hohe, fenſterreiche Häuſer, mit Erkern und ſpitzen Dächern, voll Gewerbe und Leben. Es iſt der älteſte Theil der Stadt, denn hier ſtand die Burg Heinrichs des Löwen, der München gründete. Quer durch die Straße, ungefähr in der Mitte fließt der Stadtbach, und ein ſchlechtes, hölzernes Brücklein führt hinüber, das nennt man die hohe Brücke. Ihr zur Seite liegt, ebenfalls in der Mitte der Straße, offen, daß jedes Kind hineinlaufen kann

die Roßschwemme. Alles dieß trägt einen überaus naiven Character: nicht gothisch und mittelalterlich dabei; es ist wie in der gewöhnlichsten Landstadt, wie ein Flecken, aber die Volksmenge, die sich dort herumtreibt, wird in jenen nicht gesehen; es ist eine große Stadt, oder vielmehr eine Anhäufung vieler kleiner; das wird uns bald klar. Die „Handlungen," die man hier sieht, sind mit Allem reichlich versehen, was zu den ersten Lebensbedürfnissen nothwendig ist; das Potpourri der Käsekäufler, für Auge und Nase gleich befriedigend, macht sich hier oft bemerkbar. Auch Salzstößler und Melber sind häufig, Bäcker reihen sich an Bäcker, und Jeder fügt seinem eigenen Namen, gewohntermaßen die alte, ruhmvolle Firma des Hauses bei. An der hohen Brücke backt der erste Nudelbäcker seine berühmte Waare; ewig prasselt dort Schmalz, ununterbrochen wird die zarte Masse gerührt; es ist der Galettenmann à la renommée von Paris; auch ihm wirft seine Hanthierung ein reichliches Einkommen ab. Wer wird nicht einmal bayerische Nudeln kosten wollen, wenn er in München ist? Nur eingetreten! ein „haubetes Küchel," sogenannt von der Haube, die dieß leichte Backwerk im Schmalze über sich wölbt, ist selbst für Feinschmecker nicht zu verschmähen. Von Köchen sind mehre vorhanden. Man denke sich darunter nicht Garköche anderer Städte, die petits traiteurs, wo man hingehen kann, um eine frugale Mahlzeit zu halten. Unsere Köche sind charcutiers, haben geräuchertes und gesulztes Schweinefleisch, Würste u. dergl. Hieran

reihen ſich die Wirthe, und dort kann man diniren und ſoupiren nach Landesſitte und Brauch. Hier kehren die Bauern ein, wenn ſie in langen Zügen Sonnabends zur Schranne fahren, und während ſie ihre Wagen vor den Thüren ſtehen laſſen, ſo daß ſie oft die ganze breite Straße, wie mit Wagenburgen verſperren, führen ſie die Pferde in die kleinen Häuſer, die weder offene Thorwege noch Höfe haben, aber dennoch Platz und Gelegenheit in ihrem Innern, um vierfüßige Gäſte zu beherbergen und zu verpflegen. Da man dieß aber den Häuſern von außen nie anſieht, ſo war es mir anfänglich oft überraſchend, beim Gehen durch einen langen, finſtern Gang auf Pferde zu ſtoßen, die mir ruhig entgegen kamen, und dann ſich bückend, ganz ehrbar und vernünftig, durch die niedere Hausthür auf die Straße traten. Zu dieſen Wirthen kommen noch die Bräuer, die in den Erdgeſchoßen ihrer großen Häuſer durſtige Seelen laben. Außerdem blüht noch in jedem Hauſe ein anderes Gewerbe, oft mehre. Schmiede, Schloſſer, Lebzelter, welche Wachs, Honig, Meth und Pfefferkuchen verkaufen, weil letztere „Lebzelten," oder abgekürzt: „Lezelt" heißen; ferner Seiler, dem Landmanne ſo unentbehrlich, und eine Menge von Handwerkern aller Art, bewohnen dieſe Straße. Es iſt der Faubourg St. Denis München's, ein ſehr reſpectables Viertel, das keinem im Anſehen nachſtehen ſollte. Abends wenn die Läden geſchloſſen werden, und das geſchieht ſehr frühzeitig, wohl ſchon um ſieben Uhr, dann werden die Kerzen auf den hohen

Leuchtern in den Zimmern der Wirthe und Bräuer angezündet, und dann auch beginnt die Zeit des Genusses für die Armen, die prolétaires, die sich jedoch nirgend so ihres Lebens freuen, als eben in München. Man hat so oft das Leben der Reichen beschrieben, damit es die Reichen selbst lesen sollen, um sich daran zu ergötzen, und so ihren Genuß noch einmal nachzugenießen. Aber wie die Armen leben, hat noch Niemand zum Gegenstand einer getreuen Schilderung gemacht; ich spreche hier nicht von idyllischen Dichtungen, noch weniger von Spaziergängen durch Hölen des Jammers. Will man freundliche, reinliche, genügsame und genießende Armuth sehen, so komme man nach München, so appetitlich findet man sie nirgend, und nirgend daher kann man sich so vortheilhaft über diese wichtige Classe der Gesellschaft belehren. Ich bin nicht so gewählt, wenn es darauf ankommt, zu beobachten, und habe auch schon degoutante und scheusliche Armuth oft in der Nähe gesehen, daher erlaube ich mir Vergleiche anzustellen und erkenne den Münchener prolétaires den Vorzug.

Die guten Leute, die dazu verurtheilt sind, für ihre Nebenmenschen alle schwere, garstige oder beschmutzende Arbeit zu verrichten, und die man im gewöhnlichen Leben Taglöhner nennt, stehen in München, wie überall bei frühestem Morgen auf, um zu sehen, wo sie Beschäftigung und für den Tag Brod bekommen sollen. Sie wohnen theils in Haidhausen, theils in der Au, in den kleinen Häuschen auf „den Lüften,“

auch im „Lehel," gemeinhin „Lechel" genannt. Mann und Frau, manchmal auch das Erwachſenſte der Kinder ziehen Morgens aus; ſie ſtellen ſich vor die Thore hin, wo der Holzmarkt gehalten wird; dort findet ſich am leichteſten Beſchäftigung. Während die Frau ſägt, hackt der Mann, das Kind trägt die gehackten Stücke in's Haus. Fehlt's hin und wieder an den Inſtrumenten, muß Säge oder Beil geſchärft werden: ſchnell ſind arme Leute bei der Hand, die dem Mangel abhelfen. Denn derjenige, welcher das Holz hackt, hilft nie ſelbſt ab; er hat ja ſchon ſeinen Tagesverdienſt; aber der Nachbar Schleifer hat noch nichts. „Leben und leben laſſen," iſt der Wahlſpruch dieſer guten, armen Leute. Auch handeln ſie niemals von der Forderung des andern Armen etwas ab, ſondern ich ſah ſie ſtets ſtill ihr Beutelchen ziehen und bezahlen. Wie ſeltſam und ſchmerzlich muß es ihnen nicht vorkommen, wenn die Reichen, die es doch gewiß nicht nöthig haben, ihnen oft ſo unmäßig abzwacken. Mittags eſſen ſie trockenes Brod, wenn's hoch kommt, Nudeln; für den Mann holt die Frau eine Maaß Bier zur Sättigung und Stärkung. Er aber ſetzt oft ab, um ſie trinken zu laſſen; auch das wackere Kind bekommt davon. Trotz ihrer Einfachheit währt die Mahlzeit einige Zeit; dieſe Menſchen übereilen ſich nicht dabei; ſie leiden aber auch nie an Magendrücken. Dennoch werden ſie zeitig genug fertig. Sie haben Alles mit großer Sorgſamkeit aufgearbeitet; die kleinen Stückchen für den Küchendienſt, die größeren Stücke für Oefen und Waſch-

haus, ſind gehörig bereitet; die Straße wird gekehrt, jedes Spähnchen wird in's Haus getragen. Niemand darf nachſehen, und doch geſchieht Alles ſo ordentlich. Nun gehen die Tagelöhner fort; aber vor dem Weggehen läd't der Mann zwei der größten und ſchönſten Holzſtücke auf die Schulter, die er gleich anfänglich ausgeſucht und bei Seite geſtellt hat. Er thut dieß ſo offen, daß man an einen Diebſtahl dabei nicht denken kann. Und in der That iſt es hier herkömmlich; in holzarmen Gegenden würde ſich gewiß kein Holzhacker dieß erlauben dürfen, in München kommt's in dieſem Augenblicke noch nicht darauf an.

Sie wandern durch's Thal ihrer kleinen Wohnung in der Vorſtadt zu und hier zeigen ſich die erleuchteten Fenſter ihrer Café's, Reſtaurants und Eſtaminets. Ueberall iſt's gut, und ſie könnten in das erſte, das beſte Bierhaus eintreten und guter Bedienung gewiß ſeyn. Sie gehen aber in ihr gewohntes, wo ſie tägliche Gäſte ſind, wo man ſie gern ſieht und mit Sorgfalt bedient, wo ſie etwas „aufbegehren" können. An der großen Pforte des Hauſes werden Nüſſe und Rettiche feil gehalten, und in der Halle ſtehen überall junge Birken und anderes Geſträuch, um den Gäſten eine Annehmlichkeit mehr zu verſchaffen. In den offenen Zimmern drängen ſich die Leute durcheinander, und das Brummen des Baſſes, und das Quäken der quergehalt'ten Flöte wird vernehmlich. Man hört den nationellen „Pulverſtoffel."

Der einfältige Knecht Chriſtoph, Stoffel geheißen,

diente einſt in einer Pulvermühle, und war überall, wo er ſich in München zeigte, der Gegenſtand allgemeiner Scherze und lauten Gelächters. Tanzte man, und er kam dazu, ſo ſchwieg die Muſik, die Tänzer blieben ſtehen, zeigten mit Fingern nach ihm und riefen im Chor: „Ei, da kommt ja der Pulverſtoffel!“ Später erlangte er größere Celebrität, denn er ſoll die Mühle und die Bewohner vor der Gefahr des Auffliegens gerettet haben. Der eben erwähnte nationelle Pulverſtoffel iſt nun aber ein Dreher, worin eine Generalpauſe gemacht wird, während welcher die Tänzer ſtehen bleiben, und laut rufen: „Jetzo kommt der Pulverſtoffel, Stoffel a!“ Dann geht der Tanz weiter.

Unſere Taglöhnerfamilie ſetzt ſich in eine bequeme Ecke; es wird Bier gebracht und nach Durſt und Vergnügen getrunken; nicht lange währt es, ſo dampfen dicke Würſte daneben, und die Holzhackerfamilie thut ſich bene. Ringsherum ſitzen ähnliche Gäſte, die ſtatt der Stöcke oder Schirme große Holzkloben in die Winkel ſtellen, die ſie von der Arbeit nach Hauſe tragen. Sie laſſen ſich's gut ſchmecken, denn ſie ſind müde; es thut ihnen ſo wohl in dem warmen, gut erleuchteten Local, auf der weich gepolſterten Bank zu ſitzen: und tränken ſie das beſte Bier zu Hauſe, ſolche Bequemlichkeit und Eleganz müßten ſie doch entbehren. Dabei geht Alles ſolid und ordentlich zu, und die Leute verlaſſen noch vor der Polizeiſtunde das Haus, um ſchlafen zu gehen.

Es gewährt ein großes Vergnügen dem Wohlbehagen solcher Leute zuzusehen; nirgend fand ich ihre Ergötzung nach den Tagesmühen so ehrbar und anständig wie hier. Wie roh erscheinen dagegen die Vergnügungen der Schnapsläden, wo der Mann, ohne seine Familie daran Theil nehmen zu lassen, Geld und Gesundheit verschwendet; indeß hier Alle sich für weniges Geld die Kräfte restauriren. Ist die arme Familie zu Hause, so kann sie sogleich in's Bett gehen, ohne Licht und Feuerung, und am andern Morgen kocht die Mutter die Brennsuppe, und bescheert der Himmel an diesem Tage keine Arbeit, je nun! was thut's? der Erwerb des Vorigen genügt, bei den mäßigen Ansprüchen, wohl für drei.

Man sieht hieraus wie wohl das Kneipenwesen in München organisirt ist. Von den vornehmsten bis zu den geringsten Classen findet Alles seine Kneipe nach Bedürfniß und Lust eingerichtet. Für die Vornehmern eine sehr überflüssige, für die Aermern, wie wir eben gesehen, eine wohlthätige Sitte.

Die Reihe der erleuchteten Fenster zeigt uns, wie zahlreich diese Erholungsorte der armen Leute hier vorhanden sind. Wir bleiben manchmal stehen und gucken hinein. Ueberall sehen wir eine gutmüthige Geschäftigkeit, ein sehr bescheidenes Streben nach Genuß, eine Wohlbehaglichkeit ohne Ende; Tagelöhner, Soldaten, Bauern, kleine Handwerker, Studenten, Frauen und Mädchen; an der Thür sitzt ein handfester Gendarm, und oben auf dem Ofen ein junger Maler

mit heiterm Geſicht, die Mütze auf einem Ohr, die Gruppen ſkizzirend. —

Am Ende des Thals, wo ſonſt drei baufällige Thürme ſtanden, erhebt ſich jetzt das neue Iſarthor. Jene Thürme wurden zu dieſem Ende wieder hergeſtellt und durch Arcaden und Mauern verbunden. Jetzt ſieht es einem kleinen Caſtell nicht unähnlich, und da es mitten auf einem engen Platze ſteht, ohne alle Verbindung mit andern Gebäuden oder Mauern, ſo nimmt es ſich ſehr wunderbar aus. Das Beſte daran wird ein Frescogemälde ſeyn, welches der talentvolle Neher aus Würtemberg, an der Oſtſeite malt, und das den Einzug Ludwigs des Bayern in München, nach der Schlacht von Ampfing, verſinnlichen wird. Hier ſahen wir ein Gebäude entſtehen, das keinen andern Zweck hat, als ein Gemälde zu tragen. Man begreift ſonſt nicht, was dieſe Novantike ſoll; ein unregelmäßiger, unſchöner Bau, der durch die Stellung der Thürme bedingt ward, und daher nicht frei ausgeführt werden konnte. An Bewunderern fehlt es indeß auch hiebei nicht; und da man nichts anders vorzubringen weiß, ſo wundert man ſich darüber, wie gut man die drei Thürme anzuwenden wußte, und was man daraus gemacht hat. Wie in einer Haushaltung darüber, daß ſogenannte gute Hausfrauen aus jedem Stückchen alten Fleiſches, und trockener Brodrinden, ein Paſtetchen oder ein Hachis herzurichten wiſſen; unleidliche, unverdauliche und unkräftige Speiſen! Beſſer wäre es die Ueberbleibſel Armen zu geben, und aus den Eiern und Milch

und den andern Ingredienzien, die man unsinnig daran verschwendete, eine einfache zwar, aber desto gesündere und entsprechendere Speise zu bereiten.

Ich bedaure jene armen Leute, die ihre schönen Häuser, in der Hoffnung einst an einem freien Platze zu wohnen, hier hingebaut haben, und nun in ein enges Gäßchen gebannt sind, von Thürmen und Zinnen beschattet. Das Isarthor kann mit vollem Rechte ein „Haus der Laune" genannt werden, und schade wäre es um Neher's Bild, wenn es eine spätere Zeit abbrechen ließe. Man halte dieß nicht für sehr unmöglich. Auch der „schöne Thurm," in der Kaufingergasse, war von oben bis unten bemalt, und wurde abgebrochen. Damals wollte man breite Straßen und freie Plätze, Licht und Luft für die sich mehrende Bevölkerung! Die Zeiten kehren vielleicht wieder! —

Die Sendlingergasse erstreckt sich lang und anfänglich breit gegen Süden, und drückt mehr als das Thal, den mittelalterlichen Character München's aus.

Die Häuser sind nicht so weit als jene des Thals, und außer dem Hotel der Bierbrauerei zum „Hacker," kein einziges modernes in der Straße. Dafür aber sehen wir ein Paar Kirchen in Reih' und Glied mit den bürgerlichen Wohnungen paradiren, von denen die Eine, zwischen zwei, mit Stuccaturarbeiten überladenen, ganz besondere Aufmerksamkeit erregt. Zwei Künstler, die Brüder Asam, bauten sie und ihre Wohnungen daneben, und verschwendeten daran, was sie nur an Kunst- und Glücksgütern besaßen. Dadurch entstand

eine Anhäufung von Malerei und Sculptur, von Gold und Silber, ſeltenen Steinarten und Gypsornamenten, ein Amalgama von Zierlichkeit und Ungeſchmack, das ſich nicht beſchreiben läßt. Alles iſt dazu im kleinſten Raume zuſammengedrängt, und die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände verwirrt den Sinn, und läßt keinen Eindruck zurück. Der eine Aſam, Bayerns Rubens, hat eine Menge von Werken hinterlaſſen; in der Hauptſtadt, wie auf dem Lande, hat er Kirchen und Klöſter, Wohnhäuſer und Capellen an der Landſtraße, mit großmächtigen, den Raum verſchlingenden, doch dabei höchſt mittelmäßigen Gemälden verſehen.

Den Schluß dieſer Straße bildet das Sendlingerthor. Alte ſechseckige Thürme, ein bedeutender Bogen dazwiſchen, ein Stück Mauer daran. Das Ganze iſt nicht unmaleriſch, und da es wirklich alt iſt und der Stadt zur Einfahrt dient, dem zweckloſen Iſarthore wohl vorzuziehen. Dem Thore gegenüber liegt das allgemeine Krankenhaus, ein Gebäude von gutem Anſehen, daneben die Anatomie, das Findelhaus u. ſ. w.; ſeitwärts führt der Weg zum Gottesacker, und einige Läden mit Grabesornamenten, Kreuzen, Immortellenkronen und Urnen bezeichnen die Nähe deſſelben. Es würde einen unerfreulichen Anblick gewähren, wenn ſich nicht zwiſchen hindurch die Allee nach dem freundlichen Sendling zöge, den Alpen zu; man iſt nicht lange darauf hingefahren, ſo lieſ't man an einer Wegtafel: „Straße nach Italien.“ Dieß macht freilich einen zauberiſchen Effect, man fühlt ſich zur Heiterkeit geſtimmt, und iſt gern geneigt, ſelbſt

dem Iſarthore Vergebung angedeihen zu laſſen. Mir iſt es mehre Male ſo ergangen; aber wenn die fremden, groſsartigen Eindrücke München ganz aus dem Gedächtniſſe entſchwinden machten, ſo lebten dennoch meine guten, genügſamen, „armen Leute,“ in der Erinnerung. Armuth und Entbehrung, bei Ehrlichkeit und Fleiß, in reinlichen Lumpen, findet man nur in Deutſchland, und nie kann ich mich, dieſes Theils meiner Landsleute, in der Ferne, ohne tiefe Rührung erinnern.

Der Faſching.

Faſching war ſonſt das Loſungswort aller Freudigkeit; die angekettete Narrheit wurde losgelaſſen, und durfte ein Rad ſchlagen; die Verſetzerinnen, die für Gegenſtände von einigem Werthe Geld herbeizuſchaffen wiſſen, hatten alle Hände voll zu thun; die Wirthe und Muſikanten hatten ſchlaftrunkene Geſichter, aber volle Taſchen. Wie willkommen waren ſie — wie heiß erſehnt, die trüben Tage des Februar! wenn dunkelgefärbter Schnee und ſchmutziges Eis auf den Straßen liegt, von den rinnenden Dachtraufen bekriegt, und gegen die herannahende Frühlingsſonne, einen ohnmächtigen Kampf beſtehend. Auch jetzt iſt dieſe Zeit für einen Theil von Münchens Einwohnern noch immer ergiebig an Luſtigkeit, für die Mehrzahl jedoch erſcheint ſie wie eine Laſt, da die Gewohnheit nicht erlaubt, ſich ihren Anforderungen gänzlich zu entziehen.

In Münchens Aeußerm bemerkt man durchaus keine Veränderung; es ſey denn das Aushängen von Larven und Maskenkleidern bei den Verkäufern und Vermiethern dieſer Gegenſtände. Einige von ihnen ſtellen auch eine bald ſo, bald ſo angekleidete Figur

zur Schau, deren Kopf hin- und hergedreht wird, zum großen Ergötzen der Schulkinder und Gassenbuben. Von der Hoftheaterintendanz wird ein gedrucktes Verzeichniß der sogenannten Faschingsbelustigungen herausgegeben, das wenig beachtet wird. Es ist darin weder von einer neuen Carnevalsoper, noch von neuen Balletten die Rede, man erfährt, an welchen Tagen gespielt, Ball oder maskirte Akademie gegeben wird. Die Stücke, die man für diese Zeit hervorsucht, sind die allergewöhnlichsten, und werden an den drei üblichen Spielabenden gegeben. Es sind Trauerspiele darunter, ein Paar alte Opern, und einige Possen. Am Faschingsdienstage wird gewöhnlich ein Schwank, wie „das Fest der Handwerker“ oder „Staberls Reiseabenteuer“ Vormittags zehn Uhr heruntergespielt; dies ist das einzige Außerordentliche und man begreift nicht wie dieser Exceß in die übrige Nüchternheit sich hineinverirrt.

Die drei oder vier Bälle im Schauspielhause sind wohl das Interessanteste des Ganzen. Das Parterre wird der Bühne gleichgemacht, und bildet dann einen imposanten Saal, der einer geschmackvollen Decorirung nie ermangelt. Man bringt sogar Lauben von blühenden Gesträuchen und springende Wasser an, die Beleuchtung ist nicht schlecht, und eine bedeutende Menschenmenge wogt hin und her. An sogenannten Charaktermasken fehlt es freilich hier, wie überall in Deutschland. Dominos und Kutten sind die ganze Bevölkerung, und auch denen fehlt die Gabe, sich der Maskenfreiheit, ihrem weitesten Umfange nach, mit Witz und An-

ſtand zu bedienen. Der ganze Spaß dreht ſich um die abgedroſchenen Redensarten: „Grüß di Gott! biſt a da?“ — Grüß di Gott! i kenn' di! — u. ſ. w. —

Dann und wann erſcheinen Maskenzüge, Quadrillen oder dergleichen, die einem Hofballe zu Ehren arrangirt wurden, und ſich nun herablaſſen von dem Volke ſich bewundert zu ſehen. Prinzen und Cavaliere bilden ſie, und ziehen durch den Saal. Man kann indeß nicht ſagen, daß die in den letzten Jahren, beſonders prächtig, ſinnreich oder überhaupt anziehend waren. Das Gedränge iſt hiebei ſehr groß, ſo geräumig das Local auch iſt, und man kann daher mit vollem Rechte dieſe Bälle, vor allen andern Faſchingsbeluſtigungen, als die allgemeinſten und beliebteſten bezeichnen.

Die maskirten Akademien, welche ebenfalls von der Hoftheaterintendanz veranſtaltet werden, finden im Odeon Statt, und bieten, beſonders dem Fremden ein eigenes Intereſſe. Hier erſcheint der Hof ohne alles Ceremoniell, miſcht ſich unter die Menge, ſpielt und ſoupirt. Das Balletperſonal führt dabei eine Pantomime auf. Dies hört ſich wohl ſehr ſchön in pomphaften Beſchreibungen an, iſt aber in der Wirklichkeit ſehr langweilig. Das Publikum nimmt faſt gar keinen Theil, obgleich der Hof, und ſelbſt der König und die Königin nie fehlen. Alles erſcheint im Domino. Die Pantomimen, welche aufgeführt werden, ſind ſeit Jahren ſtets dieſelben, und dienen ſo recht dazu, die Langweiligkeit zu erhöhen, welche ſelbſt das magere Commersſpiel der hohen Welt nicht zu verſcheuchen im Stande

ist. Des Königs Souper besteht in einem Glase Zuckerwasser und dem dritten Theile einer sogenannten Mundsemmel, welches ihm während der Soirée von einem Hofbedienten präsentirt wird. Diese Akademien enden um zehn Uhr und selten finden sich hier mehr als hundert Personen ein, die in ihren schwarzen Mänteln, in dem weiten, prächtigen Saal einen trostlosen Anblick gewähren.

Das Museum gibt Bälle, die nach den Hofbällen wohl zu den glänzendsten gehören. Man sieht hier zu Zeiten alle höhern Stände, die Aristokratie so wie die haute finance. Hier findet sich der gebildetste Cirkel in München, und die Elite der Gesellschaft. Hiemit soll jedoch nicht gesagt werden, daß es der unterhaltendste sey. Alles beschränkt sich auf Walzer für die Jungen und Soupers für die Aeltern; die Toiletten sind nicht übel; das Gedränge ist indeß nicht groß.

Die Gesellschaft des Frohsinns veranstaltet zahlreiche Bälle, die stets sehr besucht werden. Jeder, der auch nicht Mitglied ist, kann für einen monatlichen Beitrag an den Faschingsbelustigungen Theil nehmen. Eigentliche beau monde stellt sich hier nicht ein; die Toiletten sind nichts weniger als glänzend und geschmackvoll. Gazekleider, die mehr als ein Capitulationszeichen verdienen, sind das gewöhnliche Accoutrement dieser Grazien und Heben, und stößt man auf gesuchte Toiletten, so überbieten sie sich in Seltsamkeit und Abenteuerlichkeit, und zeigen uns

„was sich nie und nirgends hat begeben!“

Man kann den Münchnerinnen hierin nicht gleiche Erfindungsgabe, mit den Pariſerinnen und Wienerinnen zugeſtehen. Man gibt hier auch Maskenbälle und neue Pantomimen; der ſogenannte Schützenball iſt der beſuchteſte. Ein Theil der Geſellſchaft beſteht nehmlich aus Bolzenſchützen, die einen ſolennen Ball mit einem Hauptſchießen vereinigen. Ein Maskenzug, der irgend eine burleske Idee, eine Krähwinkliade oder dergl. verſinnlicht, verherrlicht dann das Feſt. Die Schützen in tyroler Tracht ſchließen ſich dem Zuge an und beginnen ihr Schießen auf dem Theater, während unten im Saale getanzt wird. Dieſe Idee iſt recht artig, und das Ganze trägt einen heitern Character. Außerdem findet am Faſchingsmontage ein „Jugendball“ Statt. Eltern führen ihre geputzten und maskirten Kindlein her, und der fünfjährige Cavalier fordert die vierjährige Dame zum Tanze auf; er entſcheidet ſich für dieſe oder jene, iſt ausſchließend um ſie beſchäftigt, nennt ſie ſeine Geliebte, küßt ihr zärtlich die Hand, und die guten Eltern ergötzen ſich an dieſen naiven, natürlichen Regungen. Saphir hat mit einer wahrhaft komiſchen Strenge gegen dieſe Sitte geeifert, und die Münchener, anſtatt ihm dieſes übel zu nehmen, gaben ihm vielmehr recht, hörten aber deſſenungeachtet nicht auf, ihre Kinder zu den Jugendbällen zu führen.

Ein anderer Jugendball findet im Odeon Statt, woran Kinder aller Eltern Theil nehmen dürfen. Es verdient angeführt zu werden, daß der König, gewöhn-

lich in Begleitung des Grafen Seinsheim, seines Jugendfreundes, beide Jugendbälle zu besuchen pflegt.

Die andern geschlossenen Gesellschaften, deren Zahl Legion ist, veranstalten gleichfalls ihre Bälle, parés und masqués. Bolzenschützen, Stahlschützen, Schützen schlechtweg, Thalia, Erheiterung, Erholung, Kaufmanns-Ressource, Bürgerverein, Kreuzbrüdergesellschaft, überall gibt es Tanz und Fröhlichkeit. Die Locale sind nicht besonders geräumig und die Beleuchtung ist nur spärlich. Die Musik ist gewöhnlich gut; an hübschen, wenn auch nicht immer guten Tänzerinnen, fehlt es nicht.

Im schwarzen Adler werden auch Maskenbälle gegeben, wofür man einen sehr mäßigen Eintrittspreis erlegt. Hier findet sich die gemischteste Gesellschaft. Der Saal ist groß und nicht schlecht beleuchtet. Außerdem finden bei allen Bierwirthen noch die sogenannten „Freinächte" Statt; wo es diesen durch einen zu lösenden Polizeischein gestattet wird, die ganze Nacht hindurch Tanzmusik zu halten, während sie sonst um eilf Uhr ihr Local von Gästen säubern und schließen müssen.

Einige Privathäuser geben Bälle, die jedoch durch nichts sich auszeichnen. Die hohe Aristokratie, den Herzog Max ausgenommen, gibt selten etwas Glänzendes. Bei dem Hofbanquier von Eichthal war im letzten Fasching ein Ball, der sowohl durch die Anzahl der Geladenen, als durch die glänzende Profusion, die daselbst herrschte, einige Aufmerksamkeit erregte. Man sprach viel von

einem großen Maskenzuge, der am hellen Tage durch die Straßen ziehen würde, diese Idee fand jedoch keinen Anklang und mußte unterbleiben. Komisch war die Art, wie die Stadtblätter Parthei für und wider die Sache nahmen, und welche Gründe sie angaben, warum zu dieser Frist in München „so etwas Großartiges, Schönes und Sinnreiches“ nicht ausführbar sey. Im Ganzen klingt durch alle diese Belustigungen wie der Klageton einer springenden Saite, das Bedauern hingeschwundener Glückseligkeit, als noch Masken in den Straßen umherliefen und die Vorübergehenden neckten, lange Züge von Masken sich blicken ließen, und der Münchener Fasching sich mit dem Venetianischen ganz ungescheut messen durfte. Damals — so heißt es dann — war Geld unter den Leuten, und darum Lustigkeit, und ausgelassene Fröhlichkeit. München dachte noch nicht daran eine stolze Kunststadt seyn zu wollen, aber es zeichnete sich durch ein sinnlich-frohes Treiben vor allen deutschen Städten, auf sehr entschiedene Weise aus.

Zu den Bällen bei Hofe, wird das Publikum zugelassen, d. h. es kann von zwei Gallerieen in den Saal hinabschauen. Die Masse dieser Zuschauer ist für den Raum jedoch zu groß und die Hitze deshalb unerträglich. Da nun das, was man so beschwerlich zu sehen bekommt, überdieß nicht sehr belohnend ist, so ist es nicht der Mühe werth sich nach einem Billete umzusehen. —

Wenn diese Bälle nun während des ganzen

Faſchings in ununterbrochener Reihe fortgedauert haben, ſo bringen die drei letzten Tage, Sonntag, Montag und Dienſtag noch ganz beſondere Ergötzlichkeiten.

Selten wird einer Magd, einem Bedienten am Faſchingsſonntage die Erlaubniß verſagt werden, den Tanzboden zu beſuchen. Selbſt die ſtrengſten Herrſchaften laſſen ihren „Ehalten“ (Dienſtboten, Geſinde) an dieſem Abende den Zügel ſchießen, die denn auch von der Erlaubniß den beſten Gebrauch machen und mehre Bälle nacheinander beſuchen, um erſt am frühen Morgen nach Hauſe zurückzukehren. Es iſt kein übler Anblick ein Münchener Stubenmädchen in ihrem Ballſtaate zu ſehen. Ein ſauberes weißes Kleid, modiſch, mit ungeheuern ſteifen Aermeln, darüber ein Mieder von dunkelfarbiger Seide, mit Gold und Silber geſtickt und mit einer feinen Silberkette und Häckchen befeſtigt; um den Hals eine eben ſolche Kette mit einem breiten Schloſſe von Filigrainarbeit und mit Rubinen, Opalen und andern Steinen ganz artig verziert, eine große, weite Schürze von Seidenzeuch oder von weißem, feinen Zeuche und geſtickt, vorgebunden; den Anzug vollendet die bekannte Riegelhaube. Um den Hals ſchlingen dieſe Schönen gern ein ſeidenes Tuch von grellen, bunten Farben.

Mit anbrechendem Abende, verräth das Geſchrei der Straßenbuben, daß ſich Masken blicken laſſen, welche die Caffeehäuſer beſuchen. Das Gepiepe der Masken ſelbſt, wird auch hin und wieder hörbar. Sonſt bleibt Alles ruhig in der Stadt.

Der Montag bringt indeß eine intereſſantere Feierlichkeit. Es iſt dieß der Umzug der Metzger, die mit einem originellen Ceremoniell, das Jahrhunderte alt iſt, ihre Lehrjungen zu freien Knechten erheben. Schon am frühen Morgen beginnt der Umzug. Kleine rothgekleidete Jungen zu Pferde eröffnen ihn, dann folgt Muſik und die Knechte mit Sträußen und Bändern zu Pferde. Hierauf wird der große „Willkommbecher“ mit reicher Decke behangen, und ein ſchön verziertes Fäßchen Wein getragen, worauf ſich mehre Metzger in Feierkleidern anſchließen. Sie ziehen zur königlichen Reſidenz, wo ſie den erſten Ehrentrunk darbringen, und beſuchen dann die Hotels der Prinzen und anderer vornehmen Perſonen. Nachmittag endlich erſcheinen ſie auf dem Schrannenplatze. Die Kandidaten begeben ſich hier in ein Kaffeehaus, um ein eigenes Coſtüm anzulegen, während über dem Baſſin des Fiſchbrunnens ein leichtes Gerüſte errichtet wird. Der Knecht-Ceremonienmeiſter beſteigt es, und bald begeben ſich die Knecht-Candidaten, im eleganteſten Narrenkoſtüm, ganz mit flatternden Kälberſchwänzen beſetzt, zu ihm hinauf. Ceremoniarius richtet einige altherkömmliche Fragen an ſie, die ſie eben ſo beantworten, dann werden nach deutſcher Sitte mehre Gläſer Weins geleert, und die Gläſer unter das Volk geworfen. Hierauf müſſen die Candidaten ihre Probe beſtehen. Nun ſollte man doch auf irgend ein blutiges Schauſpiel gefaßt ſeyn. Etwa das Köpfen eines Kalbes, die Ermordung eines Ochſen oder dergleichen; beſonders wenn

man bedenkt, daß oftmals bei ganz ländlichen Volksfesten, wie z. B. das „Kolatſchenfeſt in Kumrowitz," das Köpfen unzähliger Lämmer eine Hauptbeluſtigung abgibt. Aber unſere Metzger Münchens ſind nicht ſo grauſam geſinnt, überdieß ſoll das Ganze ja nur eine Faſchingserheiterung ſeyn, welche einmal in ſchweren Peſtilenznöthen zum Frommen der niedergebeugten Bürgerſchaft eingeſetzt wurde, und demgemäß ſpringen denn auch, die Metzgerlehrlinge in's weite Baſſin des Fiſchbrunnens, wo ſie ſehr anmuthig in ihren zottelnden Kälberſchwänzen herumtändeln, und allerlei Kurzweil treiben. Das Begießen der ſie umgebenden Menge iſt die Hauptſache dabei; die ſich denn auch weidlich drängt und ſtößt um bald Dieſe, bald Jene in die gehörige Schußweite zu bringen, und ſchallend lacht, wenn ein Theil recht ſtark gebadet wird. Am meiſten werden dieß aber die Lehrlinge ſelbſt, welche ſtundenlang in dem kalten Waſſer bleiben und dann triefend an allen Kälberſchwänzen hervorſteigen, und wieder in das Caffeehaus eilen, um ſich zu trocknen und umzukleiden. Iſt dieß geſchehen, ſo begeben ſich Alle wieder, in feierlichem Zuge, nach der Herberge, wo die ehrſame Metzgerzunft ſich bei Souper und Ball erluſtirt.

In den meiſten Städten Deutſchlands finden dergleichen alte Gebräuche an den Faſchingstagen Statt; baroker und ſeltſamer als dieſer, eben erzählte, iſt mir jedoch Keiner vorgekommen. In Frankfurt wurden ſonſt die „heißen Wecken" herumgetragen und allerlei dazu geſungen, wie z. B. das myſtiſche:

„Hable, hable lone!
Die Faßnacht geht one,
Drobe in dem Hinkelhaus
Hangt a Korb mit Aar *) heraus,
Drobe in der Firste,
Hange de Bratwürste" — u. ſ. w.

Aus dem „Hable hable lone!" wollte der gelehrte Rabloff, „Heilige Apollonia!" herausfinden. Ferner das duftige:

„Viole und de Blumme,
„Die bringe uns die Summe,"

und das neckiſche:

„Stamaus, Stamaus **),
„Blos der Katz die Aage aus!"

Es wäre nicht unverdienſtlich, unter dem Titel „deutſche Faſchingsgebräuche" Alles zu ſammeln, was von den nördlichſten Küſten der Oſtſee, bis zu den Alpen, an jenen Tagen als herkömmlich erſcheint und mit einer Art von Pietät durch Jahrhunderte bewahrt und beibehalten wurde. Ich ſelbſt erinnere mich ſo manches characteriſtiſchen Zuges.

In Schleſien iſt der ſtehende Refrain:

„Der Harr, der hat' ne hoche Mütze,
Hat ſe vull Ducaten ſitze,
Wird ſich wohl bedenken,
Und merr a Gröſchle ſchenken!"

*) Eier.
**) Stein- (Fleder-) Maus.

Dann in Stockach, der Umzug der Narren, wozu ich ſelbſt mehrere Jahre hindurch, weil ich nicht gegenwärtig ſeyn konnte, den Ehrenbeitrag mit einem Ducaten eingeſandt habe.

Vor Allem aber ſind mir die Fiſcher aus der lieben Heimath gegenwärtig, wie ich ſie als Knabe freudig begrüßte, wenn ſie mit den geſchmückten Kötſchern erſchienen, voll Rauſchgold, Bändern und Glöckchen, und den originellen Chorus anſtimmten:

„Lot uns nich lang luhre,
Lo von de Linge!
Dat Behr wird uns verſuhre,
Lo von de Linge!
De Kötſcherkes de klinge,
De Fiſchkes de ſpringe,
De Fiſchergeſelle ſinge [1]! — —

— Eine andere alterthümliche Sitte während des Faſchings in München iſt „der Schäfflertanz, der jedoch nur alle ſieben Jahre wiederkehrt. Auch er ſoll ſein Entſtehen den Zeiten einer verheerenden Peſt verdanken, und dazu eingeſetzt worden ſeyn, die bedrängte Bürgerſchaft aufzuheitern. Die Schäffler, in andern Gegenden:

---

[1] Laſſ't uns nicht lang lauern,
Lo von de Linge! (ein unüberſetzbarer Refrain, wie das mironton-ton-taine der Franzoſen.)
Das Bier wird uns verſauern,
Die Kötſcherchen die klingen,
Die Fiſchchen, die ſpringen,
Die Fiſchergeſellen ſingen! —

Küfer, Kiefer, Büttner, Böttcher oder Faßbinder genannt, halten gleichförmig, in rothen Jacken, ſchwarzen Hoſen, weißen Strümpfen und grünen Sammtkappen, einen Rundtanz mit Reifen, durch die ganze Stadt, der mehre Wochen dauert. Sie haben einen Pickelhäring bei ſich, der die Zuſchauer durch feine Lazzi erfreut und führen ſehr kunſtvoll verwickelte Touren mit ihren Reifen aus. Im Anfange befördert die Sache, nach einer ſiebenjährigen Pauſe, ſtets eine angenehme Erregung, ſpäter aber, wenn die Coſtüme nicht mehr ſo zierlich, die Tänzer ermüdet, und die Gaffer geſättigt ſind, kann man auf dieſes Schauſpiel in entlegenen Gaſſen ſtoßen, ohne daß es die Leute an die Fenſter lockt, und nur der kleinen, ſchmutzigen Straßenbevölkerung eine Bewunderung abnöthigt.

In München wird nicht ſo ſtrenge, wie in andern katholiſchen Städten, darauf geſehen, daß mit dem letzten Glockenſchlage der Mitternacht, der den Anfang des Aſchermittwochs verkündet, Tanz und Muſik ſchweigen. Kein Polizeicommiſſair begibt ſich, die Uhr in der Hand, auf das Orcheſter, zum erſten Geiger, um ihm, wenn die verhängnißvolle Stunde geſchlagen, unerbittlich in den Bogen zu fallen, und die Muſik plötzlich zu unterbrechen. Wo dieſer ſtrenge Gebrauch gehandhabt wird, iſt es intereſſant zu ſehen, mit welcher Vehemenz, mit welcher ängſtlichen Haſt der letzte Walzer getanzt wird. Alles drängt ſich hinzu, Alles will noch der Seligkeit theilhaft werden; ſie jagen dahin

als gält' es ſich das ewige Heil zu erringen. Immer raſcher wirbelt der Reihen, immer athemloſer drehen ſie ſich, ſie ahnen daß die Stunden der Luſt bald verronnen ſeyn werden, und mit ihnen eine Welt voll Wonne und Sinnenrauſch verſinken wird. Wer wird im nächſten Jahre das heitere Auferſtehungsfeſt des Faſchings feiern? Ach! von dieſen roſigen Tänzerinnen, von dieſen kräftigen Tänzern, wie viele werden ausruhen in der kühlen Gruft, und kein Straußiſcher Walzer, der ſie jetzt ſo hebt und beſeelt, wird ihre ſtarre Ruhe mehr zu erſchüttern im Stande ſeyn. Sie drehen ſich daher immer wilder, um ſo viel Seligkeit noch in die kurze Spanne Zeit hineinzudrängen, als ihnen vergönnt iſt; die Augen blitzen, die Wangen glühen, der Mund lächelt, aber dennoch malt ſich Aengſtlichkeit in den Zügen; jetzt iſt Alles noch im lebhafteſten Schwunge bewegt, da bricht die Muſik unordentlich ab; die Armen hören es nicht, ſie drehen ſich noch einige Augenblicke muſiklos; die Umſtehenden lachen, die Tänzer kommen zu ſich; Alles ſchweigt plötzlich, man geht niedergeſchlagen noch eine Weile auf nnd ab; kein Geſpräch will fließen, nur den alten Herren quillt eine behagliche Freude aus den Mundwinkeln. Die Faſten ſind angebrochen und es zeigt ſich ihnen die Perſpective zu üppigen Diners.

In München verſtummt die Freude nicht ſo plötzlich. Gleichwie vormals in Warſchau, in dem ſchönen Willanow, ſo finden auch hier nicht ſelten noch Aſchermitt-

wochsbälle Statt. Die Mitfaſten (mi-carême), werden jedoch nicht wie in andern Städten, gehalten, wo den Masken wieder vergönnt wird, ſich in den Straßen herumzutummeln, um den traurigen Ernſt der Faſten, auf eine heitere Weiſe, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu unterbrechen.

Von allen deutſchen Städten iſt München diejenige, welche die meiſte Luſt hätte, einen ſinnreichen, recht heitern Faſching auszuführen, auch weiß ſie wohl, daß ſie vormals ein nicht unbedeutendes Talent dazu an den Tag legte. Was jetzt die Sache hindert, iſt 1) Mangel an Geld; 2) die Aengſtlichkeit, höhern Orts Mißfallen zu erregen; 3) die Beſorgniß, zu große Heiterkeit zu verrathen; 4) ein hoher Grad von Schwerfälligkeit und wenig Verträglichkeit. Dieſe Gründe wurden ſelbſt von Münchnern, zu verſchiedenen Zeiten angegeben, ohne Widerſpruch zu finden, wenn Aufforderungen ergingen und die Luſt ſich regte. — Der Wiener liebt nicht, trotz eines bedeutenden Vorraths innerer Fröhlichkeit, Aufſehen durch Verkleidungen und öffentlichen, zur Schau getragenen Narrheiten, zu erregen; ſein Faſching iſt der Tanz, und dafür iſt reichlich durch die Menge von öffentlichen und ſogenannten Hausbällen geſorgt, und durch die herrſchenden Könige derſelben, Strauß, Lanner und Morelli. — In Köln iſt der Faſching eine wahrhaft antike Erſcheinung. Eine umgekehrte Welt! Sehr vernünftige Leute, die das ganze Jahr hindurch, ziem-

lich grau in grau erscheinen; fleißige Fabricanten, feste Handelshäuser, wohlrenommirte Weinhändler, wackere Beamte, und Söhne des alten Rostocker Kriegsgottes, schnappen an einem gewissen Tage, zu einer bestimmten Stunde über, und kennen sich gar nicht mehr vor ganz entsetzlicher Lustigkeit. Die vernünftigsten Leute in den königlich preußischen Landen nehmen sich einmal im Jahre vor, verrückt zu werden! Ich kann mich nicht gut in ihre Lage hineindenken; meine jedoch es sey eine Art von geistigem Abführungsmittel. Was einige Male zu Bamberg und Nürnberg während der Faschingstage versucht worden ist, fand nur wenig Anklang. Den Bambergern kann man nachsagen, daß sie große Freunde ihrer schönen Natur seyen, und ihr starkes Bier mit Vergnügen, vor ihren Felsenkellern sitzend, schlürfen. Im Uebrigen neigen sie aber weder zum Humor, noch weniger zum Scherze, noch weniger zu ausgelassener Lustigkeit. Die Nürnberger machen wohl eher manchmal einen Seitensprung; auch besitzen sie eine uns Leuten von Heute, fremdartig erscheinende, aus dem Mittelalter herrührende Lustigkeit. Wer nicht Gelegenheit hatte der Lorenzer Kirchweihe mit sehr vorzüglichen Bratwürsten, Schaukeln im Freien und Kirchweihkücheln beizuwohnen, wird die Naivität Grübel's und Hans Sachsens nie ganz empfinden können. Aber ein maskirter Umzug am hellen, lichten Tage, zu Wagen, zu Pferde, und zu Fuß, wie schlechte Comödianten und

„Zuſammengeflickte Lumpenkönige," das iſt dieſen Gemüthern nie entſtammt, und wurde ihnen von außen angeblaſen. Es hängt ganz eng mit den Volksfeſten zuſammen, die in neuerer Zeit, wie eine wandernde Epidemie, mehre jener Städte heimſuchten.

Im übrigen, beſonders dem nichtkatholiſchen Deutſchland, hat der Faſching gar keine rechte Bedeutung, und es iſt eine dem Berliner übel anſtehende Oſtentation, wenn er von „ſeinem Carneval" ſpricht, und damit die Subſcriptionsbälle im Schauſpielhauſe meint, die trotz Advent und Faſten, ihren ruhigen Fortgang haben. Die lange heilige Stille, die den rauſchenden Faſching, nach beiden Seiten hin, einfaßt, gibt ihm eben einen höhern Werth. Er erſcheint wie eine heitere Oaſe in der Oede. Das Mädchen, das Morgens vier Uhr im kalten Winter zur „Rorate" geht, am Chriſtabend nichts ißt, die heilige Weihnacht durchwacht, um die Chriſtmette nicht zu verſäumen, und am Aſchermittwoche ſich einäſchern läßt, das fühlt die Freuden des Faſchings doppelt ſo ſchön, und thut gern etwas, das ſich in den Faſten gar lieblich beichten und hold abbüßen läßt.

In vielen Städten iſt keine Spur vom Faſching anzutreffen, z. B. in dem halb katholiſchen Breslau; und Hamburg, das alle 365 Tage des Jahres ſeine Tanzſäle offen hat, macht lächerlich genug eine Art von Faſching mit, der aus drei langweiligen Redouten im Schauſpielhauſe, und einem originellen Spec-

takel beſteht, wobei die Schauſpieler auf groteske Weiſe, die ſogenannte Ceremonie der Artiſtes des Theater Français nachahmen. Dieſe Beſtrebungen verſchwinden jedoch gegen die Gasbeleuchtung von Johann Peter Ahrens und die heitern Freuden im Hôtel de Nelſon und bei Dorgerloh.

Fasten und stille Woche.

Während der Fasten kommen einige Conzerte an die Reihe, um für die Tanzbelustigung zu entschädigen, sie erregen jedoch nur geringes Interesse. Große Productionen, zu denen die Mittel hier überreich vorhanden wären, finden fast nie, oder doch nur höchst selten Statt; und somit beschränkt sich Alles auf jene geschmacklosen Ragouts, die vom Zufall und der Bequemlichkeit zusammengehackt, einer kleinen Schaar von übersättigten Gästen aufgewärmt werden. Man hört allgemein die Klage, daß man den Künstlern die nothwendigen Proben nicht einräume, weil das Theater alle Zeit in Anspruch nehme. Diese Klage ist gegründet; eine zweite, über die Theilnahmlosigkeit des Publicums, selbst bei den großartigsten, herrlichsten Leistungen, ist es ebenfalls.

Größern Beifalls erfreuen sich allerdings, die, in katholischen Landen, üblichen gastronomischen Belustigungen, unter dem Namen: Fastendiners, hinlänglich bekannt. Es ist jetzt damit so weit gediehen, daß

zwei bis drei Schüſſeln mit Fiſchen das Einzige iſt, was bei ſolchen Gaſtereien an die Faſten erinnert. Sonſt war es anders, und man gab ſich Mühe, aus Fiſchen, Mehlſpeiſen und Gemüſen ein Mahl von ſechszig bis ſiebenzig Gerichten zuſammenzuſetzen. Freilich wurden Fiſchottern, Biber und mehre Arten von Waſſervögeln in die Liſte der erlaubten Speiſen gezogen; für Jemand, der eine Indigeſtion wagte, blieb es jedoch immer intereſſant ein Faſtendiner mitzumachen, wie es hier vor Zeiten bei dem bekannten Weinwirthe Döllerer im Thale Statt zu finden pflegte.

Liebhaber der Gaſtronomie finden auch jetzt noch ihre Rechnung, denn bei Junemann, Havard, Tamboſi und Michel, ſchlingen die Faſtendiners den roſigen Kranz, und man erſtaunt darüber, welche Anſtrengungen die Unternehmer für den Preis von 2 bis 3 Gulden das Couvert machen. Seefiſche aus Trieſt, große Lachsforellen von 20 Pfunden und darüber, Salme aus dem Rheine, junges Gemüſe aus Straßburg und Welſchland, feines Wild aus dem Gebirge, Alles wird aufgeboten, um die Gäſte zufrieden zu ſtellen. In dieſer Zeit iſt München ein pays de cocagne, und der Münchener ſelbſt iſt dann bemüht, dieſe Vorzüge in's helliſte Licht zu ſetzen. „Nicht wahr? hier iſt's gut ſeyn! Wo lebt man ſo luſtig wie hier?“ — Das ſind alsdann die ſtereotypen Anrufungen, die an den Fremden gerichtet werden. Die arbeitenden Claſſen, für die dergleichen Freuden nicht da ſind, entbehren indeß viel, durch das Einſtellen der Tanzmuſik, und

ſind lediglich Sonntags auf einen Discurs beim Glaſe Bier beſchränkt.

So naht die ſtille Woche heran, um mit feierlichem, höherm Ernſte, die Faſten zu beſchließen, und der lauten, allgemeinen Fröhlichkeit wieder Thür und Thor zu öffnen. Am Palmſonntage beginnt gewöhnlich die Reihe muſicaliſcher Genüſſe mit der Aufführung eines großen Oratoriums im Saale des Odeons.

Für mich war die ſtille Woche immer der lieblichſte Abſchnitt des Jahres, während meines Aufenthaltes in München.

Hinter mir lag der unfreundliche Winter mit ſeinen Plagen; die wachſenden Tage, umglänzte heiterer Sonnenſchein, und Schnee und Eis war aus den Straßen verſchwunden, und man ſah das Pflaſter wieder, das ich freudig begrüßte, ſo unbequem es ſich auch darauf erging. Mit der andächtigen Menge zog ich in die Kirchen und ließ mich von den hehren Klängen Paleſtrina's, Algarotti's, Pergoleſe's, Jomelli's, der Zeit und dem Raume entrücken. Die Geſänge in der St. Michaelskirche werden mir ſtets unvergeßlich bleiben. Das kühne, herrliche Gewölbe iſt ſo geeignet für den erhabenen, getragenen Kirchengeſang. Man ſitzt da im weiten Raume, unter einer gewölbten Decke, von rieſenmäßiger Spannung, die kein Pfeiler ſtützt. Der Gedanke, dieſe Wölbung aufzuführen, war ſo kühn, daß die Zeitgenoſſen den Baumeiſter für einen Abenteurer erklärten, und es lange nicht wagen wollten, in die Kirche zu gehen, aus Furcht ſie möchte zu-

ſammenſtürzen. Die Sage verkündet, daß man Kanonen darin habe abfeuern wollen, um die Feſtigkeit des Gewölbes zu erproben, und daß dann der Baumeiſter, aus Beſorgniß, ſelbſt die Flucht ergriffen habe. Dieß iſt aber längſt widerlegt; der kunſtvolle Meiſter war ſeiner Sache zu gewiß, und konnte mit gutem Bewußtſeyn auf den Ruhm rechnen, den ihm die Nachwelt willig zollt.

Dunkel herrſcht in der Kirche, und man vernimmt ein leiſes Summen frommer Betender, die ſie erfüllen, und die man nur in der nächſten Umgebung dämmernd wahrnimmt. Vor dem Choraltar ſchwebt frei in der Luft ein coloſſales Kreuz aus hunderten von Lampen zuſammengeſetzt, als Nachahmung der Beleuchtung von St. Peter in Rom; und aus den Lüften herab ſtrömen die Harmonien in ungewohnter Schönheit, kunſtvolle Fugen in labyrinthiſchen Verzweigungen, der canto firmo in voller Majeſtät. Man ſtaunt hier die Größe Paleſtrina's an, der die Schauer des Aeſchylos mit denen des Dante vermählt; die nakte Kraft des Erſtern mit einer Anmuth bekleidet, die jedoch nichts von Weichlichkeit beſitzt, eine ernſte, hehre Geſtalt, im ſtarren, ſchweren Gewande, die ſich damit begnügt, einen kühnen Griff zu wagen, und den mächtigen Faltenwurf betrachtend, mit emporgehobenem Kopfe, ausruft: „Seht! ich bin ſchön!“ — Tiefgebeugt und mit hochathmender Bruſt ſaß ich da, und horchte dieſen Gängen, und ſchwamm in dieſem Meere des Wohllauts. Was iſt Harmonie? eine leere Berech-

nung? Dadurch ſind wir zu dem geheimnißvollen Dinge gekommen, wie der Zufall uns zu Allem geführt hat. Was wiſſen wir von dem Weſen der Harmonie, die ſolche Macht über uns ausübt, daß wir bald bis in's Innerſte zerknirſcht, bald zum Himmel der Seligkeit erhoben werden, bald allen Schmerz der Erde auf unſerer Bruſt laſtend empfinden, bald von Hoffnung durchdrungen, frei und froh aufathmen. Während Paleſtrina's Miſerere erwacht das letztere Gefühl nur ſelten in uns. Tief erſchüttert es das Gemüth, und die Erhebung gebiert noch keine Freude.— Pergoleſe's Ernſt iſt nicht ſo ſtreng; hier haftet ſchon die Heiterkeit, wenn auch nur im Vorüberflattern, unſere Seele leicht bewegend. Dieſe Töne rühren uns, und ſelbſt der erhabene Schmerz der ſchwertdurchbohrten Mutter, leiht von der Milde des irdiſchen Jammers, und wir hören die himmliſche Klage auf Wellen der Melodie uns umſchweben, und immer und immer wiederkehrend, anmuthvoll ſich ſelbſt und uns beſchwichtigen.

Von dem kunſtvollen Orlando Laſſo, der in München längere Zeit gelebt, werden koſtbare Reliquien hier bewahrt, Originalpartituren, die nirgend mehr angetroffen werden. Auch dieſer Schatz öffnet ſich in jener Zeit. Sein Styl iſt erhaben, und ich hörte einſt ein Miſerere von Laſſo, das mich lange zweifelhaft ließ, ob ich es nicht dem großen Paleſtrina zuſchreiben ſollte.

Am Charfreitage werden die heiligen Gräber beſucht; theatraliſche Decorationen mit bunten Lämpchen

und Flittertand umhängt, ſelbſt mit aufſchwebenden Engeln und ähnlichen Maſchinerien verſehen. Es iſt eigentlich für den eifrigen Katholiken unerläßlich die heiligen Gräber aller Kirchen zu beſuchen, doch glauben die heutigen Weltkinder ſchon genug gethan zu haben, wenn ſie bei ſieben andächtig waren.

Abends, zur Zeit des Zapfenſtreichs, verſammelt ſich eine große Volksmenge vor der Hauptwache. Als ich das Erſtemal in München war, und ganz zufällig dieſen Zapfenſtreich zu hören bekam, ward ich ſo wunderbar davon ergriffen, daß es mir jetzt unmöglich ſeyn würde, dieſen Eindruck zu beſchreiben. Alle Trommelſchläger der Garniſon, und das ſind bedeutend Viele, ſchlagen ihn gedämpft, während eine Menge von Piccolo-Flöten eine höchſt eigenthümliche Melodie dazu ſpielt. Es liegt ein Reiz darin, wie in Beethoven's Compoſition von Clärchens Lied:

„Die Trommeln gerühret,
„Das Pfeifchen geſpielt" — —

und dann weiter:

„Ich ging wohl zum Thor hinaus,
„Mit muthigem Schritt,
„Ging durch die Provinzen,
„Ging überall mit."

Man ſagte mir: die Compoſition rühre noch aus den Zeiten Maximilian Emanuels her, und ſey bei dem Sturme von Belgrad geſpielt worden. Ich mag nicht daran denken, weil mir ſonſt immer das dumme Geſicht des kleinen Tambours verſchwebt, das auf dem

Bilde jener Erstürmung, in den Arcaden des Bazars, den Beschauer so widerlich anglotzt. Andere behaupten es sey eine neuere Composition; einige sogar, sie rühre von Winter her. Ich habe das Gewisse nicht erfahren können.

Am Charfreitage dürfen auf den Speisecarten der Restaurants keine Fleischgerichte angezeigt werden; bei den meisten sind gar keine zu haben.

Sonnabends, bei der Auferstehung, schallen freudige Klänge; die Glocken, die während der stillen Trauerzeit verstummt waren, tönen feierlich, das Te Deum wird angestimmt, und die schwarzen Verhüllungen fallen von den Altären, die im festlichen Schmucke prangen. Ostern ist da, und der fette Braten ziert wieder einmal die Tafel; noch ein stiller Abend, um den Uebergang nicht zu grell erscheinen zu lassen, und nicht von niederbeugender Schwermuth zur Ausgelassenheit hinüber zu taumeln, dann ist der zweite Ostertag da, und mit ihm rauschen die Straußischen Walzer aus allen Guingetten auf, die München umgeben, und die Bälle im Freien, der höhern Cotterien, nehmen ihren Anfang.

Der Bockkeller.

Ich komme zu Münchens liebenswürdiger Seite, und dieſe zeigt ſich im Frühlinge. Wenn der April mit ſeinen Stürmen vorüber iſt, kommt — wie überall — ſo auch in München: der Mai, der ſogenannte Wonnemond, der es ſo ſelten wirklich iſt, weil er nur als eine Fortſetzung des Aprils zu betrachten iſt. Für Münchens Bewohner aber, bringt er Wonnen ohne Zahl, denn an ſeinem erſten Tage, wird der Bockkeller eröffnet.

Was iſt der Bockkeller? ein tiefes, ungeſundes Loch — ein alter Keller zum Wenigſten, wo große Fäſſer liegen, wo man in Dunſt und Moder, bei qualmenden Stümpfchen Licht, bei Thranlampen trinkt und ſchreit? Wo man den Verſtand verliert, und an die Sonne hinaustaumelt, um in Kopfſchmerz und Uebelbefinden wieder zu ſich ſelbſt zu kommen? — Halt! Halt! welche trüben Vorſtellungen! — Der Bockkeller iſt nichts anderes, als ein Hof, von einem offenen Schuppen, an der einen Seite eingefaßt, und mit einem kleinen, ſehr baufälligen Hauſe. Wie man ſich

bei dem Worte „Bock," nicht das Thier mit Bart und Hörnern denken muß, ſo auch bei dem Worte „Keller" nicht das finſtere Moderloch. Bock iſt Bier, und Keller iſt Hof; Bockkeller im Münchneriſchen, bedeutet alſo Bierhof auf deutſch; und Bierhof iſt auch die rechte Benennung dafür; hier iſt die eigentliche Hofhaltung des mächtigen Gambrinus, hier berauſcht Pracht und Herrlichkeit ſeine Vaſallen, man badet ſich in Wonne, die Glückſeligkeit türkiſcher Opiumeſſer verſchwindet, die Trunkenheit vom Wein erzeugt, verſchwindet; was Mohn und Reben! — die Gerſte ſoll leben! —

Uralt iſt die Kunſt aus Gerſte Bock zu bereiten; heilſam iſt die Erfindung und von undenklichen Zeiten verdanken Münchens Bewohner dieſem edeln Tranke Abhülfe verſchiedener Körperleiden. Wie Frankreichs Königen durch Auflegen der Hände, die Kraft inwohnte, den Kropf zu heilen, ſo heilten die Fürſten Baierns, Verſchleimungen, Verſtopfungen und Ausſchläge, durch Bock. Denn die Fürſten braueten den Bock in ihrem eigenen Bräuhauſe, oder ſie ſiedeten ihn vielmehr ein, wie dieß auch noch heutzutage geſchieht. Wer dieß nicht glauben will, wird ſich in den erſten Tagen der Eröffnung des Bockkellers leicht davon überzeugen können, wenn er die trockenen Kehlen, mit ängſtlicher Beſorgniß fragen hört: „wie viel hat der König heuer einſieden laſſen?" —

Bock wird aus dem trefflichſten Malze bereitet

und erhält nur einen ganz kleinen Zusatz von Hopfen, um vor Säure bewahrt zu werden. Er ist daher süß, fettig, klebrig, und im Anfange widerlich zu trinken; bald aber ist der kleine Widerwillen überwunden und man huldigt mit Tausenden der großen Ceres, welche die Gerste einführte, sie beschützt und gedeihen läßt.

„Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Freude muß jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein!
Die Bezähmerin wilder Sitten —"

Halt! — dadurch, daß sie den Leuten den Ackerbau lehrte — bezähmte sie wohl die wilden Sitten der Jäger und viehzuchttreibenden Nomaden — aber indem sie uns Bier bereiten half, und insonders Bock, that sie wohl den wilden Sitten wiederum einigen Vorschub. — Doch, warum zögern wir? Der Mai ist da, der Keller ist geöffnet, einige Fremde harren bereits neugierig, um eingeführt zu werden — also vorwärts! ich will den Cicerone machen. — Die Fremden fragen hin und her: „ist es dort elegant? Behält man den Hut auf dem Kopfe? Kommen auch Damen hin? Darf man rauchen? Sind Zeitungen und Journale vorhanden? Werden wir etwas recht pikant nationelles zu sehen bekommen? Etwa eine Art von Würstelprater oder dergleichen?" — „Nur Geduld" — erwidere ich — „wir sind schon auf dem Wege und in fünf Minuten treten wir ein." —

Hier links liegt die „Hofpfisterei," wo das

Brod für den königlichen Haushalt gebacken wird; Münchener Feinschmecker pflegen hier wohl ein Paar Kreuzerwecken einzukaufen, um Alles zu erschöpfen, was ihren Genuß zu erhöhen im Stande ist. Ueber einen schmalen Steig, am rauschenden Stadtbache hin, gelangen wir auf einen wüsten Platz; — dort das alte, graue Gemäuer mit der offenen Pforte, das unansehnliche Haus, das vor dem Umfallen gestützt ist, die Töne der Harfe, Clarinette und Geige, das laute Gelächter, bezeichnen den Ort, den wir suchen. Wir treten ein. Alle Tische und Bänke sind besetzt. Wir gehen in's Haus. Auf der Treppe Auf- und Absteigende mit vollen Gläsern, Würsten, Brod, Käse, Nüssen; eine beständige Prozession, eine Wallfahrt frommer, durstiger Kehlen. Unten im Erdgeschosse ein verwirrtes Gedränge von Leuten, welche Gläser ausspülen, Bock zapfen, Geld zahlen und einstreichen. Wir treten zur Wand, wo die klebrigen Gläser aufgeschichtet stehen, woraus die bereits Fortgegangenen ihren Durst gestillt haben. Wir tauchen sie in das zur Seite stehende Wasser, reinigen sie dann, und spülen sie am Brunnen ab, kurz wir versehen das Amt eines Kellners mit Bedacht, um sicher zu seyn, daß wir reine Gläser empfangen, dann gehen wir zum Zapfer, der uns das Glas füllt, das Geld dafür in Empfang nimmt, und uns noch für einen Kreuzer, mit nasser Hand, ein großes Stück Hausbrod einhändigt. Von hier begeben wir uns in einen andern

Raum, wo die beliebten „Bockwürſte“ ſieden, welche nur während der Bockſaiſon zu haben ſind. Eine Frau verabreicht uns hier entweder dieſe, oder geſelchte (geräucherte) Würſte oder Käſe und friſchgerührte Butter nebſt gehacktem Schnittlauch. Mit einem oder dem andern von dieſen Gegenſtänden verſehen, treten wir nun endlich hinaus in den Hof, um mit Mühe einen Platz zum Sitzen zu erlangen. Bis uns dieß gelungen, ſind wir wohl genöthigt, unſer erſtes Glas ſtehend zu leeren. Indeß nähern ſich uns Weiber mit Körben und bieten uns mit geheimnißvoller Miene und leiſem Tone der Stimme: „Nuſſen (Nüſſe), und Radi (Rettich) zum Genuſſe an. Wir kaufen für einen Kreuzer und das Weib greift in die Taſche, zieht ein großes Medizinglas daraus hervor und ſchüttet uns dazu ein weißes Pulver auf den Tiſch. Dieß iſt Sitte und allgemein verbreitet. Wir wollen es mit einiger Anwandlung von Ekel verhindern, aber unſer Nachbar verſichert uns, daß es eine ſehr nothwendige Würze, nämlich Salz ſey.

Jetzt ſind wir mit Allem verſehen, wir kauen mit beiden Backen, wir ſchlürfen mit geſpitzten Lippen, uns fängt an

„ganz cannibaliſch wohl zu werden,“

wie wir ſo daſitzen unter dem blauen Maihimmel, zwiſchen luſtigen Trinkern, neben dem rinnenden Brunnen, wo die Gläſer geſpült werden, umſäumt von Gewirr, umrauſcht von den Tönen einer ſchallenden Muſik, in dem alten Hofe, mit Allen lachend, die

Füße weit vorgeſtreckt, nachläßig hingelehnt, Bekannte grüßend, Langentbehrte wiederfindend; wahrhaftig! der Bock iſt ſo übel nicht — das zweite Glas mundet uns beſſer als das erſte und dabei ſoll er ſehr geſund ſeyn; wir nehmen uns ernſtlich vor ihn als Maikur zu gebrauchen. —

Jetzt fällt es uns ein unſere Umgebung zu muſtern. Neben unſerm Tiſche ſitzen zwei alte Weiber. Die häßlichen Geſichter ſind ſtark geröthet, ganz beſonders zieht ſich ein glühender Purpurſtreif um die thränenden Augen; die grauen Haare der einen hängen herab, während die Andere bemüht iſt, ſie mit einem Kamme in Ordnung zu bringen, dabei ein Band mit den Zähnen hält, und die Riegelhaube vor ſich liegen hat. Wir wenden uns von dieſer unappetitlichen Toilettenſcene weg und unſere Blicke fallen auf eine Gruppe ſehr elegant gekleideter junger Leute, es ſind Künſtler oder Beamte. Neben dieſen haben einige griechiſche Soldaten mit ihren Liebchen Platz genommen, und unfern davon leeren alte, dicke, ehrſame Bürgersleute, ganz ernſt und ſtillſchweigend ihr zehntes Glas. Hier haben ſich Mitglieder des Hoftheaters eingefunden, und zu ihnen geſellen ſich einige vornehme Herren, Leute von reichgeſtickten Uniformen und großen Sternen mit breiten Bändern, die ſie aber nicht anlegen, wenn ſie Bock trinken gehen. Ueberhaupt ſchwindet hier aller Rangſtolz; Liebe und Bock machen Alles gleich. Eine heitere Menſchenliebe durchzieht alle Buſen, das Lächeln ſitzt nicht bloß auf den Lippen, ſon-

dern auch in den Herzen, Alles träumt von Freiheit und Gleichheit, denkt aber dennoch nicht daran Bestehendes umzustoßen. Der stolze Edelmann begibt sich freiwillig seiner Vorrechte, der demüthige Bürger reicht ihm brüderlich die Hand; kein Wunsch wird laut, als der einzige: seinen Heißdurst zu stillen! und in der That, kein anderer regt sich auch in Allen, die hier versammelt sind.

Was nur jemals von begeisterten Sängern zu Ehren des Maien erklang, es findet hier seinen Wiederhall.

„Holder Mai, du bist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde!“ Kein Bocktrinker wird daran zweifeln, wenn er seinen süßen Kelch an die Lippen preßt. „Im Maien da freuen sich lustige Burschen und Mägdelein!“ In München besonders des Bockes wegen.— Ein bekannter Professor, der sich mit dem germanischen Alterthume tief und ernst beschäftigt hat, behauptete neulich, „daß die alten Götter in Wallhalla Einbock (Bock) getrunken haben.“

Wir sehen daß die Gruppen sich lösen und die Einzelnen dann, nach verschiedenen Richtungen den Heimweg antreten. Es wird wohl Mittagsstunde seyn. Auch wir brechen auf und sehen nach der Uhr. Aber die Mittagsstunde, die Essenszeit und unser Appetit, Alles ist längst vorüber. Es ist bereits drei Uhr. Wir erreichen unsere Wohnung, eine wollüstige Trägheit befällt uns und wir sinken dem holden Schlummergotte in die Arme, der eine so reiche Fülle von

Mohnkörnern über uns ausschüttet, daß wir erst spät am Abende in Schweiß gebadet, erwachen. Dieß war der selige Morgen eines Bocktrinkers, der nur dreißigmale in einem Jahre wiederkehrt, und dann lange eilf Monate in der Verpuppung ruht, um mit dem ersten Mai sein wonniges Erwachen zu feiern. —

Im Bockkeller aber hörte das Leben dennoch nicht auf. Im Weggehen stoßen wir schon wieder auf neue Ankömmlinge, Leute, die ihren Mittag verzehrt haben, und mit Bock und Rettich ihren Nachtisch zu halten gedenken. Sie sitzen in dem kühlen Schuppen und freuen sich des Gnadenquells. Jetzt kommen einige „Stille im Lande," die gern unbemerkt und unbelauscht von der Menge, sich ihren Freuden überlassen. Auch Ehemänner erscheinen, die von der Frau geschmält würden, wenn sie die Vormittagsstunden und ihren gesunden Appetit im Bockkeller vergeudeten, und dann schlaftrunken bei Tische säßen, ohne die Hausmannskost anzurühren. Jetzt können sie, ohne großen Verdacht zu erregen, das Haus verlassen, und sich dem Drange hingeben, auch ihre heiße Sehnsucht zu stillen. Es herrscht nunmehr Stille im ganzen Locale; es wird ruhig getrunken und wenig gesprochen. Der Bockkeller zeigt seine erhaben-feierliche Seite; man kann sich eines Schauers nicht erwehren. —

Die Sonnenstralen fallen schräg in den Hof, und beleuchten die äußersten Enden desselben, im Schuppen lagert sich Dunkel, und wie Nachtgevögel, das an unsern Köpfen vorüberstreicht, so huschen Gestalten hin

und her, die wir nicht kennen; ein loses Volk von Handwerksgesellen, Soldaten, Studenten und lustigen Menschen aller Art. Es wird stehend, schnell getrunken — hinuntergestürzt. Die Musik wird rauschender, ein mächtiger Chorus übertönt sie und macht sie endlich ganz verstummen.

Die Unterhaltung wird im höchsten Grade lebendig; auf allen Puncten wird mit großer Lebhaftigkeit gesprochen; es ist ein Knäuel von Gesprächen, ein Chaos von Lustigkeit. Plötzlich entlädt sich wie ein Donner der Streit, er wächst, er schwillt an, er reißt, aus dem einen Winkel hervortobend, Alles auf dem Wege mit sich fort; die Gesellschaft gleicht nun einem brandenden Meere. Doch, ha! was ist das? Welches Klirren? Gläser fliegen, leichtbeschwingt durch kräftigen Wurf, in der Luft hin und her, die Scheiben fallen schmetternd getroffen auf den Boden, und die fliegenden Gläser suchen das Weite. Ein herrlicher Anblick! Schon bluten die Köpfe, die Gesichter glühen in roth und blauen Flammen, ganze Nester zorniger Raufer wälzen sich am Boden; jetzt ist Der oben, nun wieder unten; das Glück des Kampfes schwankt — man glaubt es wäre auf Mord abgesehen — aber Alles ist nur ein Athemzug der tobendsten Lustigkeit — mehr als Bacchanal — ein Gambrinal — ein Fest dem hochheiligen Bierpatron zu Ehren! —

Da treten die fatalen Grünröcke ein, die Feinde aller Poesie, die Freunde der bürgerlichen Ordnung; die furchtbaren Gendarmen! Man arretirt, führt

fort, ſtößt, ſchimpft, und Alles muß hierauf den Keller verlaſſen. —

„Ausgebrannt aber ruhig ſteht das Haus!“ —

Der Fremde, den Abends ſein Weg hier noch vorüberführen ſollte, würde die graue Ruine im einſamen Hofe, am rauſchenden Stadtbach wenig erheblich finden, die ſich deßungeachtet am andern Morgen denſelben Freuden wieder öffnet.

Frohnleichnam.

Früh' am Morgen weckten mich die Glocken, die von allen Thürmen und Thürmchen tönen; dazwiſchen ſchallten die muntern Märſche der ausrückenden Truppen. Es iſt ein herrliches Wetter — mein Blick ſchweift über das Panorama der Stadt, hin zu den blauen Bergen, die zwiſchen den mächtigen, ſchwarzen Frauenthürmen, und der prächtigen Kuppel der Theatinerkirche, ſchneebedeckt hervorlugen, und auch das glänzende Haupt der zehntauſend Fuß hohen Zugſpitze gewahre ich deutlich, rechts von dem hohen Chor der Hofkirche zum heiligen Michael. Dieſen Vortheil hat, wer hoch wohnt. Heitere Morgen und Mondſcheinabende ſind köſtlich!

Schon aus der Ferne betrachtet, hat mir Alles ein ſo feſtliches Ausſehen — ſelbſt das Lebloſe. Alles iſt geputzt und geſcheuert. Durch die geöffneten Fenſter ſieht man in wohlgeordnete Zimmer, vor der Mutter Gottes und den Heiligen prangen Blumen in zierlichen Gefäßen, die Straßen ſäumt ein Hain junger Birken, Erlen und anderer ſchwanken und leichtbelaubten Holzarten, die theils in Fugen des Pflaſters ge-

ſteckt, theils in kleine Holzgefäße geſtellt werden, worin Waſſer gethan iſt, um länger friſch zu bleiben.

Die Einwohner ziehen geputzt, doch eilfertig, als gälte es ein Geſchäft, zur Stadt. Von der ſchlichten Bürgersfrau in der runden Mütze vom feinſten Fiſchotterfell, bis zur Dame und dem Fräulein in Shawl und Strohhut, ſieht man Alles die entlegenen Viertel verlaſſen, und jenen Straßen und Plätzen zueilen, durch welche die Prozeſſion, hier „der große Antlaß“ genannt, vorüberzieht, und wo die Evangelien unter freiem Himmel geleſen werden.

Und noch iſt es ſehr früh am Tage; erſt ſieben Uhr. In Hamburg ſind noch die Häuſer der Reichen geſchloſſen, und in denen der Unbemittelten erhebt ſich erſt die Magd vom Lager. In München ſtehen Bürgersfrauen gern um fünf Uhr auf.

Am Ende der Ludwigsſtraße, dort wo das Portal in die Arcaden des Bazars führt, halten Cuiraſſire unter luſtigem Trompetenſchall. Von hier aus erſtreckt ſich nun das Militair, Spalier machend, und die unabſehbare Menſchenmaſſe, ſtill und freundlich hin- und hergehend, oder auf feſten Standpuncten von Erhöhungen oder Fenſtern, die Feſtlichkeit erwartend. In allen Häuſern, die an den Straßen des Umzuges liegen, gibt es Gäſte, Geladene und Ungeladene, und überall ſteht ein Frühſtück bereit, wobei das beliebte Getränk „der Bock“ nicht fehlen darf, ſelbſt dann nicht, wenn die feinſten Frühſtücksweine und gaumenkitzelnde Delicateſſen die Tafel zieren.

Die ſchmauſenden Gäſte ſchauen zu den Fenſtern hinaus, indeß die reichlich aufgeſtellten Muſikchöre abwechſelnd, bald Symphonien, Märſche und Opernarien, ſelbſt Tänze: Straußiſche Walzer und den Galopp hören laſſen, was zu den ſich in kleinen Zügen ordnenden Schulen, Brüderſchaften und Zünften, einen ſeltſamen, faſt komiſchen Contraſt bildet.

In den Straßen liegen Dielen, die mit Blättern und Blumen beſtreut werden. Ein hohles Gepolter verkündet, daß ſich Theile des großen Zuges darauf nähern. Es ſind die Brüderſchaften. Alte arme Bürger, in Kleidern, die vor vielen Jahren, für Größere oder Kleinere, Dickere oder Dünnere gemacht worden, mit einem altfränkiſchen Degen am breiten Bandeliere, einem Hut mit drei Spitzen, woran Cocarde und Plüme prangen, ſchief aufgeſetzt, mit einer ſeidenen verſchoſſenen Schärpe um den Leib — dies ſind die Panierträger. Sie tragen nämlich, hohe, mächtige Paniere, von Gold oder andern Stoffen, mit Bildern und Stickereien und verſchiedenen Emblemen vor ſich, und ſchwanken dabei, von der Wucht der langen Stange und der im Winde flatternden Fahne hin- und hergeriſſen, wie Betrunkene von einer Seite zur andern. Hinter ihnen geht ein bald größerer, bald kleinerer Haufe alter Männer, andächtig mit Buch und Roſenkranz, die heilige Mutter Gottes anflehend. Von Geiſtlichen mit Fahnen geführt, und von ihren Lehrern begleitet, folgen die Schulen. Lieblich ſehen die Mädchen aus. Alle in blendend weißen Kleidern, mit blauen Schärpen, Tü-

chern und Schleifen in den Haaren, die größern in Riegelhäubchen von ſtrahlendem Silber, und mit niedergeſchlagenen Augen die Worte des Gebetes in ihren Büchern ſuchend, während daß die ſchwirrenden Volkswogen, die plaudernden Soldaten, die ſprengenden Officiere und die betäubende Militärmuſik ſie der Andacht abwendig machen wollen. Man trägt feſtlich geſchmückte Altäre und den ganzen Apparat herbei, um ſie an gewiſſen Plätzen, wo das Evangelium geleſen werden ſoll, aufſtellen und von der Maſſe des zuſtrömenden Volkes abſondern zu können. Schöner gekleidete Jungfrauen, große von Blumen ſtrotzende, zierliche Körbe tragend, folgen den Altären, um der ſiegenden Kirche ein reiches Blumenopfer zu bringen. Die Siegerin zieht indeß einher, nicht in Demuth; kein Triumphator hat ſich jemals eines ſolchen Siegeszuges erfreut; die erſte Jugend, der gekrümmte Greis, ſchließen ſich freudig an; auf Blumen ſchreitet der Fuß, der Krieger ſenkt die Fahnen, während jene der Kirche hoch in der Luft wallen; immer dichter erſcheinen die Fahnen, immer ernſter werden die Klänge, ein leichter Weihrauchduft haucht uns an.

Die ehrſamen Zünfte erſcheinen nun. Die Zeichen und Standarten in alterthümlicher Pracht vor ſich her, wohl auch Inſignien, mit kunſtreicher, mechaniſcher Einrichtung und mit Kerzen und Blumengewinden überreich verziert — nahen die zünftigen Handwerker, zum Theil elegant und modern gekleidet. Die Prozeſſion wird ernſter, würdiger, feierlicher.

Man vernimmt Chorgesang; der Weihrauchduft verdickt sich; von Ferne blickt man die Straße hinab, wie einen ausgeflaggten Hafen, nur ungleich prächtiger.

Einige Reihen Linientruppen in Schlachtordnung marschiren auf. Franziscaner folgen in Meßgewändern und in Kutten, vor sich her das heilige Kreuz, in einen Wald von herrlichen Blumen getaucht, und mit einer reichen Decke behängt, die an beiden Enden wie ein Baldachin getragen wird. Mönche mit bleichen Gesichtern, geschorenen Köpfen, die hagern, langen Hälse, aus den weiten Kapuzen gereckt, baarfuß, elende Bettler und Alles beugt sich vor ihnen! — Es ist der Zug der siegenden Kirche! —

Jetzt nahen die barmherzigen Schwestern, in ihrer faltigen, schweren Nonnentracht. Die sechs jungen, hübschen Mädchen, in weißen Kleidern, sind jene Novizen, die vor wenigen Monaten erst eingekleidet wurden. Hofbediente in Galla, angeführt von einem Oberfourier mit dem Stabe; Pauker und Trompeter; die Hofsänger im Chorhemde, Noten in der Hand, auf der Straße singend. Diese Abtheilung des Zuges erregt bei den Zuschauern Hilarität. Die Bekannten wechseln Blicke und Grüße, selbst die Damen in den Fenstern nicken vertraut, man lacht einander zu: es ist Baier, Pellegrini, all' unsere Lieblinge, die Andacht ist fort, wir denken an Rossini's Tell, der diesen Abend gegeben wird. Selbst die Conversation nimmt ihren Lauf dahin. — Die höhere Geistlichkeit

läßt ſich blicken, und die Weihrauchwolken, die ſchon ſichtbar werden, ziehen unſere ganze Aufmerkſamkeit wieder auf das Feſt. Das Domcapitel im violetten Ornat, der Weihbiſchof mit dem Hirtenſtabe wandeln vorüber. Die prachtvollſten Gewänder des Kirchenſchatzes ſieht man prangen, und die ausdrucksvollen, zum Theile greiſen Köpfe der Prälaten nehmen ſich wunderbar genug aus.

Plötzlich hält der Zug. Er kehret um — er kniet. Alles entblößt die Häupter — das Militär legt die Hand an die Kopfbedeckung und ſenkt den Blick zur Erde — ein allgemeines Gebet. — Von jener Straßenecke her, wo die Rauchfäſſer hoch geſchwungen werden, ſtrömt ein feierlicher Chor aus den wirbelnden Weihrauchwolken zum Himmel; ein Baldachin hält — ein gebeugter Greis tritt zum bereiteten Tiſche des Herrn, in zitternden Händen die Monſtranz emporhaltend — es iſt der Erzbiſchof von Freiſing-München. Das erſte Evangelium wird geleſen. Alles harret in Andacht verſunken. Plötzlich werden Kanonen gelöſ't, die türkiſche Trommel erſchallt, ein feueriger Kriegermarſch ertönt, die Waffen werden präſentirt, der Zug ſetzt ſich wieder in Bewegung; die Köpfe bleiben unbedeckt.

Hartſchiere, in ihrer baroken Hofuniform, mit den altdeutſchen, ſchwarz, blau und ſilber geſtreiften Ueberwürfen, zum Dragonerhute und den gelben Escarpins, ſäumen den Zug an beiden Seiten. Fackeln, Rauchfäſſer, unter dem Baldachin der Erzbiſchof mit dem

Hochwürdigſten, dicht hinter ihm der König in Uniform, mit dem großen Bande des Hausordens, in weißen Pantalons, die Kerze in der Hand, links und rechts freundlich grüßend; Pagen in Galla mit Kerzen zu beiden Seiten. Die Miniſter in großem Staate, der Nuntius und das diplomatiſche Corps, die Georgsritter, der Staatsrath, die Collegien. Die ſchönen Uniformen beſchäftigen die Zuſchauer angenehm: die Cavaliere werden von Kundigen den Fremden, wie ein Bilderbuch erklärt. Man will alle Namen wiſſen; nur wenige befriedigen mehr als die gewöhnliche Neugier.

Wer ſind aber jene ſeltſam gekleideten Männer? Einer im ſcharlachrothen, weitfaltigen Schlepptalare eine goldene Kette umgehängt, führt ſie an. Andere gleichgekleidete folgen, dann Einige eben ſo in ſchwarzer, grüner und blauer Farbe. Es ſind die Facultäten, den Rector Magnificus an der Spitze. Die Rechtsgelehrten ſind roth, die Theologen ſchwarz, die Aerzte grün und die Philoſophen blau. Der erſte Bürgermeiſter, mit breiter Goldkette, führt den Magiſtrat. Dann folgen Livreebediente mit Fackeln, hierauf ein Trupp Soldaten, und nun ſtrömt, lautbetend, ein Volksſchwall ohne Ordnung, den Roſenkranz haltend, nach, während die türkiſche Trommel der Muſikchöre bald zu Galopp, bald zum Walzer, den lärmenden Tact ſchlägt. —

Der Zug iſt vorüber; die Muſik währt fort. Ruhige Spaziergänger füllen die mit Dielen belegte

Straße, und treten auf jene Blumen, welche der ſiegenden Kirche geſtreut wurden. Mit dem Zuge iſt ſelbſt in den Gemüthern der Frömmſten die Andacht verſchwunden.

Man muſtert Geſichter und Toiletten, oder läßt ſie an ſich muſtern, man freut ſich auf feſtliche Mahlzeiten, auf Fahrten in's Freie, auf die Oper, die trotz des ſchönſten Wetters, Anziehungskraft genug beſitzt.

Der Zug iſt nun in andern Quartieren der Stadt — man ſieht und hört nichts mehr davon; aber die Menſchen ziehen noch immer hin und her, die Truppen halten in den Straßen, und die Muſik ſpielt abwechſelnd, immerwährend fort. Dieß und das Geläute deuten an, daß der Umzug ſeine Bahn noch nicht vollendet habe.

Endlich ſchweigen Glocken und Muſik, Equipagen durchrollen in allen Richtungen die Straßen der Stadt, um die Würdenträger und Hofbeamten, von der unwillkommenen Morgenpromenade ermüdet, nach Hauſe zu bringen; der Generalmarſch erſchallt, es iſt der König, der in die Reſidenz fährt, die im ſchönſten Laubſchmucke prangt, denn ſelbſt an die Façade des prächtigen Königsbaues lehnen die ſäuſelnden Zweige kleiner Birkenſtämme, und umfächeln die Werkſtücke der Ruſtica des Erdgeſchoſſes.

Die Menge verläuft ſich, alle Fiaker werden in Beſchlag genommen, um in die Gegend auszufliegen. Man iſt mit der Kirche ganz fertig; denn die Meſſen,

die am Frohnleichnamstage gelesen werden, finden früh am Morgen Statt, und wer wird nicht ihrer theilhaft gewesen seyn?

In dem protestantischen Norddeutschen erregt das Fest ein seltsames Gefühl. Manches dabei macht einen feierlich erhebenden Eindruck — das Ganze erregt eine freudige Stimmung. —

Eine junge Schauspielerin aus der Fremde, die dieß Alles zum Erstenmale sah, konnte sich nicht erwehren an Schillers Jungfrau von Orleans zu denken; ein Berliner Doctor ärgerte sich, daß der Zug nicht auch durch seine Straße ging, da es doch für das Publicum wäre; ein Anderer hatte Alles verschlafen, und sagte: „in Berlin würde so etwas stets durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht!“ —

Staatsmänner.

„Das öffentliche, wie das Privatleben der Staatsmänner gehört der Preſſe.“

Brougham.

Das Panorama bedarf der Staffage. Es zeige uns Menſchen, die vorübergehen, in Gruppen ſtehen und Straßen und Plätze beleben. Unſer Bild verlangt Treue und Wahrheit. Ergreifen wir die Gelegenheit! Die Frohnleichnamsproceſſion zog eben an uns vorüber. Die Herren in grande tenue machten ſich uns ſehr bemerkbar, wer kennt ſie? wer wollte ſie nicht kennen? Biographien können hier nicht verlangt werden, wer dieſe wünſcht, den verweiſen wir auf das Converſationslexicon und die Zeitgenoſſen. — Der dicke Herr dort iſt der Fürſt von Löwenſtein, jener der Graf Seinsheim, der hier — —

„Halt! Halt! wer will das wiſſen?“ Nenne mir die berühmten, von denen wir ſchon in der Fremde hörten.“ —

„Aber, mein Himmel! Doch — wie Ihr wollt! —

Alſo aufgepaßt — und wem's beliebt, der höre zu: er wird ein Geſchwätz am Fenſter belauſchen, während die Herren vorüberziehen. Nichts weiter. —

Von Bayern's Staatsmännern, die in der großen, vielbewegten Zeit, dazu beitrugen, ihm ſeine jetzige Stellung zu verſchaffen, ſind Wrede und Montgelas zu nennen. Beide Greiſe, doch Erſterer noch in voller Wirkſamkeit, während der Letztere, obſchon noch rüſtig, ſeit geraumer Zeit, von der öffentlichen Thätigkeit zurückgezogen lebt. Beide ſind nicht in Bayern geboren, ſondern aus dem jetzigen Großherzogthume Baden abſtammend. Fürſt Wrede war Forſtbeamter in der Gegend von Heidelberg. Graf Montgelas kam als ein unbemittelter Cavalier mit Carl Theodor nach München; ſeine Familie iſt im Piemonteſiſchen heimiſch.

Der Fürſt von Wrede, Feldmarſchall und Staatsminiſter, genießt allgemeines Vertrauen und Liebe. Die junge Armee blickt zu ihm, wie zur Oriflamme empor, und die älteren Offiziere, der alten Tage eingedenk, halten ſich unter ſeiner Führung noch für unüberwindlich. Er iſt ein hoher, ſchöner Greis, von impoſantem Aeußern; den Ernſt des Kriegers in ſeinen Zügen, mildert ein Ausdruck von ſchlichtem Geradſinn, neben der Hoheit ſeines Anſtandes ſchreitet eine Bürgerlichkeit, und das, was die Geburt, das, was das Leben aus dem Manne gemacht haben, verſchwiſtert ſich ausdrucksvoll in ſeiner Erſcheinung. Daſſelbe findet auch in ſeinem Benehmen Statt, und während die Feſtigkeit und Entſchloſſenheit ſeinen

Handlungen den Stempel aufdrückt, ſetzt Biederkeit und Unumwundenheit die nöthige Milderung hinzu. Seine Reden bei öffentlichen Veranlaſſungen, ſeine Sendung in den Rheinkreis, mögen als Belege dienen. Unter Napoleon war das Glück an die Fahnen des Feldmarſchalls gekettet, ſo gut wie an die der franzöſiſchen Marſchälle; mit dem Tage von Moskau verließ es auch dieſe. Später war Glück und Unſtern mehr auf Wrede's eigene Rechnung zu ſetzen. Sein Feldherrntalent wird von Niemand in Zweifel gezogen, und man ſprach in München oft davon, daß bei Ausbruch eines Krieges der Oberbefehl der deutſchen Bundesarmee keinem andern als ihm anvertraut werden würde. Anſehen und Erfahrung hätte der Fürſt auf ſeiner Seite, ob aber das alte Glück noch ſo unterthänig ihm wäre, iſt nicht vorauszuſetzen. Es haben während eines langen Friedens, tüchtige Köpfe Zeit genug gehabt, über neue Theorien zu grübeln; im Schooße dieſes Friedens können ſich Syſteme gebildet haben, vor denen alle frühere Erfahrungen nicht Stand halten. Das Glück iſt ſtets mit dem jungen, aufſtrebenden Geſchlechte, und dieſem gehört die Welt. Was nützten die Helden des ſiebenjährigen Krieges dem preußiſchen Heere bei Jena? Sie ſaßen, krummbuckelig, mit ſteifen Zöpfen, um welche ein dürrer Lorbeer rankte, auf hohen Gäulen, und ließen ihre Leute prächtig ſchwenken, und „kehrt“ machen, und präſentiren — und ein Haufen Geſindels, ohne Uniform und Exercitium, mit Pfeifen und Löffeln in den Korren

und Hüten, kam ſingend und herantänzelnd, und jagte ſie vor ſich her. — Und was ſchuf im Jahre 1813 aus hundertmal geſchlagenen Soldaten, mächtige Helden? Nennen wir es Glück, Begeiſterung, Talent. Dieß Alles liegt außer unſern Berechnungen. Oft freilich wirkt ein altes, belorbeertes Haupt auch wunderbar auf ein Heer, und dann iſt es gleich ob noch Kraft und Leben in ihm wohne, oder nicht. Lebte der alte Blücher, ſtumpf und ſchwach, würde ſeine Nähe noch auf preußiſche Krieger wirken. Wäre er auch nichts mehr als die auf's Pferd geſetzte Leiche des Cid, um den Feinden Entſetzen einzujagen. Das wäre aber auch der Einzige. Der alte Blücher iſt eine ſo volksthümliche Figur, daß er in Kurzem ſchon der Sage angehören wird. Alle trockenen Biographien des originellen „Vorwärts" ſollten vernichtet werden, um die Tradition das ſchöne Wundergeflecht um ſeinen Namen ungeſtörter ſpinnen zu laſſen.

Mit Wrede iſt es ein Anderes. Wrede müßte in der That commandiren und Schlachten liefern. Dabei treten andere Chancen ein. — Obgleich das häusliche Leben des ausgezeichneten Mannes hier nicht berührt werden ſoll, ſo darf doch nicht verſchwiegen werden, daß — nach dem Beiſpiel vieler Krieger des Alterthums — der Friede aus unſerm Helden einen Landmann gemacht hat. Mit großer Vorliebe verlegte ſich der Fürſt auf die Verbeſſerung, ſeiner ihm geſchenkten Herrſchaften, und ſpendete bedeutende Summen dahin. Nicht immer krönten glückliche Erfolge

die gemachten Verſuche, doch zeigten ſich nach und nach im Ganzen günſtige Reſultate. Bei einem nur mäßigen fürſtlichen Einkommen, repräſentirt der Marſchall jedoch ſeinem Stande gemäß. Er iſt wohl als das Haupt der bayeriſchen Diplomatie in dieſem Augenblicke zu betrachten.

— — Es war eine Zeit als Montgelas in Bayern allmächtig herrſchte. Er war dirigirender Miniſter, im eigentlichſten Sinne, der alle Zweige unter ſeinem Reſſort vereinigt hatte. Mit großer Klugheit regierte er den Staat nach Außen, und ſeine Politik gegen Napoleon wird von allen Parteien gerühmt. Auszeichnungen aller Art lohnten ihn, unter andern erhielt er die Königskrone auf einem Kiſſen, für das Mittelſchild ſeines großen Wappens, und die Grafenkrone darüber. Seine innere Verwaltung entging jedoch dem Tadel nicht, und man erinnert ſich noch, wie im Jahre 15 die Stimmung gegen ihn war, und wie ſie ſich in Druckſchriften gegen ihn auszuſprechen wagte. Jetzt, wo alle dieſe Parteiungen ruhen, wo jüngere Zerklüftungen im politiſchen Leben unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, fährt der alte Graf Montgelas gänzlich unbeachtet durch Münchens Straßen. Sein Tusculum, wo einſt Hunderte von Sollicitanten auf ſein Lever warteten, und die ganze Diplomatie ſich hinzudrängte, iſt jetzt ein recht artiges Wirthshaus, wo man den Sommer über wohnen kann; und in dem Zimmer, von wo aus Montgelas über Bayern blitzte, überſetzte ich im vergangenen Jahre Janin's

Ansichten der Zeit und des Lebens. — Die Entlassung dieses Ministers geschah auf eine sehr auffallende Weise. Er erwartete den König, der sich ihm hatte ansagen lassen. Er ließ die große Pforte seines Hôtels öffnen, die Dienerschaft in Galla austreten, und er selbst stand zum Empfange bereit. Gewöhnlich bezeichneten einen solchen Tag neue Auszeichnungen, neue Gnaden. Die festgesetzte Stunde war längst vorüber, und er harrte noch immer; die Zeit rückte näher, wo der König zur Tafel zu gehen pflegte, und alle Hoffnung war verschwunden; des Günstlings Unruhe wuchs von Minute zu Minute. Endlich erscheint ein Hofcourier, ein Schreiben mit dem großen Siegel in der Hand. Graf Montgelas zieht sich zurück, um es zu lesen: es enthielt seine Entfernung vom Staatsruder. Diese Intrigue war so fein gesponnen, und erscheint noch jetzt Leuten, die ganz in der Nähe standen, und von denen ich diese Geschichte habe, so räthselhaft, daß es mir unmöglich wird, etwas Näheres hinzuzufügen. Es scheint fast als ob der König am Morgen selbst noch nichts beschlossen hatte, und vielleicht durch besondere Ursachen zur schnellen Ausführung gedrängt wurde. Später gewann Montgelas wieder großen Einfluß, wenn er auch nie mehr ein öffentliches Amt bekleidet hat. — In seinem Aeußern zeigt sich der feine Diplomat. Das Gesicht ist sehr ausgezeichnet, und doch dabei ohne allen Ausdruck. Es sollte dem schärfsten Beobachter schwer werden, aus diesen Zügen etwas anderes, als Gleichgiltigkeit und dann und wann spä-

hende Aufmerkſamkeit zu leſen. Sehr feines, weißes Haar bedeckt den Kopf, der noch immer nach einer zierlichen Weiſe friſirt erſcheint, die eben ſo wenig altmodiſch als modern genannt werden kann; und ſo iſt auch die ganze Kleidung. Des Podagra's wegen ſtecken die Füße in weiten Sammtſtiefeln. Die Augen ſind ſchwarz und ſtechend; Naſe und Kinn ſind bedeutend hervorſtehend, faſt jüdiſch, der Mund iſt ſehr breit. Ein kleines, fettes Hündchen, das im Winter gekleidet erſcheint, begleitet den greiſen Miniſter überall. Er beſitzt ein großes Vermögen und überdieß noch eine bedeutende Penſion von mehr als 30,000 Gulden.

— — Ein anderer, alter Miniſter iſt der Freiherr von Zentner, der in jüngern Jahren Profeſſor in Heidelberg war. Er hatte das Portefeuille der Juſtiz, und iſt nunmehr, obgleich von allen Geſchäften entfernt, dennoch dem Leben und ſeinen Erſcheinungen, faſt mehr als, für ſolches Greiſenalter, gebührend zugewendet. Obgleich hinfällig, und faſt nicht mehr im Stande ohne Hilfe zu gehen, iſt der Freiherr von Zentner ſtets nach der neueſten Mode gekleidet. Seine Perücke ſchließt knapp an die eingefallenen Schläfen, und krönt ſeinen blanken Scheitel mit einem Schmuck üppigen Haares. Seine Wangen erſcheinen leicht geröthet, und Augenbraunen und Backenbart von einem jugendlichen braun; ſelbſt die Runzeln ſind nach Möglichkeit geglättet. Nun denke man ſich aber den Contraſt! Der Mund iſt ſtets, des kurzen Athems

wegen geöffnet; besonders hängt die Unterlippe schlaff herab; und die Augen schwimmen erloschen nach oben, und große Säcke erstrecken sich bis zur Hälfte der Wangen. Dieser wunderliche Greis ist fast immer im Theater; er fehlt in keinem Conzerte, und öffentliche Bälle besucht er noch, wenn das Gedränge selbst am Stärksten ist. Nur mit Mühe bewegt er sich ohne Hilfe fort, und oft hat es sich schon ereignet, daß er ohnmächtig wurde, deßungeachtet hat ihn seine Liebhaberei noch nicht verlassen. Er ist wohl schon an achtzig Jahre alt. Seine Pension besteht in 20,000 Gulden.

Unter den jetzigen Ministern ist vor Allen der Fürst von Wallerstein zu nennen. Ein junger, schöner Mann, von einer sehr einnehmenden Persönlichkeit. Er hat, nach seiner Neigung, ein bürgerliches Mädchen geheirathet, und soll sich einer recht glücklichen Häuslichkeit erfreuen. Es kann nicht geläugnet werden, daß der Fürst Talente besitzt, und bis jetzt auf seinem Posten sich gut zu behaupten wußte. Er hegt große Vorliebe für alle statistischen Arbeiten, und mehre haben schon, durch Anfertigung solcher, die unbedeutendsten Gegenstände betreffend, sich in seine Gunst gehoben. Auf das Zeitungswesen, legt er grosses Gewicht, um die öffentliche Meinung zu beherrschen. Er übt hierin einen großen Einfluß auf alle in München erscheinenden Blätter aus. Wer zum Erstenmale mit ihm spricht, ist von ihm bezaubert, denn er ist die Freundlichkeit und Artigkeit selbst, und

ſoll nicht im Stande ſeyn, etwas direct abzuſchlagen. Freilich gewährt er auch nur ſelten, aber die Hoffnung iſt ſo ſchön, und dieſe weiß er trefflich zu nähren. Später pflegen ſich dann freilich die Meinungen der Bezauberten, über ihn, und zwar oft zu ſeinem Nachtheil, zu berichtigen.

Auch dem Miniſter des Auswärtigen, Freiherrn von Gieſe, werden bedeutende Talente zugeſchrieben. Er iſt ein noch ſehr junger Mann, der wunderbar ſchnell ſeine Carriere gemacht hat. Er iſt bürgerlicher Abkunft, und der Erſte in ſeiner Familie, der den Freiherrntitel derer von Gieſe, führt. Der jetzige Juſtizminiſter, Freiherr von Schrenk, war, gleich Zentner, Profeſſor, und vereinigt ſeltſam genug mit ſeinem Portefeuille die Präſidentſchaft der Kammer der Abgeordneten.

Der Herzog von Leuchtenberg.

Nachdem der corsische Adler mit bluttriefenden Schwingen in's Meer gesunken war, und den Geist aufgegeben hatte, trat eines Morgens ein schöner, hoher Mann, einfach gekleidet, in das Vorzimmer der Tuilerien, und sprach zum Kammerherrn des Königs: „Seyn Sie so gütig, mein Herr, Eugene Beauharnais zu melden.“ Der alte, fette Mann in seinen weiten Sammtstiefeln, die von Moschus dufteten, hörte es durch die geöffnete Thür, und rief laut: „Lasset den Prinzen Eugene hereintreten!“ — So hatte denn, der einst der Sohn des Mächtigsten gewesen, und an seiner Statt das schönste Königreich der Welt beherrscht, den Prinzentitel gerettet. Er war der „Prinz Eugene,“ weil Ludwig **XVIII.** es so wollte. Der Prinz ging nach München an den Hof seines herrlichen Schwiegervaters, und der gab ihm, wie ein guter Vater zu geben pflegt, das Beste was er hatte, so viel er nur immer konnte, das Fürstenthum Eichstädt, nebst dem Herzogthum Leuchtenberg obenein. Man war damals nicht überall damit zufrieden, daß der Napoleonide sich

ſo gemächlich zur Ruhe ſetzte; man wollte ihn in andern Verhältniſſen erblicken. Sein frühzeitiger Tod jedoch hat Alles mit ihm ausgeſöhnt. Er ſtarb übrigens zur rechten Zeit; einige Jahre ſpäter, und er hätte den Aerger gehabt, den architectoniſchen Witz anzuſtaunen, der ſeinem Palaſte gegenüber ein öffentliches Gebäude, das überdieß noch mit einem Wirthshausſchilde prangt, aufführte, welches ganz vollkommen den Doppelgänger dazu macht, und ein ſo enges Gäßchen vor ſeinem Portale bildet, daß es ihm unmöglich wäre, ſechsſpännig heraus zu fahren.

So lang er lebte, genoß er noch der freien Ausſicht aus ſeinen Fenſtern.

Das Andenken des edeln Herzogs lebt noch in den Herzen vieler Münchener, deren Wohlthäter er geweſen; und der Fremde findet noch Erinnerungen an ihn in der St. Michaelskirche, wo das Denkmal von Thorwaldſen ſteht, und im beſagten Palaſte, wo die Gemäldeſammlung jeden Donnerſtag dem Publicum geöffnet iſt.

Die erſte Unbill widerfuhr in München dem Herzog offenbar durch den, der ihm den Palaſt erbaute. Er, der in den Zeiten des Glückes ſo herrliche Paläſte bewohnte, mußte es doppelt ſchmerzlich empfinden, jetzt einen ſolchen bewohnen zu müſſen. Wer die neuern Werke deſſelben Architecten ſieht, kann ſich nicht genug über dieſen Palaſt verwundern. Man ſagt freilich, der Herzog habe nur eine beſcheidene Wohnung verlangt, aber welche unanſehnliche Beſcheidenheit iſt

dieß? oder welche falsche Bescheidenheit des Architecten, der sein bedeutendes Talent so verbergen wollte? Man weiß nicht, was man mehr anstaunen soll! Doch die Münchener wußten es besser. Sie staunten den Architecten und den Palast an, und bewunderten Beides, und lange galt in München das Leuchtenbergische Palais für ein Wunderwerk der neuern Baukunst. Je nun! man komme her und schaue! — Die letzte Unbill war aber das Denkmal in der St. Michaelskirche. Hier lieferte der berühmteste Künstler seiner Zeit nur Steine. Thränen fleheten zu ihm, und er konnte sich nur zur starren Form, ohne Seele und Leben, erheben. Selbst das Colorit des Steins mindert den Effect, es ist voll bläulicher Adern, und dieß gibt dem menschlichen Körper ein widerliches Aussehen. Das Bezeichnendste daran ist offenbar die Devise: „Honneur et Fidélité," sie verleiht dem Manne im römischen Kriegergewande, der darunter steht, das rechte Licht. Es spricht sich darin eine edle Rechtlichkeit aus.

Alle diese Denkmale, so mangelhaft und klein, füllen dennoch das Herz mit Rührung, und wenden den Geist zur Betrachtung. Sie mahnen an die untergegangene Weltherrlichkeit, an ihre Trümmer, die nun auf St. Helena, und in München, und in der Kapuzinergruft zu Wien vermodern. Der Felsblock im wilden Felsenthale, und das bläulich schillernde Steingespenst in St. Michael, und der stumme Sarg

bei den Kaiſergerippen — Vater und Söhne! welche Schickſale! welche Menſchen!

Die Gemäldegallerie des Herzogs wird ſolcher Stimmung die meiſte Nahrung geben. Es iſt, nach den gewöhnlichen Begriffen, nur ein Kabinet, aber vorzügliche Stücke werden daſelbſt angetroffen. Man bewundert Canova's Grazien dort, und andere Herrlichkeiten. Jeder Catalog führt ſie auf. Von dieſem Allem will ich hier nicht ſprechen. Seht Ihr aber jenen Stuhl — jenen Tiſch — jenen Schemel — jenen kleinen Tempel? Tretet näher, das will ich Euch erklären.

Jener Stuhl iſt nicht entfernt ſo prächtig und modern, wie man ihn wohl heut zu Tage verfertigt. Das macht: es ſind ſchon dreißig Jahre und darüber verfloſſen, ſeitdem er fabricirt wurde.

Nach der Revolution, die alle Pracht zerſtört hatte, wagte man wieder dieſe erſten, und doch ſchon kühnen Schritte, denn die Arbeiter erſchöpften in der That ihren Witz, um das Prächtigſte zu ſchaffen; der Stuhl war beſtimmt, dem mächtigſten Mann zu dienen; er war lange Jahre hindurch der Sitz des erſten Conſuls, deſſen er ſich an ſeinem Arbeitstiſche in Malmaiſon bediente.

Es iſt ein tüchtiger, ſtarker Stuhl von bois d'Acajou, mit kleinen Leiſten von Bronce im engliſchen Geſchmacke, und dieſe Pracht war damals ganz hinlänglich für den größten Mann des Zeitalters. Wir haben es jetzt viel weiter darin gebracht, aber wir beſitzen

nicht einmal einen solchen Mann für unsere prächtigsten Sessel!

Daneben steht ein langer Tisch von demselben Holze, rings umher läuft eine niedrige Gallerie von Bronce, und eine Menge Schubladen sind bemerklich. Dieß war Napoleons Arbeitstisch! Respect davor! — Ein kleiner Zettel, der auf dem Tische liegt, besagt, wie lang der Kaiser sich dieses treuen Möbels bedient habe. Der Tisch war nie launenhaft, stets geduldig und verschwiegen, der Kaiser liebte den wackern Diener. Die Arbeiten, die an diesem Tische verfertigt wurden, kennt die Welt. Es waren die einzelnen Stücke und Kapitel der Memoiren des Kaisers, die er anfänglich in die Journale einrücken ließ, mit der Unterschrift: die Fortsetzung folgt. Lyrische Gedichte hat er nie verfaßt, weder auf Gegenden, noch an Personen. Seine Novellen schrieb er nie auf, er pflegte sie mündlich zu erzählen. Neben seinem eigentlichen Berufsgeschäfte hatte er das meiste Talent zum Kritiker. Er soll an diesem Tische auch dieß Talent geübt haben.

Das Seitenstück zu diesem Tische sah ich einst in Fontainebleau. Es war eine Art von kleinem, rundem Tisch, die man Psyche nennt. Wenige Tage vorher — das wurde mir versichert — hatte hier Napoleon die Abdicationsacte unterschrieben. Ich betrachtete Alles mit großer Aufmerksamkeit, und sah nichts als ein braunes Holz, welches hin und wieder Schrammen zeigte. Die andern Möbel der kaiserlichen Zimmer

waren beſſer erhalten. Ich bildete mir damals ein, es wäre heftig bei der Unterſchreibungsſcene zugegangen, man könnte das Schreibzeug hin und her gerückt haben, und davon rührten jene Spuren her. Offenbar war ich im Irrthume; nur der Zufall hatte einen alten, gebrauchten Tiſch zu jenem Dienſte herbeigeſchoben; Alles war ja vorher abgemacht, und ein einmaliges Eintunken genügte, um das Wort „Napoleon“ zu ſchreiben, beſonders wie er ſelbſt es ſchrieb.

Nun zum Tempel. Die ſchönen vergoldeten Adler daran ſind von dem Silberzeuge, das dem Kaiſer nach St. Helena gefolgt war, und das wieder in den Beſitz der Familie kam. Alles iſt hier Reliquie. Gemmen, koſtbare Steine, womit das kleine Kunſtwerk reich geſchmückt iſt, haben eine hiſtoriſche Bedeutſamkeit, und rühren von dem her, deſſen Bild in Bronce unter der Kuppel aufgeſtellt iſt. Das Ganze iſt ein rührendes Familiendenkmal, nichts weiter. —

So intereſſant es mir war, dieß Alles zu ſehen, ſo unbegreiflich war es mir, dieß Alles hier zu finden. Gehörte es in ein Cabinet von Kunſtwerken, das dem Publicum geöffnet wird? Was ſoll Napoleon's Schreibtiſch neben Canova's Grazien, die er nicht einmal daran zu beſingen im Stande war? Wenn die Engländer Napoleon's Wagen dem Publicum für Geld zeigten, wenn in Paris ſelbſt der ächte Chapeau de l'île d'Elbe noch heute als Aushängeſchild unter Glas ſervirt — ſo iſt der Grund leicht einzuſehen; warum

aber die nächsten Verwandten des Kaisers die von ihm ererbten Möbel in ihre Kunstgallerie stellen, und zugeben, daß ein mit Haaren bewachsener Malerjüngling sich zu Napoleon's Arbeitstisch setzt, um das abgehärmte Profil von Petrarca's Laura zu copiren — wer erklärt das? —

Seit Eugenes Tode ist die Gallerie nur durch ein einziges Bild bereichert worden. Es ist Napoleon's Portrait im großen Costüm, brillant gemalt, und das Sprechendste, welches ich jemals sah. —

Jetzt steht der Palast verödet. Kein Fest wird hier mehr gegeben; die weiten Küchenräume hallen nicht mehr wieder von dem Rufe der chefs - d'office und von dem Wirken der Köche, die Fenster sind verhängt und geschlossen, die Thüren der Säle öffnen sich nicht, das niedliche Theater bedeckt Staub und das Gewebe ungestörter Spinnen. Nur im Keller regt sich dann und wann ein Lebenszeichen. Der jetzige Herzog August veranstaltete dort, inmitten seiner Fässer und Flaschen, ein déjeuner de garçon während seiner letzten Anwesenheit in München.

Die ganze Familie des Herzogs lebt fast beständig auf Reisen, und verzehrt ihre höchst bedeutenden Revenuen in der Fremde. Der Herzog ist der reichste Mann in Baiern, dessen Einkommen größer ist, als das des Königs. Dabei ist er jung, kaiserlicher Prinz von Brasilien, und als solcher „Kaiserliche Hoheit," in Baiern jedoch nur „Hoheit," ohne das Prädicat einer „Königlichen" zu genießen.

Das Bildniſs.

Fabelhafte Träumer haben gewiſſen Bildniſſen oft geheime Kräfte zugeſchrieben. Ich verwahre mich, hier nicht jene wunderthätigen Abbildungen zu verſtehen, die der Glaube ſeit Jahrhunderten geheiligt hat, und zu denen Millionen wallfahrteten, um ſich Troſt, Heil und Frieden zu holen. Kann ich auch dieſen Bildern mein wundes Herz nicht entgegentragen, gleich jenen frommen Wallern, ſo verehre ich den Glauben, der die Menſchheit ſo zu beſeeligen vermag, und beuge mich vor dem Geiſte, der ihn ihr zum Geſchenke machte.

Nur jener phantaſtiſchen Hirngeſpinnſte wollte ich ſpotten, womit müßige Dichter ihre vielleſenden Zeitgenoſſen gern zu unterhalten pflegen. — Dem einen Bilde ſollen z. B. unheilbringende Augen zu Theil geworden ſeyn, das andere iſt mit vergifteten Farben gemalt, und tödtet, wer es anſieht; dieß Bild fällt vorbedeutungsvoll von der Wand, dem Maler jenes Bildes ward die unſelige Kraft von finſtern Mächten verliehen, daß jeder von ihm Gemalte, eine ſichere, ſchnelle Beute des Todes wird. So wenig mich ſolche Erfindungen anzuregen und zu erſchüttern vermögen,

eben so wenig kann ich begreifen, warum sie da sind. Das Natürliche kann mich oft wunderbar ergreifen, das Wunderbare mich selten natürlich rühren.

Und doch sah ich ein Bild, bei dessen Anblick mich Schauer ergriffen; ein Bild, dessen Augen mich schrecklich anstierten, obgleich der Maler gewiß diesen Ausdruck nicht hineinlegte; denn dieser Maler wähnte nicht, daß er mit seinem unschuldigen, weichen Pinsel eine rächerische Waffe schmieden würde, vor welcher Wangen erbleichen, Kniee schlottern, Häupter sich in den Staub beugen würden?...

Howald würde unbedingt den armen Maler dem finstersten Geschicke weihen; ich kann ihm nicht zürnen. Er gab die Züge des Originals getreulich wieder, aber er war nicht im Stande, alle die Nüancen von Freundlichkeit, welche dieses Gesicht oftmals beleben, in dem Bilde zu vereinigen; dafür gab er ihm Hoheit und Ernst, und ließ die Milde fort, als hätte er dennoch eine Ahnung gehabt, von der entsetzlichen Bestimmung des Bildes.

Ich stellte mich davor, überwand den Schauer und starrte es lange an. Ich suchte Alles zu vergessen, was ich von dem Bilde wußte und las in den Zügen. Am Ende wurde ich vertrauter damit, als ich anfangs denken konnte. Mein Fuß stand fest, der Boden wankte nicht unter mir, Alles war ringsumher ganz gewöhnlich. Was ist's denn weiter? dachte ich. Was ist Schmach, was Buße? Es ist eine kindische Strafe, über die man lachen sollte! Abbitte

vor einem Bilde! Wie erhaben muß ſich ein geheimer Juſtizrath, oder ſo etwas dünken, der ein ſolches Geſetzbuch verfaßt hat! — Es iſt Mode geworden, die Hofräthe als luſtige Perſon und ſtehende Maske, in der neueſten Literatur zu gebrauchen; Juſtizräthe aber ſind wahrhaft ernſte, fürchterliche Figuren! Man kommt darauf, wenn man ſo manches Gerichtsverfahren in der Nähe betrachtet, wo der Verdacht ſchon hinreicht, den Angeklagten als Verbrecher zu behandeln, wo die Milderung des Urtheils der Gnade ſpottet, und eine Freiſprechung weder Genugthuung noch Entſchädigung zu geben vermag. Und wir nennen das Verfahren der Inquiſition fürchterlich? Wir preiſen uns glücklich, daß die ſtrenge Frage abgeſchafft iſt! Die Tortur währte nur Augenblicke und brachte Tod oder Freiheit; eine Verurtheilung zum Zuchthauſe währt ſechszehn Jahre, und wer nicht gehörig Wolle kratzen kann, dem wird ſo lange an der Nahrung abgebrochen, bis es ihm geläufig von der Hand geht. Tolles Menſchengeſchlecht! Wie erziehſt Du Deine Kinder? Zuerſt ſchickſt Du ſie in die Schule, gibſt ihnen helle Lehrer, und nährſt ihren jugendlichen Geiſt mit dem Marke des Schönſten und Größten, was alle Zeiten hervorgebracht; dann ſchickſt Du ſie in die Schule des Elends, bevölkerſt Zuchthäuſer mit ihnen, lehrſt ſie Jammer und Noth, zeigſt ihnen das nackte Verbrechen in ſcheußlicher Nähe, wo ſie athmen müſſen den ſtinkenden Hauch, den die Lungen des Diebes, des Mörders, des Schänders, des Brandſtifters von ſich ſtoßen; wo ſie mit Canaillen

Brüderschaft trinken müssen, oder von ihren Ketten erdrosselt werden; wo sie Buhlschaft treiben mit Giftmischerinnen, während der Messe in der Kirche den Kerkermeistern und Aufsehern zum Trotz, so ähnlich den Verbrechern an verbotener List und betrügerischer Schlauheit, und nur dümmer und minder unglücklich als sie.

Wenn die Strafzeit einmal um seyn wird, wenn die Kerkerthüren sich öffnen dieser gepriesenen Besserungsanstalten, und die unfreiwilligen Fabricanten, heraustreten werden in die Gesellschaft, dann werdet Ihr zurückschaudern vor diesen Ungeheuern, die Euere Weisheit aus armen Verirrten bildete!....

— — — Ein Jüngling wurde vor das Bild geführt; er sah bleich, er schwankte; sein Auge vergoß häufige Thränen; Alles war gerührt; man verzeiht der Jugend so leicht solche Weichheit. Die Abbitte wurde ihm vorgelesen — er ward ohnmächtig. —

Der Act war vorüber, und er wurde in's Zuchthaus abgeführt. —

Und droben an der Wand hing das Bild, das der Maler gemalt, mit den strengen Zügen, das keine Reue versöhnt, kein Schmerz rührt.

— — Nach einigen Monaten wurde der Jüngling freigesprochen. Ein höherer Gerichtshof hatte den ersten Urtheilsspruch cassirt. „Ein neuer Daniel war gekommen!“ — Da trat ich wieder zu dem Bilde. — Aber es hing unverändert, kalt, ernst und streng an der Wand. Weder Reue noch Buße, weder Schuld

noch Schuldloſigkeit vermögen dem Bilde eine Aenderung zu geben; und zu ihm müßt Ihr Euere Andacht tragen? Was hat es denn nun vor andern Bildern voraus? Waren doch die Verfertiger von Wunderbildern darauf ſtets bedacht, deren Augen mit einem künſtlichen Mechanismus zu verſehen, damit ſie ſie verdrehen, Thränen vergießen, oder ſchließen konnten. Wollt Ihr, daß mit dem Bilde Abgötterei getrieben werde, ſo thut desgleichen, ſonſt glaubt man nicht daran. —

—— Nur wenige Tage freute man ſich der Losſprechung des Jünglings, der ſie ſelbſt nie erfahren hat, denn abermals trat die Anklage vor Gericht, und ſogleich wurde die ſchon halbgeöffnete Kerkerthür auf's Neue geſchloſſen. — Und ich ging wieder in den Saal, wo das Bild hing, und blickte hinan, lang und ſcharf — aber es blieb immerdar daſſelbe. ——

Es vermag nicht zu lächeln, wenn der Spötter ſich naht, der den Dünkel eines Comödianten verletzte; es vermag nicht zu erheben, wenn der reumüthige Verbrecher, nicht zu lindern, wenn der unſchuldig Gekränkte, nicht zu begnadigen, wenn der Bedauernswürdige, der Unbeſonnene, Verleitete ſich zur Abbitte nahen.

Aber der Abbitte, der Buße ſollte die Gnade ſtets folgen.

Gnade? wer bedarf denn Ihrer? —

Jean Paul erſchien einſt ſehr ſpät in einer Geſellſchaft des Präſidenten von Schlichtegroll, welche der-

ſelbe nur des geprieſenen Dichters wegen geladen hatte. Man erkundigte ſich von allen Seiten ſehr theilnehmend nach der Urſache ſeines langen Ausbleibens. Er ſey in Nymphenburg geweſen und habe den König geſprochen, war die laconiſche Antwort. „War Seine Majeſtät gnädig?“ fragte ein beſternter Herr. „Gnädig? mit mir?“ entgegnete Jean Paul, „bin ich denn ein Verbrecher?“ —

Nur dem Verbrecher ſchenkt Gnade; nur für ihn iſt den Hohen dieſe große, weite Macht von der Geſellſchaft übertragen. Der Glückliche, der Freie bedarf ihrer nicht; und es iſt eine Lüge, wenn man vorgibt, der Gnade zu ſeinem Glücke zu bedürfen; ein Wahnſinn iſt es, dieſe Lüge glauben; ein Verbrechen, ſie den Mächtigen glauben machen wollen. —

— Ich habe ein Mal ein dummes Ballet in Wien geſehen, worin ein Bild die Liebe eines jungen Mädchens erregt, während das Original des Bildes, verſteckt, vor Seligkeit darüber umkommen möchte. Nachdem die Fopperei lange Zeit gedauert hat, tritt es endlich ganz gekleidet wie das Bild, in deſſen Rahmen, und das Mädchen verſchwendet ſeine Liebkoſungen, ohne die Veränderung zu merken, eben ſo unbefangen als zuvor, bis es Wärme, Leben, Bewegung ſpürt, und erſchreckt fliehen will, von dem überglücklichen Originale aber feſtgehalten wird, und das Geſtändniß heißer Gegenliebe empfängt. So einfältig dieſe Idee iſt, ſo konnte ich ſie doch nicht los werden. —

Wenn das Original jenes Bildes die Thränen des Jünglings gesehen hätte, wenn es dann in den Rahmen getreten wäre, um sich mild herauszuneigen, eine Hand herauszustrecken, voll Segen und Gnade....

Ach! aber ich sehe wohl ein, daß das Alles nicht angeht, und daß eine dumme Balletidee, abgeschmackt und theatralisch wie sie ist, hier keine Anwendung finden kann. Bei solchen Arrangements muß ja am Schlusse stets getanzt werden, und wer sollte auf dem Kreis- und Stadtgerichte zu München, dazu wohl Lust, Laune, Heiterkeit und Kunst zeigen! —

— — Der höhere Gerichtshof hatte das Urtheil verworfen; und die Anklage wurde dennoch erneuert. „Das Recht will seinen Lauf," heißt es. Recht und Rache sind, dem Klange nach, im Deutschen viel zu nahe verwandt. Es kamen mir Gedanken, bei der Betrachtung des Bildes, die ich nicht niederschreiben will, aber ich verließ es mit herzlichem Bedauern. — Diese Strafe sollte abgeschafft werden aus dem baiernschen Gesetzbuche, sie ist zu seltsam und befremdend nach den Begriffen, die jetzt in der ganzen civilisirten Welt die herrschenden sind. Ist denn für den edeln, gesitteten Menschen, der körperliche Schmerz das Empfindlichste? Wer wüßte hierauf nicht zu antworten? Und heuchelte man nur Menschlichkeit, da man Folter, Spießruthen, Latten und Stockschläge abschaffte? —

Wann wird der gelehrte Justizrath erscheinen, der die Widersprüche in unsern Gesetzgebungen auszugleichen im Stande ist? —

Die Residenz des Königs.

Wenn man sonst durch das alte Schwabingerthor nach München kam, so sah man links ein graues, langes Gebäude mit zwei Stockwerken, und von zwei hohen Portiken geziert. Eine Wache davor, Löwen in Bronce, ein Brunnen, ein Muttergottesbild; dieß war das erste Residenzschloß des Königs, dessen südliches Ende in eine unregelmäßige Anhäufung verschiedenartiger Gebäude auslief. Die Façade war weder imposant, noch schön, obgleich frühere Beschreibungen Münchens ihr Beides in hohem Grade zugestehen. Das Innere dieses Schlosses umgibt mehre Höfe, die verschiedene Namen führen, und außer einigen Prachtgemächern enthält es Wenig, was eine besondere Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich zu ziehen im Stande wäre.

Der verstorbene König Maximilian ließ den nördlichen Flügel mit neuen Fenstern versehen und weiß anstreichen, um ihm auch von außen ein wohnlicheres Ansehen zu geben, und verlegte hieher seine Wohnung. Er selbst bezog den zweiten Stock, stellte Blumen und Vogelbauer vor die niedrigen Fenster,

und blickte hinaus auf die Baumgruppen des Hofgartens, und freuete ſich, wenn recht viel heitere Menſchen darunter ſpazieren gingen. Für die Königin waren im erſten Stocke einige Zimmer mit größerm Glanze eingerichtet worden, obgleich auch hier keine Verſchwendung herrſchte, und Alles ſo war, wie man es bei reichen Privatleuten alle Tage zu ſehen bekommen kann.

Hieran ſchloſſen ſich die ſogenannten Kaiſerzimmer voll überladener, altfränkiſcher Pracht, mit dem reichen Bette, woran die Vergoldung allein ſiebenmalhunderttauſend Gulden gekoſtet haben ſoll, und dem Spiegelſaale, dem Conferenzſaale u. ſ. w.

Dieſe Reſidenz genügte dem König Ludwig nicht, und er beſchloß, der Stadt eine Zierde, ſich ſelbſt und ſeinen Nachfolgern aber eine würdige Wohnung zu verſchaffen. So entſtand der neue ſüdliche Flügel der Reſidenz, oder wie man ihn in München zu nennen gewohnt iſt: „der Königsbau.“ Ich finde dieſe Benennung für „Palaſt, Schloß, Reſidenz,“ weder paſſend, noch ſchicklich. Bau bedeutet immer nur eine rohe, den nächſten Bedürfniſſen entſprechende Wohnung, daher das Wort von den Wohnungen gewiſſer Thiere gebraucht wird. Man ſagt z. B. der Bau des Fuchſes, der Dachsbau u. ſ. w.; nie aber iſt es wohl Jemand eingefallen, der Generalsbau, der Geheimeraths-bau, oder der Menſchenbau überhaupt, in dieſem Sinne zu ſagen.

Dieſer neue Flügel wurde von Klenze, dem die

Oberleitung faſt aller Bauwerke in München übertragen iſt, entworfen und ausgeführt. Der berühmte Palaſt Pitti in Florenz ſoll zum Modelle gedient haben, wer letztern aber kennt, weiß wie himmelweit beide Bauwerke von einander verſchieden ſind. Klenze's Gebäude haben meiſtentheils den Fehler, daß ſie ſich nicht hoch genug aus dem Boden erheben, und dieß war auch bei dieſem der Fall. Man war daher genöthigt, den Maximilian-Joſephs-Platz, auf welchem es ſteht, zu erniedrigen, um den Palaſt zu erhöhen, das heißt, er mußte ganz eigentlich ausgegraben werden. Die Façade iſt mit Kelheimer Sandſteinquadern bekleidet, die in nicht großen Stücken, zierlich behauen und facettirt gleich Diamanten, ohne andere Unterbrechung, als die der Fenſter, einen ziemlich monotonen und dabei nicht impoſanten Anblick gewähren. Die kleinen, gleichen, behauenen Quadern auf der großen Fläche verwirren das Auge, das gar keinen Ruhepunct findet. Weder Altan, noch Säulenwerk, weder Portale noch Werke der höhern Sculptur ſind vorhanden; die Fenſter in ganz gleicher Uniform, drei Guichets oder Thorwege, von nicht ſehr kühner Dimenſion, einige fein gearbeitete Pilaſter, die ſich von dem würfelförmigen Grunde nur wenig emporheben, und zwei mit Steingeländer eingefaßte Plattformen, das iſt Alles, was dieſe Fronte zeigt. Ringsum läuft nach italiäniſcher Sitte eine Steinbank, aber das Trottoir iſt, nach Münchener Sitte, aus jenen kleinen, ſpitzigen Kieſeln gebildet, die jeder Fremde

ſehr bald kennen lernt, und die für den Gehenden das ſind, was die Latten für den Liegenden, eine Tortur. Es iſt auffallend, daß dieſe Dornenbahn ſelbſt um die Wohnung des Monarchen, keinem menſchlich-bequemen Trottoir weichen durfte.

Wie Alles, was die letzte Zeit in München entſtehen ſah, iſt auch dieſer „Königsbau," vielfältig beſchrieben, d. h. bis zu den Sternen erhoben worden. Nach dem Willen des Königs mußte davon ausgegangen werden, aus ſeiner Wohnung Alles zu entfernen, was der vorübergehenden Mode huldigte und blos in Bezug auf dieſe, das Uebereinkommen und die Begriffe von Eleganz, und Comfort, ſeinen Werth erhielt. So edel und claſſiſch ſich der Sinn des Königs hierin zeigte, ſo ſcheint mir doch in der Ausführung, inſofern ſie wenigſtens bis jetzt erſichtlich iſt, zu weit gegangen zu ſeyn.

Wie? Unſere Erfindungen in dieſer Hinſicht, wie ſie jetzt ſo ſchön Geſchmack und Bequemlichkeit zu verbinden wiſſen, und wie ſie unſere Sitten und Gewohnheiten erheiſchen, ſollen mit dem Banne belegt werden? Eine ſeidene Tapete, ein weicher Fußteppich, Geſchirre von Porzellan, Kriſtall und Bronce, prächtige Spiegel, zierliche Meubel, ſchön drappirte Vorhänge, Alles das ſoll aus unſeren Wohnungen verwieſen ſeyn? dafür ſoll eine Unzahl von Bildern, durch Arabesken verbunden, in ſtetem Wechſel, einem wildverworrenen Reihen gleich, über unſern Köpfen an den Decken und Frieſen vorüberſchweben, während ein

kaltes, nacktes Stucco die Wände bekleidet, und nichts Wohnliches, nichts Trauliches, aus dieſen Wölbungen, Hohlkehlen, Architraven, Kaſſetten, Niſchen, Vergoldungen und ſchillernden Farbenſpielen, zu uns ſich niederſenkt. — Wie alle Bauwerke des neuern Münchens nur als Gehäuſe der Malerwerke, d. h. nur deßhalb entſtanden zu ſeyn ſcheinen, um der Malerei, Wände und Schirm und Dach zu gewähren, damit ſie ſich entfalten und ausbreiten möge, ſo iſt dieß auch bei der Wohnung des Königs der Fall. Thüren und Fenſter wurden ſo angebracht, um den Malern zu ihren Schilderungen die gehörigen Räume zu laſſen, und Schönheit und Bequemlichkeit mußten dieſer Bedingung weichen. —

Gegen Weſten liegen die Gemächer der Königin, groß, hoch und weit, die Ausſicht zum Theil nach einer engen Gaſſe bietend. Man wählte zur Decorirung, Darſtellungen aus den ältern deutſchen Dichtern, wie Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eſchenbach, und aus den neuern, jedoch ſchon geſtorbene, wie: Schiller, Göthe, Wieland, Bürger. Von lebenden Dichtern iſt keine Notiz genommen worden. Die Maſſe von Bildern iſt groß, die Farbengebung blendend, dazwiſchen laufen bunte, bald zierliche, phantaſtiſche, geiſtreiche, ſymboliſche Arabesken, die Bilder miteinander verbindend und doch wieder ſondernd; die Decken füllen gleichfalls mehrfarbige Kaſſetten, goldene Blumen und Laubwerk, die Wände Marmorſtuck in hellen Farben. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie geblendet das Auge iſt, wenn

es zum erstenmale auf diese Gegenstände blickt, wie fremdartig, überraschend sich das Ganze darstellt, und wie ein unbefangener Sinn, nach dem plötzlichen, schnell vorübergehenden Eindruck, leicht in Entzücken gerathen kann. Bei näherer Prüfung, bei mehrmaligem Wiederkehren drängen sich uns jedoch andere Betrachtungen auf, und es ist fast mit Bestimmtheit anzunehmen, daß ein späterer Regent Baierns, einfach geschmückte, wohnliche Gemächer, dieser bunten Ueberladung vorziehen werde. Bei der Fülle des Stoffes, bei der Größe und Zahl der Räume, der Kürze der gegebenen Zeit, und dem Mangel an wahrhaft ausgezeichneten Talenten, darf man nicht erwarten, hier Meisterwerke zu begrüßen. Das Bedürfniß schuf im Nu eine Anzahl von Malern, die anfänglich noch mit der Aufgabe, nach allen Richtungen hin, zu kämpfen hatten. Wie man von Tieck sagt, er habe erst während des Uebersetzens des Don Quixotte spanisch gelernt, so sind Einige von diesen Malern erst während der Arbeit zu Künstlern geworden. Kaulbach, Hiltensperger, Gassen, dürfen vor Allen genannt werden; Foltz versuchte sich in Darstellungen aus Schiller's Gedichten, und verläugnete den Genremaler nicht, welches bei dieser Aufgabe keinen unangenehmen Eindruck hervorbringt; Anschütz war unter Zimmermann beim Anakreonsaale beschäftigt. — An die Gemächer der Königin stoßen die des Königs, bedeutend kleiner und darum schon um Vieles behaglicher. Was jedoch die Malereien betrifft, so ist ihnen der

kleine Raum weniger günstig. Hier hat die Classizität ihren Sitz aufgeschlagen, und wir begrüßen Griechen und Lateiner. Für Homer jedoch sind noch andere Localitäten bestimmt worden; nämlich vier große Säle in dem neuerbauten Flügel, nach dem Hofgarten zu, wovon zwei die Iliade, und zwei die Odyssee enthalten sollen. Die Gemächer des Königs beschränken sich etwa auf vier bis fünf; ein Wohnzimmer, ein andres zum Schreiben, ein drittes zur Bibliothek, und Schlaf- und Ankleidegemach. Durch einen Vorsaal tritt man in den kleinen Audienzsaal, und aus diesem, durch zwei Servicesäle, auf hetrurisch gemalt, mit Friesen in einer und zwei Farben ausgeführt, zur Vorhalle und Treppe. Der kleine Audienzsaal ist wohl nur zu den gewöhnlichen Audienzen bestimmt, während zu den solennen und großen ein imposanter Saal in dem neuen Flügel des Hofgartens eingerichtet werden soll. Die Decorirung des kleinen Saales besteht in reichen Goldarabesken auf weißem Stuck, und in weißen Basreliefs auf Goldgrund. Uebertriebenere Pracht bei größerer Einförmigkeit läßt sich nicht wohl denken, und das Ganze imponirt nicht, erfreut nicht, blendet nicht. Selbst die meisterhaften Basreliefs, womit Schwanthaler den Fries schmückte, sind zu klein, um in ihrer lebendigen Einfachheit die todte Pracht der Wände zu überstrahlen und vergessen zu machen. Man scheint dieß einzusehen und ist noch immer bemüht, Versuche anzustellen, um einen günstigern Effect hervorzubringen.

Die Decorirung dieſes Saales ſoll übrigens ſehr bedeutende Summen gekoſtet haben. Hinter demſelben liegt der Anakreonſaal, zu den gewöhnlichen Mahlzeiten der Königlichen Familie beſtimmt. Er iſt, wie es der Name ſchon andeutet, mit heitern Schilderungen aus dem Leben und den Werken Anakreon's geſchmückt, deren Mittelpunct das Feſt des tejiſchen Sängers bildet. Zimmermann, der ſie entwarf, excellirt in dergleichen. Die Arabesken ſind ſehr reich und ſchillernd, und es iſt nur zu beklagen, daß die Fenſter dieſes heitern Saales auf einen unanſehnlichen, engen Hof gehen, der von ſchlechten Hintergebäuden umgeben iſt. Man hofft, daß dieſe letztern weggeräumt werden würden. Das Ende dieſer Reihe von Gemächern bildet die ſchon erwähnte Vorhalle nebſt der Treppe. Sie iſt ſehr einfach gehalten und macht dennoch den großartigſten Eindruck. Ihre Wände ſind mit blaßgelbem Stucco bekleidet und die Ornamente ſind von weißem Marmor. Fußboden und Treppe gleichfalls von Marmor. Oben am Eingange ſtehen zwei Karyatiden von Schwanthaler, und darüber in großen Buchſtaben die Deviſe des Königs: „Gerecht und beharrlich.“ — Das Ganze athmet Majeſtät, und man denkt daran mit Widerwillen, daß einſt die Hartſchiere in ihren geſchmackloſen Uniformen neben dieſen edeln Statuen von Schwanthaler Poſto faſſen werden. Armen Sterblichen, die jedoch mit pochenden Herzen dieſe Marmorſtiege dereinſt hinanklimmen, um

irgend eine Erleichterung für die Laſten des Lebens zu erlangen, wie z. B. Verſorgung der Kinder bei karger Beſoldung, Urlaub in Krankheitsfällen, Nachſicht bei unverſchuldeter Fehle, Denen werden die Hartſchiere, in ihren blauen Röcken, wie Schutzgeiſter erſcheinen, neben den kalten, ſtarren Geſichtern der Marmorbilder, und ſie werden die ſüße Hoffnung nähren können, daß hier neben der eiſernen Gerechtigkeit und der ſtrengen Beharrlichkeit, auch die warme Milde, die ſanfte Huld, die göttliche Gnade wohnen, und ihr Muth wird wachſen, bei der weichen, baieriſchen Mundart, die ihnen aus den Hartſchieren entgegentönt, den traulichen Vermittlern des ägyptiſchen Portals durch das ſie ſchreiten, des hetruriſchen Saales, in dem ſie warten, und des gnädigen Monarchen, der ſie unter all' dieſer Pracht, einfach gekleidet erwarten, beharrlich anhören und gerecht beſcheiden wird.

Ich finde die Hartſchiere, beſonders wenn ſie über ihre Fraks, zu den dreieckigen Federhüten und den Schnallenſchuhen, die geſtreiften, altfränkiſchen Ueberwürfe von Sammt anlegen, ſehr zweckmäßig geputzt für die alte Reſidenz, wie ſie noch jetzt beſteht; für den neuen Palaſt jedoch ſcheinen ſie mir ſehr ungeziemende Bewohner zu ſeyn. Ich höre, daß die Möblirung der Zimmer mit ganz beſonderer Rückſicht auf ihre Decorirung beſchickt werden ſoll und finde dieſes auch nöthig; dann aber müßte auch die Kleidung der Bewohner damit in Einklang gebracht werden, denn unſere Fraks, unſere Militärröcke, unſer Damenputz,

unſere gothiſchen, eckigen und zackigen Moden, unſere barbariſchen Stickereien, unſere ſteifen Halsbinden, Lorgnons, und übrige Dreſſur, wird einen übeln Contraſt gegen die Gebilde der Maler an den Wänden abgeben; wir werden jeden Augenblick bemerken müſſen, wie weit ein General von einem Helden, ein Miniſter von einem Weiſen, ein Gott des Tages von einem Gott der Vorzeit verſchieden iſt, und wir werden, bei einigem Gefühl in der Bruſt, beſchämt und zerknirſcht nach Hauſe ſchleichen müſſen. Tapeten und Spiegel erſparen uns dieß; Jene ſind von demſelben Stoffe als wir ſelbſt, das heißt, unſere Kleider, und dieſe zeigen uns nur unſer eigenes Bild, womit jeder vernünftige Menſch heutzutage ganz zufrieden ſeyn kann. — Seit der Ausgrabung von Pompeji iſt man auf den Gedanken gerathen, die alten, bunten, reichen Verzierungen, die eine längſt untergegangene Welt ſchmückten, für uns wieder anzuwenden, und geht darin immer weiter. Das Innere und Aeußere unſerer Wohnungen muß ſich dazu herleihen, und wir bilden uns ein, daß dieſes der wahre Geſchmack ſey. Wie ſehr wird uns einſt eine ſpätere Zeit belächeln? Nie hat ſich ein größerer Widerſpruch ergeben, und nie hat man ſich daher von dergleichen Beſtrebungen weniger angezogen gefühlt. Es iſt eben auch eine Mode, wie alle andern; wenn gleich für Architecten und Maler eine höchſt bequeme, welche dabei nur zu copiren haben. Wenn man jetzt die Werke altdeutſcher Baukunſt betrachtet, Kirchen und Burgen, Wohn-

häuſer und Klöſter, ſo kann man ſich wohl keine andere Bewohner dafür denken, als geharniſchte Ritter, Prieſter in Meßgewändern, Mönche in Ordenstracht, und jene ehrbar gekleideten, ſtattlichen Bürgerfiguren; der Maler darf hier nichts ändern, vermitteln, verbeſſern, wenn er Staffage für ſolche Bilder ſucht. In den prachtvollen, überladenen Sälen, voll Schnitzwerk und Vergoldung, aus der Zeit des Vierzehnten und Fünfzehnten Ludwig, bewegten ſich heimiſch und vertraut die Geſtalten in Reifröcken und geſtickten Kleidern, mit ungeheuern Perücken, kleinen Degen und von Pracht und Herrlichkeit glänzend. Alles war im vortrefflichſten Einklange. — Wie aber ſollen pompejaniſch und hetruriſch ausgeſchmückte Räume ſtaffirt und bevölkert werden? Was vermittelt dieſen Widerſpruch? Für den verblüfften Sollizitanten mag dieß leicht ein dazwiſchentretender Hartſchier thun, der ihn mit einem Male zu ſich ſelbſt bringt und ihn daran erinnert, daß er ſich in München befinde; wir Andern werden uns aber ſtets fremd fühlen in dieſen neuen Gemächern, die das Alterthum nachäffen, und nie jene Befriedigung dabei empfinden, die in uns wirkliche Alterthümer erregen, wo die Geſchichte zu uns ſpricht und Schutt und Verfall unſer Herz zu einer erhabenen Wehmuth ſtimmen. Wollt Ihr, daß alte Kunſt uns erfreue? ſo bringt ſie uns näher; erfindet eine neue, die der alten gleiche, und unſere Zeit, unſern Bedürfniſſen eben ſo entſpreche; gleicht Widerſprüche aus, und was Ihr ſchafft, ſey ein treues Abbild un-

sers Characters. Dieß soll Euch zwar schwer werden! denn wenn auch nicht characterlos, wie hie und da behauptet wird, so sind wir doch zu vielgestaltig, als daß es leicht wäre, in todte Bauwerke unser bewegliches Leben zu bannen, daß es sich darin ganz und verständlich ausspreche. Aber eben die Schwierigkeit würde, wenn Ihr sie überwändet, Euch zu großen Künstlern in unsern Augen machen. Aller Zeiten Styl und Geschmack nachahmen, kann interessant an und für sich seyn, wird uns aber nie zur Bewunderung hinreißen, und für die Folgezeit eine große, ächte Bedeutung haben können. Wie verächtlich blickt man jetzt wohl hie und da auf den Sonnentempel in Baireuth nieder, und doch ist er ein treueres Bild seiner Zeit, als so manches Bauwerk, das wir um uns entstehen sahen.

In dem obern Stockwerke, das sich aus der Mitte des neuen Residenz-Gebäudes erhebt, und woran die Plattformen stoßen, die mit Orangenbäumen in Töpfen während des Sommers besetzt werden sollen, befindet sich der Conzert- und Ballsaal von runder Form, mit einigen anhängenden Cabineten. Er ist, wie Alles in diesem Palaste, nur für das nächste Bedürfniß der königlichen Familie bestimmt, und daher werden hier nur kleine Bälle und Conzerte Statt finden. Für die größern Feste und Hoffeierlichkeiten werden ausschließlich Localitäten in dem neuen Hofgartenflügel angelegt werden.

Wie sehr der Malerkunst hier Alles unterordnet

wurde, iſt bereits geſagt, doch iſt noch zu erwähnen, daß fünf große Säle im Erdgeſchoſſe, unter dem Titel: Prunkgemächer, nur dazu beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, die Darſtellungen des Nibelungenliedes al fresco von Schnorr gemalt, aufzunehmen. Der Entréesaal, ein kleines Oblong, iſt bereits beendigt und zeigt an ſeinen Wänden alle Perſonen des Gedichts einzelnſtehend, mit Unterſchriften, gleich einem gewöhnlichen Theaterzettel. So manche dieſer Geſtalten ſind wohl keineswegs dem Bilde entſprechend, das man ſich bei einiger Einbildungskraft von ihnen ſelbſt zu entwerfen im Stande iſt. Chriemhilde und Ezel mögen wohl die gelungenſten ſeyn. Ueberhaupt ſcheint die Idee, das Perſonal auf ſolche Weiſe dem Drama vorzubinden, nur ein Behelf zu ſeyn, den Raum zu füllen; ein anderer Grund iſt wahrlich nicht leicht denkbar, und es wäre intereſſanter geweſen, alle Perſonen lieber gleich handelnd einzuführen.

Durch die drei Thorwege tritt man von der Seite des Max-Joſeph-Platzes in die Eingangshalle, die von ſchönen, hellgrauen Granitſäulen, mit Capitälern von weißem Marmor getragen wird. An Pracht fehlt es übrigens nirgend, das koſtbarſte Material iſt reichlich angewendet worden, ſelbſt die Holzarten, woraus die Thüren gemacht werden, ſind mit Sorgfalt ausgeſucht, die Fenſter, in Böhmen verfertigt, kommen den trefflichſten engliſchen Gläſern, wie ſie in den Leuchtthürmen angewandt werden, ganz gleich, und eine einzige Scheibe ſoll acht Louisd'ors

gekoſtet haben. Rechnet man, was Steinmetzen, Bildhauer, Maler, Vergolder erhalten, daß Schnorr allein, für ſeine Nibelungen, die ihn zehn bis zwölf Jahre beſchäftigen werden, eine ſehr anſehnliche Summe empfängt, ſo wird man nicht in Abrede ſtellen können, daß dieſer neue Palaſt des Königs von Baiern in Deutſchland gewiß der Koſtbarſte genannt werden kann.

Nicht befriedigt jedoch, ſich dieſe Wohnung erbaut zu haben, faßte der König den Plan, das ganze Reſidenzſchloß ausbauen zu laſſen, und hier gab der weite Umfang, und der Wunſch, an dem Vorhandenen nichts zu ändern, der Laune Nahrung, in verſchiedenen Stylen dieſes Vorhaben auszuführen. Zu dem einfachen Gebäude in der Reſidenzſtraße, wo ſich größtentheils nur die langen Corridors, zu den Gemächern befinden, welche die innern Höfe umgeben, geſellte ſich nach Süden der eben beſchriebene Palaſt, nach dem Pitti'ſchen in Florenz, während für die nördliche Seite, dem Hofgarten zu, eine Façade im Geſchmacke des Palladio, mit einer Säulenſtellung in der Art des Louvre, projectirt wurde. Hieher ſollen nun die eigentlichen Prachtgemächer zu Audienzen und Feſten verlegt werden, und man kann bereits einen großen Saal in Augenſchein nehmen, deſſen Conſtruktion überraſchend iſt. Außer den vier homeriſchen Sälen wird hier der Malerei kein Feld eingeräumt, und Alles mit Tapeten und andern Ornamenten im

Zeitgeschmacke möblirt werden. Dieser Flügel zeigt die beträchtliche Länge von 700 Fuß.

Nach Osten hin steht die Allerheiligen-Kirche, für den Augenblick zwar unzusammenhängend mit dem Uebrigen, und von dem neuen Wohnungspalaste durch einige alte Gebäude getrennt, aber später dem Ganzen auf das Engste verbunden. Der König wünschte sie ganz getreu nach einer Zeichnung ausgeführt, die er von einer byzantinischen Capelle in der Nähe von Palermo hatte nehmen lassen; Klenze jedoch soll dieser Aufgabe nicht buchstäblich gefolgt seyn. Diese Kirche ist in einem sehr zierlichen Geschmacke erbaut und mit feiner Steinarbeit geschmückt; im Innern wird sie durch Heinrich Heß und seine Schüler mit Frescobildern auf Goldgrund versehen, ganz in der Art, wie wir solche in der Marcuskirche und andern byzantinischen Kirchen finden.

Unweit von hier steht das alte Opernhaus, worin nicht mehr gespielt wird, weil es den Einsturz droht, und hieran stößt das neue Hoftheater, worin jetzt Vorstellungen gegeben werden, und das durch einen Schwibbogen mit der jetzigen Residenz des Königs in Verbindung steht. Wie diese verschiedenartigen, großen und kleinen Bauwerke einst miteinander verbunden werden sollen, um ein Ganzes zu bilden; welche Wirkung dieses Potpourri von Stein dann auf uns hervorbringen wird, dieß wage ich nicht zu bestimmen. Auf jeden Fall wird es einen nicht uninteressanten Punct für neugierige Beschauer bilden.

An die Reſidenz ſtößt der ſogenannte Hofgarten, ein mäßiges Viereck mit Bäumen und zwei magern Fontainen, der ſonſt im franzöſiſchen Geſchmacke, mit Weihern, Inſeln und Waſſerkünſten prangte. Ein Flügel des Bazar, der mit griechiſchen Landſchaften al fresco gemalt werden ſoll, durchſchneidet ihn der Breite nach, und trennt ihn von dem engliſchen Garten, einem, nach Rumford's großartiger Idee von Skell ausgeführten, Parke. Betrachtet man Alles dieß mit einem Blicke, von dem Palaſte Pitti auf dem Max-Joſephs-Platze, bis zur ſüdlichſten Gränze des engliſchen Gartens, ſo muß man geſtehen, daß viel Sehenswerthes hier zuſammengedrängt iſt, und daß dieſe Anhäufung von verſchiedenartigen Paläſten, Kirchen, Schauſpielhäuſern, Höfen, Gärten, Bazars, und Galerien in Europa wohl nur von dem Serail des Großherrn übertroffen werden dürfte.

Die letzte Gemälde-Ausstellung.

(1832.)

Ich bin jetzt acht Tage lang durch diese Zimmer und Säle gewandert, von dem flüchtigen Betrachten aller Gemälde, um den Gesammtüberblick zu gewinnen, bin ich zu dem stillern Anschauen der Einzelheiten gelangt, habe bereits meine Lieblinge, vor denen ich Stunden lang stehen könnte, unbekümmert um die Menge, die sich um mich stößt und drängt, vergessend Staub und Dunst, die mir beim Eintreten unerträglich schienen. Und wahrlich nicht im Entferntesten dachte ich anfänglich daran, daß ich darüber schreiben sollte, daß ein leeres Blatt darauf harre, um mit einer Beschreibung oder gar mit einem Urtheil über jene Kunstgegenstände angefüllt zu werden.

Es ist gewagt, ein Gemälde beschreiben zu wollen; von einem Bilde ein Bild zu geben; mit dem Maler zu wetteifern, der den weichen Pinsel der Wahrheit und Natur führt, dem das Reich der Farben zu Gebote steht in seiner weiten Unendlichkeit,

der die Wolke im Zuge, den Waſſerſpiegel, die Wieſenblume, Glieder voll Leben, Reiz und Beweglichkeit erſchafft, der mit einem weißen oder ſchwarzen Puncte, den er ſeinen Werken hinzuzufügen weiß, dem Gemüth des Beſchauers Alles zu empfinden gibt, was er will, der herrliche Zauberer!

Ich will daher nur den Eindruck wiederzugeben verſuchen, den einige Gemälde auf mich machten, nur über den Geiſt dieſer künſtleriſchen Schöpfungen will ich ſprechen, nur den Gedanken des Malers, wie er mir klar wurde, will ich hervorheben.

Vor Allem ſey es mir erlaubt, das Kleeblatt von Landſchaftsmalern hier zu nennen, die in Behandlung derſelben Gegenſtände ſich doch ſo characteriſtiſch zu unterſcheiden wiſſen. Es iſt der Himmel mit ſeinen Wolken, der Baum, das Geſträuch, das abſpiegelnde Waſſer — aber wie ſieht dieß Alles Rottmann, wie Morgenſtern, wie Cogels?

Rottmann zeigt uns eine Gebirgspartie am Hinterſee. Das iſt keine ſchöne Gegend; talentloſe Leute gehen an ſo etwas vorüber, und wenden ihren Blick auf effectreichere Scenen. Und in der That auch der Wanderer wird ſich von dieſem Platze nicht ſehr angezogen fühlen und vorüber eilen. Das Gemüth des Künſtlers trägt aber die poetiſche Bedeutung hinein. Rottmann gibt dem ſtillen, einſamen Plätzchen dieſen Himmel, dieſen Wolkenzug, und nun ſpricht es zu uns in ſeiner Einfachheit, wir bleiben davor gebannt, und ein melancholiſcher Schauer wandelt uns an, wir

wissen nicht, worin es liegt, was so unwiderstehlich wirkt, es ist Alles so wahr und natürlich, und doch dabei so ungewöhnlich. Das Wasser ist nicht einmal durchsichtig klar, es zeigt die Bäume nicht in bestimmten, scharfen Umrissen; es ist ganz grün, wie ein Sumpf; die Bäume am Ufer erheben sich nicht vereinzelt und luftig, es ist ein dichtes Laubwerk, eben auch nur grün und nicht anders. Die Höhen sind nicht malerisch im gewöhnlichen Sinne, und aus dem Mittelpuncte erhebt sich der Blick des Feuers und ein leichter Rauch, wie ihn Hirten oft aufsteigen lassen, und die ganze Staffage besteht in einem trübseligen Reiher, der auf einem trockenen Plätzchen von Wasser umgeben, auf einem Beine ruht und den Kopf zwischen die Flügel gezogen, den Schnabel schräg vor sich hingestreckt, ziemlich gleichgültig die Ankunft eines andern Reihers erwartet, der im vollen Fluge sich zu ihm herabsenkt. Es sind zwei vormalige Hofnarren, die sonst bei der fürstlichen Lust der Reiherbeizen ihre possierlich-tragischen Rollen zu spielen hatten, und nun aus der Mode gekommen, melancholisch geworden sind, und sich in die Einsamkeit zurückgezogen haben. Der Einklang der Gegend und der Staffage ist wahrhaft bewundernswerth. —

Morgenstern dichtete eine unnachahmliche Idylle in seiner Gegend aus Holstein. Auch hier ist es wieder nicht das Pittoreske, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber es ist der Abendhimmel mit seinem unendlichen Reichthum, der Uebergang vom letzten

Schein der Röthe in den violetten Duft der Nacht, Alles warm und treu.

Ein Waſſer von keinem Hauche bewegt, der Spiegel des ruhigen Himmels, der ſich darüber wölbt, das Röhricht, ſchlank und dünn, doch unbeweglich — Alles in ruhiger, heiterer Feier. Ein Hirt treibt ſeine Heerde heim, und im Vorgrunde, im kühlen Schatten, der ſchon nächtlich iſt, ſieht man durch die offene Thür in eine Hütte, aus der ſich bläulicher Rauch erhebt.

Als Gegenſtück mag, von demſelben Künſtler, eine Gegend an der Iſar, gelten. Er wählte auch dieſen Vorwurf mit ſicherm, poetiſchem Tact. Iſt es dort die Klarheit und Ruhe, die uns anſpricht, ſo iſt es hier der Duft, der von den Bergen ſich ſenkt, die dunkle Färbung der Uferhöhen, das raſch dahinſtrömende Waſſer im breiten Kiesbette, und vor Allem der meiſterhaft behandelte Vorgrund mit ſeinen bewegten Gebüſchen und hohen Gräſern, die in unendlich variirten Partien das Auge des Beſchauers feſſeln. — Nennen wir nun als dritten, Cogels, den leider ein früher Tod der Kunſt entriß, ſo müſſen wir beſonders ein altes Schlößchen am Ufer der Schelde herausheben. Er unterſcheidet ſich in Auffaſſung und Behandlung gänzlich von den Vorhergenannten. Er gibt uns niederländiſchen Himmel, Waſſer und Gebäude, und er ſtellt ſie mit jener niederländiſchen Präciſion und Nettigkeit dar, ohne jedoch in Geleckтheit auszuarten. Seinem Pinſel wie ſeiner Farbengebung mangelt keineswegs Mark und Kraft, und obgleich man an dem

Thürmchen jeden Ziegel zählen kann, obgleich die Scheiben alle genau aus den Fenstern leuchten, jeder Stein im Wasser, und jedes Blatt, das vom Baum darauf herabgefallen ist, seine sichere Gestaltung und Ausführung hat, so ist doch nirgends Künstelei sichtbar, und diese Behandlung scheint solchen Gegenden angemessen, und macht einen sehr erfreulichen Eindruck.

Zwei Schlachtstücke zogen besonders die Aufmerksamkeit an.

Von Peter Heß, das Gefecht bei Wörgel in Tyrol. Ein meisterhaftes Bild voll Feuer und Leben, und mit einem Reichthume an Laune ausgestattet, der wahrhaft Bewunderung erregt. Die Felsenpartien sind mit außerordentlicher Geschicklichkeit benützt, herrliche Gruppirungen anzubringen, und die modernen, gradlinichten Schlachtordnungen, das Einerlei der Uniformen, ist dabei sehr glücklich vermieden worden. Man sieht den aneifernden Mönch mit dem Kreuze, und aus dem Dickicht hervor, neugierige Bürger, außer Schußweite, durch's Feruglas den Kampf beobachten; Andere feuern ihre Stutzen ab aus sicherer Höhe und eine Gruppe um ein Kreuz, auf dem Felsen errichtet, ist meisterhaft.

Landleute, die mit der größten Kraftanstrengung Steine aufheben und hinabschleudern, Verwundete, die fortgetragen werden, andere die umsinken, hinanklimmende Bayern, und in dem engen Thalkessel das Handgemenge von Bauern und Soldaten. Und alle

dieſe verſchiedenartigen Theile harmoniſch verſchmolzen und dazu die köſtlichſten Pferde, und in der Ferne der, impoſante tyroler Hintergrund. —

Monten iſt, obgleich die Ausführung gleich vortrefflich iſt, in der Wahl des Gegenſtandes nicht ſo glücklich geweſen. Eine Schlacht in der Ebene, wo lange Linien Militairs ſich dem Auge darſtellen, wo eine weite Ausdehnung eine Unzahl von Gruppen bedingt, kann als verdienſtliches Werk an und für ſich gelten, auch als treue Schilderung nach ſorgfältigen Angaben oder Selbſtanſchauung einen Werth haben, das Bild wird aber keinen Totaleffect hervorbringen. Dieß iſt auch hier, aller trefflichen Einzelnheiten ungeachtet, der Fall.

Von großem dichteriſchen Talente zeugt jedoch ein anderes Bild deſſelben Malers. Es iſt der Abſchied der Polen von ihrem Vaterlande. Eine Gruppe, die ſehr zum Herzen ſpricht. Wir ſehen alte und junge Krieger vor uns, und ein jeder nimmt gerührt ſeinen Abſchied. Hier iſt es jedoch der entſagende Schmerz oder der verzweifelnde, dort der verſchämte, oder der mit ohnmächtiger Wuth gepaarte. Selbſt der Schimmel ſteht trauernd mit geſenktem Haupte und das Denkmal, über dem die zerriſſene Fahne hängt, zeigt die Aufſchrift: Finis Poloniae, aber verwittert und halbzerſtört, denn es ragt ſeit Kosciusko's Tagen ſchon empor. Es liegt ein ſtarker Zauber in dieſem Bilde, der ſich jedoch nicht auf den erſten Blick kund

gibt; er muß gesucht werden, wirkt dann aber desto mächtiger.

Ein eigenes Interesse mußte es natürlich in jenem Augenblicke erwecken, die Hauptstadt des Königs von Griechenland zu sehen, und diese Neugierde befriedigte der General von Heideck, der uns Nauplia mit der Aussicht gegen Argos, so wie mehre sehr schätzbare Genrebilder aus Griechenland, die er an Ort und Stelle aufnahm, hier ausgestellt hat. Ein blinder Sänger singt Nationallieder vor jungen Hellenen. In der Ferne liegt klar und freundlich die beträchtliche Stadt an blauer Bucht; die Hörer bilden eine anmuthige Gruppe, auch Reiter sprengen herbei um Theil zu nehmen. Man kann sich nicht enthalten, bei diesem Bilde, einer spätern Zeit zu gedenken, wo der Sänger nicht mehr unter freiem Himmel die Hellenen um sich versammeln, sondern wo er daheim in seiner Stube, schreibend singen wird, von dem fremden Königsjüngling und von den blonden, blanken Reken, die mit ihm gezogen kamen über das Meer, und der Gesang wird dann erscheinen beim Buchhändler und die Leser erfreuen, und die Kritiker herausfordern in Nauplia, das jetzt von all' dem noch nicht die entfernteste Ahnung hat.

Die Hirten aber mit ihren wilden Ziegen, die ich dort an den colossalen Ruinen des Löwenthors von Mycenä erblicke, werden sobald noch nicht ihre characteristische Physiognomie verändern, und sich lieber vorsingen lassen, als lesen lernen. — Die griechischen

Weiber am Brunnen ſind ein liebliches Idyll, mit morgenländiſcher Färbung. Die Zuſammenkünfte am Brunnen haben ſtets etwas Patriarchaliſches, und wenn ich auch nicht im Stande war, hier den Gegenſtand des Geſprächs zu errathen, ſo hörte ich doch mit innigem Vergnügen zu. Auch dieſe Bilder lieferte Heideck.

Von Folz iſt's ein griechiſches Mädchen auf der Wacht, das ſich in des Malers kräftiger Manier, den eben genannten Stücken anreiht. Der alte Grieche hat die Kapuze über den Kopf gezogen und ſchläft, das Mädchen kehrt uns den Rücken zu, die Flinte unter dem Arm, und blickt hinaus. Es drückt ſich in ihrer Haltung eine ſo feſte Ruhe, eine ſo verſicherte Wachſamkeit aus, daß ohne ihr in die muthvollen Augen zu blicken, wir doch von ihrem Muthe vollkommen überzeugt ſind. Es liegt ein eigener Reiz darin, wenn der Maler uns auf ſolche Weiſe etwas entzieht, das uns unerſetzlich verloren geht. Den ſchlafenden Alten, den wir gar nicht ſehen wollen, zeigt er uns, und das wachende Mädchen kehrt er von uns weg. Trotz dieſer ſchalkhaften Laune iſt das Bild ſehr zu loben. Eben ſo zwei kräftige Geſtalten bayeriſcher Gebirgsſchützen, mit klarem, verſtändlichem Ausdrucke und in characteriſtiſcher Stellung.

Ein ſchönes Bild von Dominicus Quaglio iſt der Dom zu Orvieto, eines der vollendetſten Gemälde architectoniſcher Gegenſtände. Wir verſtehen hier die

geschickte und talentvolle Auffassung architectonischer Außenseiten. Das Innere, den Geist der Bauwerke des Mittelalters darzustellen, ihn aus dem Stein, im Bilde zu uns sprechen zu lassen, als ständen wir in der besten Stimmung vor dem Urbilde selbst, ist andern Genien gegeben. Dieß erreichte Quaglio nie. Mit der größten Genauigkeit hat er indeß alle gothische Zierrathen, mit einer Umständlichkeit ohne Gleichen die kleinsten Beiwerke wiedergegeben und die Fresken, die auf Goldgrund die Façade schmücken, mit einer Feinheit und Sauberkeit nachgemalt, die Bewunderung erregen muß. Und dabei Alles so harmonisch verbunden, bei solcher Menge der verschiedenartigsten Farben, sogar nicht bunt und schroff.

Overbeck, in Rom, lieferte ein Oelgemälde und viele Zeichnungen. Das Oelgemälde ist unter dem Titel: „Italia und Germania" im Cataloge aufgeführt. Es sind zwei weibliche Gestalten, die eine mit bräunlicherer Färbung des Gesichts und einem Lorbeerkranz in den dunkeln Haaren; die andere lichteren Antlitzes, ein Myrthenkränzlein auf den blonden Flechten. Die Hände weich und meisterhaft ineinander verschlungen. Die Braune gesenkt horchend, die Blonde mit etwas emporgerecktem Halse erzählend, wie es scheint. Es ist leicht erklärlich, wer von Beiden Italia, wer Germania sey, aber damit ist noch zu wenig entdeckt. Es bleibt viel zu errathen übrig. Hier sieht man beide Gesichter, und weiß doch nicht, was der Maler wollte. Was hat Germania der Italia zu erzählen? Was

ſollen die kleinlichen Andeutungen der italieniſchen Häuſerchen hinter der Einen, die alterthümliche Burg hinter der Andern? Warum endlich iſt der Hintergrund ſo ſchroff, ſtarr, alterthümlich gemacht? Aus den Geſichtern iſt nichts abzunehmen. Es ſind ein Paar ſchöne Weiber — aber damit iſt nichts erreicht — dem Einen gefallen ſie, dem Andern nicht. Vom Maler uns vorſchreiben laſſen, was wir an Geſichtszügen für ſchön halten ſollen, iſt längſt als Abſurdität abgekommen. Es gibt einige zwar, die ſich noch einbilden, dieſe Autorität zu beſitzen, es kehrt ſich aber Niemand daran.

Die Maler großer, hiſtoriſcher Gegenſtände, wie man ſie gewöhnlich nennt, in der That aber werden darunter gewöhnlich religiöſe verſtanden, müſſen im Beſitze der höchſten Künſtlereigenſchaften ſeyn, die ſich nur ſelten in einem Menſchen vereinigen, die kein Studium erzeugen kann, keine Schule auszubilden vermag.

Verdienſtvolle Beſtrebungen, wackere Talente, mögen als ſolche anerkannt werden, ſie erfreueten und entzückten die Welt. Das große Genie Raphael's, der gigantiſche Geiſt Michel Angelo's, entzünden ſich von ſelbſt, und ſind Wunder, wie jedes Andere. An dieſen hiſtoriſchen Schöpfungen war die Ausſtellung arm; nach ihrer Dimenſion waren wohl große Bilder da, ohne jedoch der großen Gattung anzugehören.

Die Genremaler ſind noch zu erwähnen, die mit

nie zu sättigender Vorliebe sich unsers nachbarlichen Gebirgsbezirkes bemächtigt hatten. Aber diese Jäger auf dem Anstande, diese Schmuggler, diese Senner und Sennerinnen, sind doch gar zu eintönig. Wenn sich jene tüchtigen Talente dem geschichtlichen Genre zuwenden wollten, welche reiche Ausbeute fänden sie. Die Franzosen thun es mit großem Glücke und lohnender Befriedigung. Es bedarf allerdings einiges vorbereitenden Studiums, aber an Stoff wird es nie fehlen.

Cornelius, der Meister, lieferte einen Carton zu einem Altarblatte, und die trefflichen Federzeichnungen: das Leben der Maler, vorstellend, in reichen und sinnvollen Arabesken, bestimmt in Fresco die Loggia der Pinakothek zu schmücken. Besonders zog mich der Tod Leonardo's an, und Raphaels rührendes Scheiden vom Leben. Herrlich ist der große Buonaroti gedacht, die Verhältnisse seiner Kuppel ermessend.

Die Federzeichnungen Robert von Langers zu Dante's Hölle, zeigen von schöner Verständniß des Gedichts; jedoch sind sie mit Flaxmann's starrer, großer Schönheit nicht zu vergleichen. Das Gesicht des Sängers ist überall portraitwahr und ausdrucksvoll. Dante im Walde allein, und sein Emporsteigen aus der Unterwelt, verdienen auszeichnend erwähnt zu werden.

An Cartons war die Ausstellung noch ganz besonders reich. Sie verheißen einen Schatz an maleri-

ſchem Schmucke, worin die neuen Gebäude Münchens ſich vor denen anderer Städte ſehr bemerkbar machen werden.

Auch Glasmalereien in vortrefflicher Ausführung, dem Dome zu Regensburg beſtimmt, fanden ſich vor, und darin muß man der neuen römiſch-deutſchen Schule in Bayern den Ruhm zu Theil werden laſſen, die verloren gegangenen Zweige der Malerkunſt als Fresco, enkauſtiſch und auf Glas, wieder unter uns gedeihlich und erfolgreich belebt zu haben.

Stiglmayer.

Ich besuchte das Atelier eines anspruchlosen, wackern Künstlers. Schon in dem Vorhofe wurde ich überrascht. Der Mann hat türkisches Geschütz aufgefahren, ganz München in Grund und Boden zu schießen, will es aber nur friedlichen Bestimmungen weihen. Es sind dies Kanonen mit alttürkischen Chiffern und Jahreszahlen, unbehülflich und furchtbar, mit einer Patina von Meersalz grün überzogen, welche der Inspector der königlichen Broncegießerei, Herr Stiglmayer, von griechischen Kaufleuten angekauft hat, um daraus die sitzende Statue Maximilian Josephs des Ersten zu gießen. Der schöne, einfache Obelisk, der den Carolinenplatz ziert, ist ebenfalls aus seiner Werkstätte hervorgegangen. Er ist aus französischem Kanonenerz gegossen. An seinem Fuße lies't man auf den vier Seiten, die Inschrift: „den dreißigtausend Baiern, die im russischen Kriege den Tod fanden; auch sie starben für des Vaterlands Befreiung. Errichtet von Ludwig I., König von Baiern. Vollendet den 18. Oct. 1833." — Dem Einheimischen, wie dem

Fremden drängen ſich bei dem Leſen dieſer Worte gewiß traurige Betrachtungen auf, und doch macht das Ueberraſchende, das in dieſer Inſchrift liegt, eine faſt komiſche Wirkung. Jene armen Baiern, die unter dem Schnee von Plock*) verſcharrt liegen, werden alſo heute als die paſſiven Befreier des deutſchen Vaterlandes proclamirt. Wer hätte das wohl jemals denken ſollen, wenn ſie in die ärmlichen Dörfer Oſtpreußens einzogen, als hochgefürchtete Gäſte? Allen Franzoſen, die in der Bereſina liegen, gebührten fortan Ehrenſäulen, und am Ende Napoleon ſelbſt, für ſeinen Kriegszug nach Rußland, dafür daß er ſeine tapferſten Krieger geopfert, und ſo den Deutſchen Luft machte, ſich zu erheben und ſein laſtendes Joch abzuſchütteln. Sie Alle ſind geſtorben, damit ſich Deutſchland frei machen konnte; aber nicht ſtarben ſie für des Vaterlandes Befreiung. Beharrlich hielten die tapfern baieriſchen Krieger bei ihren Fahnen und Bundesgenoſſen aus, und beſiegelten ihre Treue durch muthvollen Untergang auf fernen Schlachtfeldern. Der großartige Verrath, der ſich im Herzen Oſtpreußens entſpann, und eigentlich den Impuls zu Deutſchlands Befreiung gegeben, war jenen Baiern ganz fremd. Treu waren ſie, tapfer fielen ſie, und ihrer Kriegertugend gebührte die Ehrenſäule, aus ſpäter erobertem Geſchütz, ohne alle weitere Anſpielung.

---

*) So, und nicht Polozk wird der Name geſchrieben, aber — da im Slaviſchen c wie z lautet — Plozk ausgeſprochen. Polozk war eine Licence in den Bülletins der großen Armee.

Der Obelisk ist eine der schönsten Zierden Münchens. Von Ornamenten ist außer den, welche die Inschrift umgeben, und vier Widderköpfen nichts zu sehen. Diese Einfachheit macht bei einer Höhe von 100 baierischen Fußen, nur um ein Geringes niedriger, als die Vendomssäule in Paris, einen schönen Eindruck. —

Die sitzende Statue des verstorbenen Königs, nach Rauch's Modell, ist bald ihrer Vollendung nahe. Sie ist dem Andenken des Monarchen von der Bürgerschaft gewidmet.

Stiglmayer wollte den Guß des Ganzen auf Einmal unternehmen. Dieß mißglückte jedoch. Der Künstler selbst machte mir eine rührende Schilderung von diesem Unglücksfalle, wie er in wenigen Minuten die Frucht einer mondenlangen Arbeit zerstört sah. Man muß wissen, was es heißt, eine Form nach dem Modell zu verfertigen, diese tausend und aber tausend Stückchen zu bilden, und dann mit den feinen Stäbchen die weiche Masse auf's Künstlichste auszuarbeiten, Alles zusammenzusetzen und zu verbinden, es mit dem Kern auszufüllen, und in die Grube zu senken, um dem kochenden Metallstrome diese feine, sorgsame, mühselige und zerbrechliche Arbeit preiszugeben. Alles war auf's Festeste gesichert, die ungeheuere Kraft der Klammern und Riegel, aus Flintenläufen mit Vorsicht gegoßen, hielt die Form zusammen, und es war an kein Bersten derselben zu denken. Eines lag aber

außerhalb der Berechnung, und so selten der Fall ist — hier traf er ein.

Das Metall strömte herrlich hervor, und füllte alle Räume, wie sich's später beim Zerstören der Form zeigte, aber die Wucht war zu groß, das Fundament des Gebäudes senkte sich, und nun rann unter der Form nur ein dünner Strom aus. Man merkte die Bewegung, Qualm stieg auf, und plötzlich sprang das Metall hoch in die Luft, und fiel alsbald wie grobe Schloßen prasselnd nieder. Alles rettete sich. Als die erkaltete Masse ausgegraben wurde, hatte sie die Gestalt eines ungeheuern Ebers angenommen, der sich mit dem Rüssel in den Sand gewühlt hatte. Der wackere Stiglmayer konnte seine Ruhe und Heiterkeit nicht wieder gewinnen, bis das Metall zerstückt und die neue Form hergestellt war. Jetzt wurde der Guß zu drei verschiedenen Malen vorgenommen; nehmlich Ober-, Mittel- und Untertheil des Körpers, und so ist er nunmehr ohne Fehl gerathen.

Die Züge des colossalen Antlitzes sind von einer sprechenden Aehnlichkeit, und die Acurateſſe des Gusses wird dem Ciseleur nur wenig Arbeit übrig lassen. Am Piedestal erblickt man vier herrliche Löwen, dazwischen eine Bavaria und eine Felicitas; zierliche Figuren, von schönem, edelm Ausdrucke. Dann folgen im Basrelief: die Toleranz zwischen einem katholischen und einem protestantischen Geistlichen; die Einsetzung der Academie der Wissenschaften; die Ertheilung der Constitution; die Gesetzgebung und der Ackerbau. Die

Inſchrift lautet: Max. Josepho Regi Bavariæ Cives Monacenses 1824. — Alles iſt ſehr reich verziert. Nach einem Befehle des regierenden Königs, ſollen alle erzgegoſſenen Denkmale, ohne künſtliche Mittel bronzirt, aufgeſtellt werden. Dieß gibt ihnen für den erſten Augenblick zwar ein etwas befremdliches, blankes, kupferartiges Anſehen, aber einige wackere Münchener Winter werden das Amt des Bronzirens gewiß um ſo ſchöner und dauerhafter vollenden. Schon der vergangene, obgleich mild und wenig anhaltend, hat dem Obelisken hin und wieder ſchon recht fühlbare, grünliche Tinten angehängt.

Die Erfahrung lehrt, daß alle mit Säuren überſtrichenen, erzenen Denkmale mit der Zeit eine unpaſſende, widerlich grüne Färbung erhalten, und aus dieſem Grunde mußte die hie und da aufgetragene, leichte Salmiakauflöſung wieder entfernt werden. — Die Figur des Königs beträgt 12 Fuß baieriſches Maaß; die des ganzen Denkmals wird 34 baieriſche Fuß betragen. Die Koſten an Material zum Obelisk kann man auf 40000 fl. und eben ſo viel ungefähr an Arbeitslohn rechnen. Die Koſten der Königsſtatue ſind, der bedeutendern Arbeit wegen, größer.

Der intereſſante und beſcheidene Mann, der dieſe großartigen Unternehmungen leitet, war früher Silberarbeiter, ging dann nach Berlin, wo er beim Guſſe der Blücher-Statue zugegen war, lebte einige Jahre in Neapel, wo er dem Guſſe der Statue Carls III. beiwohnte, und unternahm dann hier die erſten Ar-

beiten dieſer Art für Privatleute auf eigene Rechnung, bis ihm Kunſtwerke von größerer Bedeutung aufgetragen wurden. Auch dieſe werden von ihm, auf eigene Gefahr, im beſtimmten Accord geliefert, und das Unglück bei dem Guſſe der Königsſtatue, fiel daher nur allein ihm zur Laſt. —

Es ſind nun bereits zehn Jahre verfloſſen, ſeitdem der Grundſtein zu dem Monumente Maximilian Joſephs des Erſten mit vielen Feierlichkeiten gelegt wurde. Es war ein ſchöner Tag. Ganz München freute ſich, fünf und zwanzig Jahre den milden, gütigen Regenten beſeſſen zu haben. Er wollte nicht zugeben, daß während ſeines Lebens ihm das Ehrenbild errichtet werde.

„Wenn ich einmal todt bin," ſo ſprach er, „dann mögt Ihr machen, was Ihr wollt." —

Ein Jahr ſpäter, und er war todt. Er hatte gewiß ſelbſt keine Ahnung davon gehabt. Konnte man nun wohl etwas Anders denken, als daß man auf das Angelegentlichſte bemüht ſeyn würde, die Statue auf den bezeichneten Platz zu ſtellen? Aber ein Jahr verging nach dem andern; es ſchmückten ſich die Fronten neuer Gebäude, nur der graue Stein auf dem Maximilian Joſephs Platze entbehrte ſeiner Zierde, fing an zu verwittern, und hohes Unkraut wucherte daran hinauf. Zum Glücke bedurfte es der Ehrenſäule nicht, Maximilians Andenken bei der Mitwelt zu erhalten.

Jetzt iſt ſein Standbild fertig; der Platz wird

mit Planken umzäunt, und die Arbeiten beginnen. München wird nicht nur um eines ſeiner herrlichſten, ſondern auch bedeutungsvollſten Kunſtdenkmäler reicher ſeyn, und das Letztere kann wahrlich nicht von Vielen daſelbſt behauptet werden.

Theater-Diplomatie.

Das Iſarthor-Theater ſollte aufgelöſ't werden. Ich erzähle hier eine Geſchichte, die zehn Jahr alt iſt. Jetzt iſt lange ſchon keine Rede mehr davon, und München iſt um ein gutes Theil trauriger geworden. Das Theater an dem Iſarthor war das luſtigſte, eigenthümlichſte in der Welt. Ich glaube, daß es im Jahre 12, dem Jahre des Weltgerichts, eröffnet wurde. Der Erbauer hieß d'Herigoyen, und war ein Portugieſe von Geburt; der Herr de la Motte war derzeitiger Hoftheater-Intendant, unter deſſen Auſpicien es erbaut wurde. Er war ein practiſcher Mann, kannte das Theater aus dem Fundamente, wußte mit den Schauſpielern umzugehen, war faſt unabhängig, und vis-à-vis der beim Theater Angeſtellten mit einer Art von Allmacht bekleidet; er ſchrieb Stücke, erfand Maſchinerien, und kam auf allerlei Gedanken, die er dann auch in Ausführung bringen ließ, und ſo manche zweckmäßige Einrichtung, die noch jetzt dem Münchener Theater zu Gute kommt, ließ er in's Leben treten. Damals war das Iſarthor-Theater ein Hoftheater, und als

ſolches ſehr beliebt. Neben ihm beſtand nur das alt-fränkiſche Reſidenztheater; hier wurden Converſationsſtücke, kleine Opern, Poſſen gegeben, und Alles, was groß und prächtig war, ſchickte man an's Iſarthor. Doch ich muß noch bemerken, ehe ich weiter erzähle, daß es zu jener Zeit gar kein Iſarthor eigentlich gab, und daß man nur einen Platz ſo zu nennen gewohnt war, wo drei baufällige Thürme ſtanden, die noch davon herrührten. Jetzt hat München wieder ein Iſarthor, aber kein Iſarthor-Theater mehr; ich glaube, die Stadt wäre für das Letztere dankbarer geweſen! — Die Sonnabende waren die Glanztage des Iſarthor-Theaters; dann erſchien der Hof in ſeiner freundlichen, blau und weiß decorirten Loge; dann erſchien die Diplomatie und der Adel, und die lange Thalſtraße hat ſeitdem nicht wieder eine ſolche Menge von Kutſchen geſehen. Hinter der Loge des Königs war ein ſchöner, runder Saal, und darin wurde, wenn die Vorſtellung zu Ende war, Cour angenommen. Die Königin beſonders gefiel ſich ſehr in jenem Theater, und um es ihr noch angenehmer zu machen, legte der Herr Carl, Regiſſeur, in dem Logenſaale eine Camera obscura an, und die Königin fuhr manchmal mit ihren Damen bei hellem Sonnenſchein hin, ſich daran zu ergötzen. War das nicht artig? Ein Regiſſeur durfte galant gegen eine Königin ſeyn, und die Königin nahm es huldvoll auf. —

Der gute, practiſche Herr de la Motte verlor aber die Leitung der Theatergeſchäfte, und der dama-

lige Finanzminiſter übergab ſie einem Regierungsrath, der ein guter Financier ſeyn ſollte, und einmal in früherer Zeit eine Dilettantenbühne in Landshut oder ſonſt wo mit vorzüglichem Erfolge dirigirt hatte. Der Herr Finanzminiſter lebte damals ſelbſt in jenem Städtchen, und die Dilettanten hatten ſo herrlich ihre Sachen gemacht, daß er in des Regierungsrathes Kenntniſſe eben ſo wenig, als in ſeine eigenen dramaturgiſchen Kräfte Zweifel ſetzte. Herr Stich, dieß war der neue Intendant, war ganz unbekannt bei Hofe, und erfreute ſich keiner Protection an demſelben; auch war ſein Aeußeres gar nicht ſo ausgeſtattet, um ſich bei Hohen und Vornehmen einzuſchmeicheln. Denn ſage man auch, was man wolle, und lache man à belles dents bei Moriers Schilderungen von Perſien, unſere Höfe und Hofleute haben doch noch immer viel von Harum-Baſchis, Effendis, Agas, Chans u. dgl. Der wackere Herr Stich, ohne von, mit ſeinem gelben, finſteru Geſichte, mit ſeinem kerzengeraden Rücken, der ſich nur ſchwerfällig verbeugte, und mit ſeiner Unkenntniß des Franzöſiſchen, machte bei Hofe eine trübſelige Figur. Das war aber auch Alles etwas ungeſchickt von dem Herrn Stich. Das gelbe Geſicht konnte er ſich freilich nicht nehmen, aber dafür hätte er es ſtets mit Freundlichkeit übergießen müſſen, und die Damen würden gefunden haben: „qu'il avait le coloris bazané, mais tout à fait à l'Espagnole! — Und daß er nichts franzöſiſch wußte, war abermals ein ſehr großer Uebelſtand, denn der verſtorbene König liebte

ſehr, dieſe Sprache an ſeinem Hofe zu hören. War es ihm zu verdenken? Verlebte er nicht ſeine ſchöne Jugend in dem herrlichen Paris? War er nicht dort „le beau prince Max? le bel allemand?“

Wann der König ſich manchmal vergaß, und ſeiner Gewohnheit nach eine Frage franzöſiſch an ſeinen Intendanten richtete, ſo mußte es ihm ſogleich einfallen: „Ja, was mach' ich denn, der gute Mann hat ja keine Erziehung genoſſen!“ — Und zu jener Zeit mußte der Intendant täglich um 6 Uhr zum Könige, und nach ihm erſchien der Polizeidirector; denn der freundliche Herrſcher liebte es, ſich mit Hiſtorietten des Morgens unterhalten zu laſſen, und wer konnte deren mehr vorräthig haben, als jene beiden Beamten. Damals war die Polizei noch ſehr unſchuldiger Art, ſie war der Politik ganz fremd, und hatte ſich in Bezug auf den König in gar nichts zu miſchen; denn, wenn es Jemand eingefallen wäre, über Maximilian Joſeph öffentlich eine Ungebührlichkeit vorzubringen, die Münchener Bürger hätten ihn auf der Stelle ſelbſt gerichtet, d. h. er würde eine Tracht Schläge bekommen haben, und die Sache wäre abgethan geweſen.

Herr Stich, der wohl fühlte, daß ihm zum Hofmann Alles fehlte, ſuchte auf andere Weiſe ſich in Achtung zu ſetzen, und verbreitete einen ſo hohen Grad von äußerem Glanze um ſich und die Bühne, daß er allerdings einige Augenblicke zu blenden im Stande war. Hiebei verlor er aber den Financier ganz aus dem Geſichte, und wie er am Ende ſich nur noch

schwindelnd auf jener Höhe zu erhalten vermochte, so ergriff er bald Dieses, bald Jenes, um sich daraus eine Stütze zu bilden. So kam er auch auf den unseligen Einfall, das Theater an dem Isarthore aufzulösen, um dadurch dessen Einnahmen auch dem großen Hoftheater zuzuwenden.

Es war nämlich mittlerweile das große Gebäude entstanden, worin noch heutzutage Comödie gespielt wird, und wo sich bereits in wenigen Jahren fünf Intendanten ablös'ten, die Alle noch am Leben sind: Herr de la Motte, Herr Stich, Herr Baron Weichs, Herr Baron Poißl, Herr Küstner.

Gegen das Ende des Sommers, wenn das neue Etatsjahr sich näherte, ging jederzeit das Gerücht von der Auflösung des Isarthor-Theaters; immer aber waren gütige Fürsprecher da, und Alles blieb beim Alten.

Es war um eben diese Zeit, als im Jahre 1823 daßelbe Gerücht sich wiederholte. Das Theater hieß zwar noch immer Hoftheater, war aber gänzlich von der Regieverwaltung des großen Hoftheaters getrennt. Es hatte einen kleinen Zuschuß aus der Staatscasse, und bezahlte seine Schauspieler von diesem und seinen Einnahmen, die nicht unbeträchtlich waren. Die Verwaltung führte Herr Carl als Regisseur, mit dem Titel eines Directors, die obere Behörde war der Intendant, Herr Stich. Mehre Schauspieler des Isarthor-Theaters hatten die Verpflichtung, auch in der Stadt zu spielen, und bezogen ihre Gagen getheilt, aus beiden

Caſſen; Andere erhielten für Aushülfsrollen, die ſie in der Stadt übernahmen, ein Spielhonorar von drei bis fünf Gulden.

Herr Carl ſelbſt war ein überaus thätiger Mann, der ſelbſt als Schauſpieler ſehr beliebt war. Früher in Oeſterreichiſchen Militärdienſten, war er ſehr jung nach München gekommen, und bekam eine kleine Anſtellung beim Theater. Er hatte ſich dem Liebhaberfache gewidmet, konnte aber kein beſonderes Glück darin machen, bis der Zufall ihm half. Ein Wiener Stück: „Der Fleiſchhauer von Oedenburg," war eingeſandt worden, aber Herr de la Motte wagte nicht, dieſes Stück in München aufführen zu laſſen. Carl ſieht das Buch, und erbietet ſich, die Rolle des Herrn von Springerl, worin er ſpäter excellirte, zu ſpielen. De la Motte weigert ſich, Carl beſteht darauf; endlich gibt jener nach. Die Sache machte Aufſehen. Der junge Schauſpieler erſchien in der komiſchen Maske, ſprach im Wiener Jargon, machte ſeine Späße auf die beluſtigendſte Weiſe; aber das Ganze ſprach nicht an. Er war zerknirſcht, und glaubte die Wette verloren; de la Motte jedoch, der ſich nun von dem Talente, das in Carl ſchlief, klar überzeugt hatte, ſetzte das Stück wieder an, und was er vermuthet hatte, traf ein, der Sieg war vollkommen. Nun wurden dem jungen Komiker in einer ganz neuen Sphäre andere Rollen dieſer Art übertragen. Der Herr von Hirſchkopf im Eipeldauer, und der Purzl in der Kreuzercomödie waren die nächſten; wer dieſe burlesken Charactere von Carl

jemals gesehen, wird sich über den ersten Eindruck, den sie hervorbringen mußten, nicht wundern. Die Stimmung war Fanatismo! Carl, immer noch erster Liebhaber, bezog von seinen komischen Darstellungen, zu denen er nicht verpflichtet war, und die der Casse sehr ergiebig zu werden versprachen, eine Tantième, und wie endlich der „Staberl" erschien, öffnete sich ihm eine Quelle von Erwerb, die ihn in diesem Augenblick bereits zu einem sehr reichen Manne gemacht haben soll.

Carl's Existenz hing damals gewissermaßen mit dem Isarthor-Theater zusammen. War dieses einmal aufgelöst, so hatte auch seine fast unumschränkte Herrschaft ein Ende, und er mußte in seine frühern Dienstverhältnisse zum großen Hoftheater zurückkehren, wo er in dem Fache der ersten Liebhaber hätte wirken müssen. Hier glänzte aber Urban bereits, der noch dazu Carl's offener Feind war, und man kann denken, daß die subordinirte Stellung, die dieser dort eingenommen haben würde, nicht nach seinem Geschmacke seyn konnte. Die Sache wurde indeß immer ernster, und der Zeitpunkt rückte näher, wo ein Federstrich des Königs das Isarthor-Theater vernichten sollte.

Wenn gleich der König diesem Theater nicht abgeneigt war, Carl selbst persönlich leiden mochte, und über seine Späße herzlich zu lachen pflegte, so ward dem guten Herrn, der so gern mit offenen Händen gab, doch immer so viel von Ersparnissen vorgepredigt,

daß er endlich wohl nachgeben zu müſſen glaubte. Dieß war auch hier der Fall. Die Dotation des Theaters, ſo gering ſie war, konnte doch immer für etwas gelten, mehr als das aber die beſſern Einnahmen, die nach der Meinung Vieler dann das große Theater machen mußte, um ſich dadurch aus ſeiner Schuldenlaſt reißen zu können.

Es wurde Alles verſucht, um den Finanzminiſter, in deſſen Händen Wohl und Wehe lag, umzuſtimmen, allein vergebens. Eine Deputation von Familienvätern, denen das Iſarthor-Theater das kümmerliche Brod bis jetzt gegeben, machte ihre Aufwartung; ein alter Comödiant ſprach rührende Worte, ein alter Muſikant weinte dazu, und ein alter, betrunkener Zimmermann that einen Kniefall; das Ganze war förmlich probirt und wirkſam in Scene geſetzt worden, aber der harte Finanzminiſter wandte ſich ungerührt ab, und ſprach: „Es muß ſein Bewenden haben.“

Die Deputation kam ziemlich gleichgültig mit dieſer Nachricht zu Carl, weil Alle unterwegs ſchon einen Plan gemacht hatten, ſich mit heiler Haut in's Hoftheater zu retten; aber Carl, der am meiſten zu verlieren hatte, überzeugte die Leute ſo triftig von der Troſtloſigkeit ihrer Lage, daß ſie wahrhaftig zu verzweifeln begannen.

Carl ſelbſt that heimlich viele Schritte, offen konnte er nichts thun, um den Schein von ſich abzuwälzen, als ſorge er für ſich. „Was ich thue,“ ſprach er, „geſchieht, um arme Familien vom Hungertode zu retten.“

Eines Tages war er sehr heiterer Laune. Er hatte kurz zuvor den Staberl in den Reiseabenteuern im Beiseyn des Königs gegeben, und Alles aufgeboten, um darin zu glänzen. Bei solchen Gelegenheiten mußte man Carl sehen, wie er während der Zwischenacte auf dem Theater umhersprang in der Narrenmaske, und mit ernster Miene Befehle gab, die sehr unterwürfig ausgeführt wurden. War der König im Theater, so durfte ein Zwischenact nicht länger, als ein paar Minuten dauern, der Souffleur durfte sich gar nicht hören lassen, und Alles mußte sich übermäßig anstrengen. Aber der König war für diese Aufmerksamkeiten auch immer sehr gnädig. Einmal ließ er den Zimmerleuten und Arbeitern Filzschuhe geben, damit sie nicht so hörbar auf den Gängen herumtrampeln sollten; ein andermal beschenkte er das gesammte Chorpersonal, Männlein und Weiblein, mit großen, grauen Mänteln, für den Winter u. s. w. Auch Carl hatte sich sehr oft kostbarer Geschenke zu erfreuen.

Dießmal hatte ihm ein königlicher Kammerdiener die Nachricht hinterbracht, daß der König in der Nacht nach der Aufführung des Staberl, mehre Male im Schlafe seinen Namen gerufen, wie der Staberl gesprochen, und laut gelacht habe. Das war de bonne augure, Carl fußte auf so etwas bedeutend, das Isarthor-Theater konnte nun gar nicht aufgelöst werden. Wäre der König nicht eben in Tegernsee gewesen, er hätte irgend einen Plan gleich bei der Hand gehabt, und schnurstraks ausgeführt. Noch verklärte die Freude seine Züge, als

der Kammerdiener des Finanzministers bleich und athemlos hereinstürzte. Sogleich wurde ihm von Carl eine geheime Audienz bewilligt; Alles im Vorzimmer stand erwartungsvoll; der Kammerdiener entfernte sich wieder; ich wurde in's Cabinet gerufen.

„Denken Sie, was ich so eben erfahre," rief mir Carl voll Entsetzen entgegen, „das Rescript wegen Aufhebung des Theaters ist da; heute wird es nach Tegernsee gesandt, morgen ist es unterschrieben, und dann ist Alles verloren, denn nie ist noch in Baiern ein Ministerialbeschluß zurück genommen worden."

„Was ist zu machen?" sagte ich gleichgültig, mehr, um etwas zu sagen, als aus besonderem Antheile.

„Sie müssen nach Tegernsee," erwiderte Carl schnell.

„Ich?" wiederholte ich überrascht, „was fällt Ihnen ein?"

„Nur Sie sind dazu geeignet," fuhr er fort. „Niemand darf etwas davon wissen, fahre ich, so erfährt es die ganze Stadt" — und jetzt folgten eine Menge schöner Redensarten und gewählter Höflichkeiten, worin er seines Gleichen suchte.

Ich war gefangen; der Spaß schien mir überdieß nicht uninteressant, und ich willigte ein. Er gab mir einige Briefe mit, einen an den Grafen N., einen andern an die Gräfin T., instruirte mich genau, und ohne einen Bissen noch gegessen zu haben, mußte ich mich in einer entlegenen Straße in den Wagen

ſetzen, und fuhr um die Stadt, ohne von Jemand bemerkt zu werden, ganz heimlich, auf dem Wege nach Holzkirchen.

Unterweges durchkreuzten ſich meine Gedanken über dieſes ſeltſame Abenteuer. Ich war fremd, kannte keinen Menſchen am ganzen Hofe, und wußte nicht einmal, was in den Briefen ſtand, die ich bei mir hatte. So kam ich nach Tegernſee. Trotz meiner Eile und daß ich Poſtpferde genommen hatte, war es bereits ſehr ſpät, als ich es erreichte.

Im Wirthshauſe abgeſtiegen, überlegte ich, wie ich meine Briefe noch am ſpäten Abende abgeben ſollte. Ich ging um das Schloß, und ſah bedenklich zu den erleuchteten Fenſtern hinan. „Da oben iſt der Graf R. und die Gräfin T.,“ dachte ich bei mir, „wie ſoll ich aber zu ihnen gelangen? Und Heute noch muß mein Geſchäft gethan ſeyn, denn Morgen mit dem Früheſten iſt das Reſcript unterſchrieben, und dann kann ich mit langer Naſe heimziehen.“

Hin und her ſah ich die Dienerſchaft in den langen Gängen des Schloſſes ſtreifen, aber ich ſann ſchwermüthig darüber nach, wen ich wohl anreden ſollte. Alle gingen geſchäftig an mir vorüber; Niemandes Aufmerkſamkeit erregte ich. Den Grafen R. aus den Geſellſchaftszimmern des Königs herausrufen laſſen, ihm den Brief des Herrn Carl einhändigen, dieß wäre ſo plump geweſen, hätte eine fatale Aufmerkſamkeit erregen, den Grafen in üble Laune verſetzen

können, mit einem Worte, eine solche bévue kam mir wahrlich nicht in den Sinn.

Wie ich noch so in der Halle stand, kam aus dem hintern Ende des Ganges ein großer Mann auf mich zu, der ein Stümpchen Licht in einer Laterne trug, womit er die Lampen des Corridors angezündet hatte. Ich sah ihm schon lange zu, und dachte daran, daß Ofenheitzer und Lampenanzünder oft in Palästen, die einflußreichsten Personen seyen, und daß man auf der Hintertreppe am leichtesten zu geheimen Audienzen gelange. Jetzt schien der Mann sein Geschäft beendigt zu haben, und trat aus dem Thore, um über den Weg zu schreiten. Ich blickte ihm nach, und folgte ihm dann.

„Was ist das hier für ein langer, erleuchteter Flügel, jenseits der Kirche?“ hieß mich mein guter Genius ihn fragen.

„Das ist das Bräuhaus,“ entgegnete mein Mann.

Ich athmete hoch auf; das Bräuhaus! ein glücklicher Wurf! Jetzt war ich sicher, ein erfolgreiches Gespräch mit meinem Lampenanzünder anknüpfen zu können. Ich maß keinen Augenblick den Abstand von ihm zum Grafen R., so gewiß war ich jetzt schon meiner Sache.

„Dort können Sie einen guten, kühlen Trunk haben; auch ich gehe dahin, wollen Sie, so begleiten Sie mich;“ dieß waren die Worte meines Lucifers.

Ich nahm die Einladung mit großem Dank an, und ließ mich von seinem Laternchen in's Bräuhaus

leiten. Neben mir rauſchte der See; der Mond beſchien die Königsalpe; ich blickte flüchtig darauf hin, jetzt aber hatte ich keinen Sinn dafür.

In der großen Trinkſtube ſaßen Lakaien von allen Farben beim Spiel und Trinken, bei Lachen und Schwatzen. Zwiſchen den blauen Baiern leuchteten Jäger und Ruſſen, Franzoſen und Engländer, deren Herren, die Geſandten, ſich an dem ländlichen Hoflager des Königs aufhielten. Mir fiel wieder gewaltig der Muth, wie ich ſahe, mit welcher ſubmiſſen Miene mein fettiger und rußiger Führer zwiſchen den blanken Herren hindurchſchlüpfte, und grüßend ſein Winkelchen am Ende der Stube einnahm. Ich ſetzte mich neben ihn. Er wollte Neuigkeiten aus München wiſſen, und ich rückte damit heraus, daß man das Iſarthor-Theater auflöſen wolle. Wie erſchrack da aber mein guter Führer! Ich kann es nicht beſchreiben, welchen Eindruck dieſe Nachricht auf ihn machte. Und weshalb?

Er ſelbſt war Lampenputzer an dieſem Theater geweſen, und hatte dort die ſchönſten Jahre ſeiner Jugend verlebt; durch Carl's Verwenden war er endlich zu ſeinem jetzigen Poſten befördert worden, und nun ſprach er von Dankbarkeit, und ſchien ungemein gerührt. Dieſe Stimmung war mir willkommen, und ich eröffnete ihm leiſe die Wichtigkeit meiner Sendung, und wie Alles davon abhinge, noch heute den Grafen N. zu ſprechen.

Stillschweigend erhob sich mein neuer Freund, und mit bedeutender Miene mir zulächelnd, trat er zu einigen Kartenspielern, und besprach sich mit ihnen; dann kam er wieder zu mir.

„Jetzt den Grafen zu sprechen, ist durchaus nicht möglich," fing er an. „Er spielt mit dem König und dem rußischen Gesandten, und ihn von der Partie wegrufen zu lassen, ist nicht rathsam. In einer Stunde jedoch zieht sich Seine Majestät zurück, und dann speisen die Herren zu Nacht im Kaiserzimmer. Ich postire Sie dann an eine Stelle des Corridors, wo der Graf nach aufgehobener Tafel, wenn er sich in sein Schlafzimmer begibt, vorübergehen muß."

„Wie werde ich aber den Grafen erkennen?" fragte ich, „ich habe ihn nie im Leben gesehen."

„Wozu wäre denn ich?" fragte mein neuer Gönner, „ich bleibe ja bei Ihnen stehen, rufe dem Grafen zu, und sage: da ist ein Herr aus München, der Ew. Excellenz sprechen will."

Bravo! dacht' ich mir, das ist eine solenne Vorstellung! doch was wollte ich machen, mir schien die Sache auf solche Weise am Leichtesten zu gehen. Ein etwas plumper Abord freilich, wenigstens konnte ich aber darauf rechnen, nicht abgewiesen zu werden, und in der Anrede hatte ich es ja in meiner Gewalt, dem Hofmanne eine bessere Meinung von meinem savoir faire beizubringen. Ich dankte Freund Lampenputzer herzlich, und nahm ihn mit mir in's Wirthshaus, um während des Stündchens bis zur Audienz

einige Gläſer Punſch mit mir zu trinken. Dieſe ſchmeckten aber meinem Gönner ſo gut, daß er mir erwiederte, ſo oft ich aufbrechen wollte: „Wir haben noch Zeit, die Herren tafeln lang; ſeyn Sie unbeſorgt, ich ſtelle Sie ſchon auf den rechten Platz.“

Endlich war es eilf Uhr und ich drängte ihn zum Aufbruch. Erhitzt von Punſch führte er mich zum Schloſſe. Seinem Amte getreu konnte er keine Schnuppe ſehen, und hielt ſich daher bei jeder Lampe auf, wo wir vorüberkamen. Dieß Alles verurſachte noch mehr Aufenthalt. Es befremdete mich, die Gänge ſo verödet zu finden; mein Führer ſprach kein Wort, und ich folgte ihm Trepp auf und ab, die Kreuz und Quer, bis wir auf einen prächtigen Vorplatz gerathen waren.

„Jene Thür führt in das Kaiſerzimmer,“ ſagte mein Führer, „wo die Tafel gehalten wird.“

Aber Alles war ſtill; Niemand ließ ſich ſehen, die Lampen brannten dunkel, ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte. Freund Lampenputzer guckte durch's Schlüſſelloch.

„Alle Wetter!“ rief er, „ſie haben ſchon abgegeſſen!“

„Was?“ ſchrie ich entſetzt.

„Und ſind ſchlafen gegangen,“ fuhr er gelaſſen fort. Mit dieſen Worten hatte er die Thür geöffnet. Ich blickte in den prächtigen Saal, wo einige ſchläfrige Lakaien halbgeleerte Gläſer vollends austranken. Sie ſchnauzten uns an, aber mein Freund ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen. Er fragte nach dem Grafen R.

und fügte hinzu, er habe einen Herrn aus München, der den Grafen sogleich sprechen müsse. — Man erwiederte: der Graf habe sich schon zurückgezogen.

»Das ist prächtig!« rief er, „nun kommen Sie nur schnell!«

Und abermals Trepp auf und ab, durch Gänge und Säle, befanden wir uns endlich in einem langen Kreuzgang, wo Thür an Thür, die Wohnungen der Gesandten und Hofkavaliere sich befanden. Das Schloß war bekanntlich ein Kloster gewesen, und hier hatten die Mönche früher ihre Zellen gehabt.

An einer halbgeöffneten Thür blieb mein Führer stehen, und machte sie ein wenig weiter auf. Sie knarrte so stark, daß ich erschrack. Wie? wenn der Graf schon geschlafen hätte? Inwendig wurde heiser gehustet, dann unverständlich gesprochen, ein schöner, langer Jäger erschien, und fragte barsch: „Was es gäbe?« Ich fragte, ob es möglich wäre, Se. Excellenz zu sprechen, ich käme eben von München und hätte eine Angelegenheit, die für mich von der größten Wichtigkeit sey.

Der Jäger sagte: Se. Excellenz schliefen bereits.

„Von wem? und was will der Mensch?« schrie aber Se. Excellenz sehr gnädig. Mein Führer merkte das gleich, lachte schelmisch und sagte: „Sehen Sie?« dann, ohne mir Zeit zu lassen, rief er: „Vom Director Carl!« —

„Hat er einen Brief?“ fragte der Graf. Ich hatte ihn ſchon dem Jäger gegeben, und dieſer war damit in's Zimmer gegangen. In banger Erwartung blieb ich ſtehen; mein Freund beurlaubte ſich, und ich drückte ihm die Hand und verſprach, ihn am andern Tage aufzuſuchen, um ihm den Erfolg zu verkündigen. Nach einer Weile wurde die Thür von innen geöffnet, und der Jäger deutete mit der Hand, daß ich eintreten ſollte. Ich ſtand in dem Schlafgemache des Grafen. Er ſelbſt ſaß ganz entkleidet auf dem Bette, den Untertheil ſeines Körpers mit einem ſeidenen Schlafrocke zugedeckt, den offenen Brief in der Hand.

„Ja, was wollen Sie, das ich jetzt in der Nacht beginnen ſoll?“ fragte er mit einem ſchläfrigen Geſichte.

Ich entſchuldigte mich mit meiner verſpäteten Abreiſe von München, und mit der dringenden Nothwendigkeit, aber der Graf ließ mich nicht ausreden:

„Schon gut, ſchon gut!“ ſagte er, „aber was iſt jetzt zu thun? Morgen um Sieben werden dem Könige die Sachen zur Unterſchrift vorgelegt, und dann iſt Alles vorbei. Halt! wenn's nur nicht ſo ſpät wäre! Sieh einmal, Jean, ob beim Staatsrath K. drüben noch Licht iſt.

Der Jäger öffnete den ſeidenen Vorhang, ſchaute durch's Fenſter, und meldete, daß Alles ſtockfinſter ſey.

„Nun wohlan!“ ſagte Se. Excellenz, »ſo iſt für heute nichts zu machen. Morgen, mit dem Frühеſten

laſſe ich den Staatsrath kommen, er hat das Portefeuille vom Finanzminiſter erhalten, und legt die Sachen dem Könige vor. Wir wollen ſehen, was zu machen ſeyn wird.“ Er fragte nun noch Verſchiedenes über die Lage der Dinge, und ich that, was ich konnte, den Grafen für die Intereſſen des Theaters einzunehmen. Dieß war in der That nicht ſchwer, da gerade zu derſelben Zeit ein junges Mädchen ſich bei dieſem Theater befand, welches Se. Excellenz ſehr in Affection genommen hatte.

Es war die Tochter eines armen Tagelöhners, der ſich mit Holzhauen den kümmerlichen Unterhalt erwarb. Sie war ſo ſchön, als ihre Lage kläglich, und Beides war ungewöhnlich. Dieſes mußte ſie aber auch dem Rande des Verderbens nahe bringen. Da wollte es der Zufall, daß eine Perſon vom höchſten Range, die ſchon damals einer großen Beſtimmung entgegenging, auf einſamem Pfade, gewiegt in dichteriſchen Phantaſien, oder vielleicht im Nachdenken über die politiſche Lage der Welt verſunken — wer vermöchte das zu beſtimmen? — dem ſchönen, armen, zerriſſenen Kinde begegnet. Alles fällt an ihr auf. So ſchön iſt Keine, ſo materiſch lumpig Keine, ſo dumm, zutraulich ſchaut Keine aus himmliſchen Augen. Man bleibt ſtehen, man fragt und antwortet, das Intereſſe wächſt und die hohe Perſon geleitet das Kind zu ihrer Wohnung, und verſpricht für ihr Schickſal zu ſorgen.

Andern Tages ſieht die hohe Perſon die arme Schöne wieder; ihre einfache Naivität entzückt immer mehr, und

es wird beſchloſſen: ſie auf den Weg der Tugend, den ſie ſchon zu verlaſſen begonnen, zurückzuführen. Das erſte Geſchenk, das ſie aus der hohen Hand erhält, iſt ein ſchwarz eingebundenes Gebetbuch: „Gott iſt die reinſte Liebe“ von Eckartshauſen. Ein Blatt iſt eingeheftet, und darauf ſteht: „zur chriſtlichen Erbauung, von ....., ... Da ſie bereits eine verderbliche Verbindung eingegangen war, und einige Schulden hatte, ſo erfolgte von derſelben hohen Hand eine Obligation über die unbedeutende Summe, ſolche in monatlichen Raten von 25 Gulden für die ſchöne Büßerin zurückzuzahlen. Hierauf beſchränkten ſich jedoch dieſe Wohlthaten nicht. Zur damaligen Zeit konnte man die hohe Perſon täglich den Weg zur Madame Carl nehmen ſehen, die außerhalb der Stadt wohnte, um ſie zu bewegen, das Mädchen in's Haus zu nehmen und ſie zu ihrer Schülerin zu bilden. Madame Carl mochte vorbringen, was ſie wollte, der Weg der Tugend mußte nun einmal gebahnt werden, und dazu ſchien die Bildung zur Schauſpielerin und ein Engagement am Iſarthortheater allerdings der feſteſte Grund zu ſeyn. Das Mädchen wurde endlich bei einem alten, armen Schauſpieler untergebracht, und Madame Carl fing wirklich an, ihr einige Rollen einzuſtudiren, und ſo geſchah es, daß die arme, verlaſſene, dem Verderben geweihete Schöne nach einem Jahre am Iſarthore Comödie ſpielte, die herrlichſten Kleider hatte, vielen Leuten den Kopf verrückte, aber überaus tugendhaft

war, denn der hohe Gönner hatte die Vorsicht gebraucht, sie unter Aufsicht zu stellen, und eben Se. Excellenz war es, welche mit diesem Ehrenamte bekleidet worden war. Später ging die Schöne nach Wien, und jetzt lebt sie in den Armen eines reichen ung'rischen Magnaten zu Temeswar, wie ich aus sichern Quellen weiß. Sie segnet noch immer den Zufall, der sie den Weg der Tugend finden ließ. —

„Für die Nanni könnte man etwas thun," meinte Se. Excellenz. „die dürfte an's Hoftheater kommen."

Ich stellte jedoch alle Unmöglichkeiten vor, und meinte, sie würde, mit dem Sturze des Theaters, München gewiß verlassen, endlich da ich sah, wie schläfrig wir Beide, ich und die Excellenz, geworden waren, beurlaubte ich mich, nachdem Letztere mir noch die Versicherung ertheilt, Alles zum Besten des Theaters veranstalten zu wollen, und mich für den andern Tag um 8 Uhr zu sich beschieden hatte.

Ich entfernte mich, nicht ohne Hoffnung. Am andern Morgen erblickte ich zum ersten Male das Paradies, worin ich geschlafen hatte. Der See lag in seiner ganzen Lieblichkeit vor mir, die Luft erquickte mich, und ich ging froh bewegt dem Schlosse zu, um Sr. Excellenz meine Aufwartung zu machen.

Ich fand den Herrn Grafen bei der Morgentoilette und sehr gedrängt. „Ich habe bereits um 6 Uhr den Staatsrath kommen lassen," geruhete er mir sehr gnädig zu versichern, „auch er war empört über die

Hartnäckigkeit, womit das arme Theater, das uns so vielen Spaß macht, verfolgt wird. Der Herr v. L... begreift nicht, was Noth thut. Will er Einschränkungen machen, so fange er mit andern Dingen an. Außer der Aufhebung des Isarthores wird die Bewilligung von zehntausend Gulden zur Ausstattung der Oper „Zelmira“ vorgelegt, welche bei den Vermählungsfeierlichkeiten im November aufgeführt werden soll. Auf diesen Umstand bau' ich viel; der Staatsrath wird beide Rescripte zugleich vorlegen, und ich wette, daß dieß günstig wirken wird. Jetzt habe ich Eile. Se. Majestät fährt mit dem rußischen Minister nach Kaltenbrunn, und ich bin von der Partie. Ich werde suchen, von dem Theater manches gute Wort fallen zu lassen. Um halb zwei Uhr seyn Sie hier, dann kleide ich mich zur Tafel um, und Sie sollen das Resultat wissen.“

Ich entfernte mich, machte eine Promenade am See, und bald sah ich die königliche Gondel die Silberfluten durchschneiden. Nun schien mir der Augenblick gekommen, der Gräfin T. aufzuwarten, um auch von dieser Seite der Sache Unterstützung zu verschaffen. Der Vormittag war vergangen, und ich spähete emsig nach der Gegend von Kaltenbrunn; endlich erschien die Gondel, der König stieg aus, und ich verbarg mich wohlweislich, um nicht seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, weil er dann sogleich die kleine Intrigue

durchschaut haben würde, die man ihm gespielt hatte. Kaum war der Graf in's Schloß getreten, so folgte ich ihm in einiger Entfernung; er bemerkte mich, und lud mich freundlich auf sein Zimmer. Er entkleidete sich rasch, und während der Jäger ihm ein frisches Hemd über den Kopf warf, fing er auf französisch an: „Ich kann Ihnen gute Nachrichten geben, Alles ist gewonnen. Se. Majestät haben sich bei der Wasserfahrt sehr gnädig über das Theater ausgesprochen. Sagen Sie Carl: daß er fester steht als je."

Ich verbeugte mich tief.

„Der Staatsrath K. gebrauchte den Kunstgriff," fuhr er fort, „die beiden Rescripte wegen Auflösung und Zuschuß zugleich vorzulegen. „Was ist das?" fragte Se. Majestät. Der Staatsrath erörterte es in wenigen Worten. Da sagten Se. Majestät höchst zornig: „F . . . . e!" stampften dabei mit dem Fuße, warfen die Feder hin, und schoben beide Rescripte fort. Beide wurden ohne Unterschrift wieder in das Portefeuille gepackt. Der Herr v. L... wird sich wundern! Doch das war vorauszusehen von dem guten Herzen des Königs. Hier ein Institut auflösen, einer kleinen Ersparniß wegen, und dort eine so große Summe für Tand und Trödel wegwerfen, dieser Gegensatz mußte wirken. Jetzt leben Sie wohl! sagen Sie Carl, daß er ohne Sorge seyn möge, und daß wir die Angriffe seiner Feinde schon zurückschlagen wollen."

Er war angekleidet, und rannte, ſich den Schweiß trocknend in die Antichambre. Ich bedauerte den wackern, gefälligen Hofmann herzlich, und dankte ihm aus warmem Herzen.

Freudig trat ich meinen Rückweg an. Spät am Abend erreichte ich München. Ich fuhr bei Carls Hauſe vor, wo die erſten Mitglieder des Theaters meiner Rückkunft ſehnſüchtig harrten. Sie ſaßen bei einer dampfenden Punſchbowle, und ſchlürften das Lieblingsgetränk mit angehaltenem Athem, dem heranrollenden Wagen lauſchend. Ich brachte meine Relation kurz und bündig vor; Alle jauchzten.

„Haſt Du's gehört?“ rief Carl, „der König hat F . . . . e! geſagt, und mit dem Fuße geſtampft.“

„Ich habe nicht Alles verſtehen können,“ ſprach leiſe Madame Carl im Nebenzimmer, die, von der Migraine geplagt, im Bette lag, und ich wurde zu der hübſchen Frau geführt, und mußte Alles noch einmal erzählen. Ich bekenne aufrichtig, daß ich mich dießmal nicht kurz faßte, ſondern es an Umſtändlichkeiten nicht fehlen ließ, um deſto länger in der reizenden Nähe zu bleiben.

Das Theater aber wurde nicht nur nicht aufgelöſ't, ſondern es erfreuete ſich eines viel bedeutendern Zuſchuſſes wie früher, und Carl wurde ſein unumſchränkter Director. Mir aber verſchaffte mein Eifer, den ich an den Tag gelegt, den Poſten eines Theaterſecretärs, den ich, nicht ohne einiges Glück, achtzehn

Monate hindurch bekleidet habe. Kurz nach dem Regierungs-Antritte des jetzigen Königs zog Carl mit seiner ganzen Gesellschaft nach Wien. Ich aber hatte schon früher meine Anstellung aufgegeben.

Görres und Andere.

Görres las Mystik und französische Revolutionsgeschichte. Junge Leute von meiner Bekanntschaft hörten ihn als Curiosität; die, so von ihm erbaut wurden, kannte ich nicht näher. Es war eine Zeit, die uns Söhnen vom Jahre 13 noch frisch im Gedächtnisse lebt, wo der Name „Görres“ schon hinreichte, Alles in lodernden Enthusiasmus zu versetzen; wo er am Rheine donnerte mit der gewaltigen Kraft seiner Rede, die wie ein Giesbach über Felsen stürzte, und im ganzen Vaterlande widerhallte. Es war eine begeisternde Zeit! Görres sprach, Uhland sang, aus Freude daß ein schweres Joch zerbrochen war, und eine junge, erfrischte Generation regte die kräftigen Schwingen. Welche Aussichten! welche Hoffnungen! Auch ich war jung in jener Zeit. Ich träumte weder Eisenbahnen, noch Dampfmaschinen, noch zwei Kammersysteme, und meinte, die Welt sey doch schon ganz glücklich. Ich nannte Napoleon ein despotisches Scheusal, denn ich hatte die Gräuel nach den Schlachten von Friedland und Eylau ganz in der Nähe ge-

sehen; und ich freute mich über das freiwillige ostpreußische National-Cavallerieregiment im Innersten meines Herzens, und über seine bunte, gelbgeschnürte Wachtparadeuniform, die an der Kaybach aber bedeutend hatte leiden müssen. Wie ich zum Erstenmale über den Rhein ging, schwindelte mir vor Entzücken der Kopf, und ich glaubte die Schiffbrücke bei Oppenheim tanzte unter mir; auch war es so in der That, denn der schwere Artillerie-Park des Sackenschen Corps zog mit mir zugleich hinüber. „Das ist der Rhein!“ rief ich mir zu, „der alte Vater Rhein!“ — „Hier blühen die Reben, am Ufer hin und geben, uns einen Labewein!“ so sang es in mir, wie eine aufstoßende Lerche, ich schlug Augen und Herz empor zum Himmel, und betrat stolz athmend das linke Rheinufer, erwartend, man werde etwa wie die Entdecker einer neuen Welt, mit Cerimoniell davon Besitz nehmen, eine Fahne in den Boden stoßen, Salven lösen und Proclamationen erlassen. Aber mit Aerger bemerkte ich, daß nichts von Allem geschah, und daß der Park und wir Alle den schmutzigen Weg durch Oppenheim nach Alzey einschlugen, als wäre gar nichts von Bedeutung geschehen. Die Pferde wurden eben so gepeitscht und angetrieben, und die Stückknechte fluchten eben so gräulich, als auf dem rechten Rheinufer, und ich glaube, nur mich allein in einer Gesellschaft von mehr denn 5000 Mann, beseelten die hochherzigsten Gefühle. — Daß ich mich zu jener Zeit sehr glücklich geschätzt habe, einst in Coblenz in den „drei Schweizern,“ neben Görres an der table d'hôte zu

sitzen, darf ich wohl nicht erst versichern. Jetzt ist der Enthusiasmus verraucht, aber Görres ist mir immer merkwürdig geblieben. Ich wollte München nicht verlassen, ohne seine Vorlesungen besucht zu haben.

Einige seiner Zuhörer hatten mir viel von ihm erzählt. Sein seltsam singender Vortrag sollte nicht ohne Lachen das Erstemal anzuhören seyn, dabei die Gabe der begeistertsten Improvisation Staunen und Bewunderung erregen. Meine Erwartung war nicht wenig gespannt. —

Das Auditorium war nicht sehr zahlreich. Nur wenige weltliche Studenten waren gegenwärtig; dafür jene bleichen, hohläugigen, schwarzgekleideten Jünglinge, die man in langem Zuge stets auf der Straße erblickt und die mir, wenn ich ihnen zufällig begegnete, schon oftmals einen einsamen Spaziergang verleideten. Es waren die Schüler des geistlichen Seminars, die hier mehre Bänke besetzt hatten. Ganz nahe am Katheder erblickte ich Weltgeistliche im schwarzen Chorrock, darunter Einen, mir schon Bekannten, den Hausfreund von Görres, der nie fehlte, mit einem gelben Gesichte, voll Entbehrung und Eifer, und glänzenden, lüsternen Augen. Ihm zunächst saßen vier oder fünf Franzosen, die sich in München aufhalten, deutsche Philosophie zu hören, um sie nach Frankreich zu verpflanzen. Sie hören Görres wie Schelling, treiben dabei Alchimie, und studiren das Nibelungenlied; kurz — sie benützen ihren Aufenthalt nach Kräften gut und Deutschland erscheint ihnen, wie uns etwa Indien oder Aegyp-

ten als das Land der Räthsel, der Wunder und der Weisheit. Ich will glauben, daß sie mehr als französischen Ernst zu ihren Forschungen mitgebracht haben, deßungeachtet ist aber anzunehmen, daß sie dereinst in ihrem Vaterlande unbeachtet vorübergehen, oder derb persiflirt werden.

Guido, des Professors blondgelockter Sohn, hatte sich an ein entferntes Pult gesetzt, und war zum Nachschreiben völlig gerüstet. — So saß Alles harrend da, als endlich Görres eintrat, rechts und links sehr ernst grüßend, durch die Reihen der sich erhebenden Hörer schritt und das Catheder betrat. Er war, im Vergleiche zu seiner gewöhnlichen Weise, zierlich gekleidet. Man bemerkte weiße Wäsche und eine Weste von heller Farbe. Sein Blick ruhete scharf auf der Versammlung, und er schien sich orientiren zu wollen; Bekanntes zu suchen, und Fremdes sich besinnend zu fixiren. Dann packte er mit beiden Händen die Brustlehne des Catheders, schüttelte daran, bog sich weit nach hinten über, starrte einen Augenblick zur Decke empor und begann zur selben Zeit, leise, zitternd, und dabei sehr gedehnt, mit der fremdartigsten Betonung und in nie noch vernommener Aussprache, seine Vorlesung. Ein dunkler Orakelspruch könnte nicht passender vorgetragen werden; dieser schwankende, kaum hörbare Hauch, dieses Schnarren durch die Nase, dieser Oboenton durch gepreßte Lippen, aus dem vor Allem ein ä verstanden wurde; es klang so gespensterhaft und schaurig, und wahrlich, ich konnte nicht begreifen, wie man beim An-

hören den Mund zum Lachen verziehen könne. Im ersten Augenblicke hinderte mich die Ueberraschung, ein Wort zu verstehen; es waren nur dunkle Laute, und diese Einleitung schien mir einer Beschwörung, einer Anrufung geheimnißvoller Kräfte zu vergleichen, und stimmte mich um ein Bedeutendes höher. Erst nach und nach lichtete sich das Chaos der unverständlichen Töne, die Massen ordneten sich, und Worte, später Sätze ragten wie aus wogendem Meere, Inseln hervor. Der Vortrag des Professors blieb sich immer gleich, wie ein dahin rollender Strom, ich hörte nun, daß vom heiligen Ambrosius die Rede war, und ich wunderte mich über mich selbst, nicht nur, daß ich Alles schon ganz prächtig verstand, sondern daß ich kalte Besonnenheit genug erlangt hatte, zu bemerken, daß Görres weder Doppellaute, noch das einfache e respectirte, sondern Alles wie ä aussprach; daß er ferner ein R so aussprach, als sey es eine rasselnde Kette von hunderttausenden, und daß außer diesen Eigenheiten der rheinische Dialect ihm vorzugsweise anklebte. Mit dem ungeheuern Dehnen war er wohl nur anfänglich dem Gedächtnisse zu Hülfe gekommen, bis es ihm nach und nach zur Gewohnheit wurde. Da in Deutschland die improvisirenden Redner zu den Seltenheiten gehören, so darf man sich über die Anwendung solcher Hülfsmittel nicht eben wundern. — Das Leben des heiligen Ambrosius war mit jenen naiven, oft burlesken Zügen ausstaffirt, die mich an Görres frühere Weise sehr wohl erinnerten, wie ich sie aus seinem „scherz-

haften Gemiſch von der Nachahmung des Heiligen, und andern ähnlichen Werken kannte. Wie er dort von Heiligen erzählt, die von der Canzel herab die Gottloſen mit faulen Aepfeln werfen, und um einen jüdiſchen Metzger zu bekehren, in die Fleiſchſcharren rennen, um auf Koſten ihres Magens ihm ſeinen ganzen Fleiſchvorrath zu verſchlingen, und ihn dadurch zur Verzweiflung bringen; ſo hinterbrachte er auch hier eine Menge artiger Anecdötchen von dem heiligen Ambroſius, die zur großen Beluſtigung ſeiner Zuhörer gereichten, und oft ein allgemeines Gelächter erregten. Görres allein behielt ſeinen Ernſt und ließ ſich nicht im Geringſten ſtören.

So erzählte er z. B., daß Ambroſius ein ſehr häßliches und ungeſchlachtes Kind geweſen, daß er alle Menſchen geſchlagen, entſetzlich geſchrieen habe, und gar nicht zu bändigen geweſen ſey, dabei von unmäßiger Schwachköpfigkeit. — Seine Wärterin trug ihn einſt auf dem Arme, als ein frommer Pilger ihr begegnete, dem der Knabe auffiel. Er befühlte ſeinen Kopf und betrachtete ihn aufmerkſam, dann beugte er ſich ehrerbietig vor ihm, und ſagte ihm ſeine zukünftige Größe und Heiligkeit voraus. Die Wärterin klagte jedoch über des Kindes ungeſtümen Sinn, und ſeine Unfähigkeit, irgend etwas zu begreifen, und wollte daher in tiefſter Ehrfurcht vermeinen, daß der fromme Pilger ſich in dieſem Falle wahrſcheinlich geirrt haben könne. Er aber blieb bei ſeiner Prophezeihung, und verordnete, man ſolle den Knaben mit dem Knochen eines in der

Nähe befindlichen Heiligen beſtreichen, um ſeine außerordentlichen Eigenſchaften deſto eher zu wecken, und ſeine etwas auffallenden Unarten ſchneller zu entfernen. Dieß geſchah, und von Stunde an änderte ſich der kleine Ambroſius um ein Bedeutendes; doch wollte er immer noch nichts lernen und blieb ſehr zurück gegen andere Knaben ſeines Alters. Als merkwürdig verdient angeführt zu werden, daß er gern mit Bildern ſpielte, hier aber jedesmal die Bilder von gelehrten Männern anſpie, die Soldaten mit Füßen trat, und nur die lieben Heiligen als ſeine einſtmaligen Standesgenoſſen mit Inbrunſt an's Herz drückte. Wie Ambroſius ſpäter in ein Kloſter trat, mußte er Küchendienſte verrichten; hier aber kochte er oft das widerwärtigſte Zeug, das die frommen Väter gar nicht hinunterzubringen vermochten, ſetzte die Töpfe verkehrt zum Feuer, und dergleichen mehr. —

Was Görres von einer heiligen gebenedeiten Jungfrau mittheilte, ſteigerte die Fröhlichkeit bei einem Theile ſeiner Zuhörer noch um ein Bedeutendes. Ihr erſchien das Jeſukindlein zu wiederholten Malen, und wollte mit ihr ſpielen, und die Jungfrau verlangte weder nach Speis noch Trank, ſo ſehr vergnügte ſie ſich an dem Spiele mit dem Knaben. „Ich empfinde weder Hunger noch Durſt," ſprach ſie mit ſehnſüchtigen Blicken, „wenn ich nur meinen lieben Knaben bei mir habe, und mit ihm ſpielen darf."

Das rohe Gelächter der Studenten, das ſolchen Zügen unausbleiblich folgte, ohne von den Andern

beachtet zu werden, die ſtrenge Aufmerkſamkeit der Seminariſten, von denen nur Wenige weinerliche Geſichter ſchnitten, um das Lachen zu unterdrücken, der Ingrimm der ältern Zuhörer, die unverwandt auf den geliebten Lehrer blickten, um ihm die Ueberzeugung zu geben, daß nichts den Antheil, den ſie nahmen, zu ſtören vermochte, Görres ſelbſt endlich, mit ſeiner unerſchütterlichen Einförmigkeit in Haltung und Ton, der unbekümmert ob die Fröhlichkeit der Einen und der Aerger der Andern, ſich ſteigerte, in ſeinem Singſang fortfuhr; Alles dieß brachte einen Contraſt von unbeſchreiblicher Wirkung auf einige ruhige Beobachter hervor, zu denen auch ich mich zählen durfte.

Daß es Görres mit dem, was er vorträgt, vollkommen Ernſt ſey, wird Niemand, der ihn je gehört, wohl in Abrede ſtellen. Welchen Weg der Geiſt dieſes merkwürdigen Mannes aber genommen, um auf dieſen Punct zu gelangen, möchte nicht mit Sicherheit anzugeben ſeyn. Es iſt hinlänglich bekannt, welchen Antheil der feurige Jüngling an der franzöſiſchen Revolution nahm, wie er dann beim Sturze Napoleon's ſich vernehmen ließ, und welche Figur er jetzt, als Profeſſor der Philoſophie an der Münchener Univerſität, ſpielt. Seltſame Schickſale müſſen auf ſein Gemüth ſo ſtark eingewirkt haben, um einen Philoſophen aus ihm zu machen, deſſen Vorleſungen Seminariſten und katholiſche Geiſtliche anhören dürfen. Dieſe Schickſale waren indeß mehr innerlich als äußerlich; ſeine äußeren Lebensverhältniſſe waren nie glänzend,

aber auch nie ſtürmiſch bewegt, und auch jetzt hat ſeine Sinnesumwandlung ihm keine Glücksgüter zugeführt.

Menſchen, die vom ewigen, unruhigen Streben ihrer Zeit gelangweilt, überdrüßig des raſtloſen Haſchens nach dem Erreichbaren, unzufrieden mit dem nichtigen Treiben des größten Theils ihrer Mitmenſchen, endlich müde und erſchöpft von den Ermahnungen einer Lehre, die weder Beſitz noch Ruhe, Befriedigung noch Erſatz zu gewähren vermag, finden im Katholicismus Alles, was Glück auf Erden zu bieten im Stande iſt. Um dieſes Glückes theilhaft werden zu können, muß aller Zweifel ſchwinden, und mit gläubigem Gemüthe muß man eintreten in die dumpfig-kühlen Hallen der Kirche, wo Zugluft uns erfriſcht ſtatt der reinen Himmelsluft, Weihrauch uns erquickt ſtatt der Blumen Duft, und ſtatt lebensfriſcher Menſchen, uns eine Verſammlung ſtrenger Heiliger empfängt, und erhebt. Ruhig und ſtill iſt die Zufluchtsſtätte der Religion, wie ein gehorſames Kind in den Mutterarmen, ſo überläßt ſich der Menſch in ihr dem geiſtigen Schlummer; eine heilige Vormundſchaft wacht über ihm, der Prieſter, der ihn grüßt, macht ihn glücklich durch ſeinen Hauch, und die Heiligen, zu denen er fleht, waren Menſchen wie er, und knüpfen ihn an den Himmel ſelbſt. Wer wahres Glück hienieden ſucht, der wende ſich dem beſchaulichen Leben zu, und werfe ſich der Religion in die Arme. Thoren ſind, die von Entbehrungen ſprechen wollen, alltägliche Genüſſe, denen Ueberdruß folgt, ſüß und

beglückend nennen, und einen ſchnell verfliegenden Rauſch als Höchſtes preiſen. Auch der Glaube berauſcht, aber ewig, und man ſteigt von Stufe zu Stufe bis zur ſeligſten Entzückung. Dieß lernen wir aus dem Leben vieler Heiligen. Thoren ſind, die das nicht einſehen wollen, aber die meiſten unter uns werden es bleiben, und es vorziehen, ſich denkend und handelnd durch's Leben zu ſchlagen, und auf ſteinigen Wegen, in Sturm und Drang, hie und da eine Blume zu pflücken, als auf Roſenwegen gemächlich in den Himmel zu ſteigen. Aber Thorheit iſt das Erbe der Welt, und auch ich will meinen Theil daran haben, ſo lange ich auf ihr wandle! —

In Görres Collegium hatte ein Doctor B..... aus Wien ſeinen beſtimmten Platz. Ein großgewachſener, wohlgenährter Mann, der einmal Advocat in Lüneburg geweſen ſeyn ſoll, dann durch mannigfache, wetterwendiſche Glückslaunen nach Wien verſchlagen ward. Hier wurde er katholiſch und lebte vielleicht in dem oben geſchilderten Zuſtande irdiſcher Glückſeligkeit. In dieſem Augenblicke ſoll er wieder zum Proteſtantismus zurückgekehrt ſeyn.

Ich erinnere mich „Aphorismen und Denkſprüche“ dann und wann in der Abendzeitung geſehen zu haben, die mit ſeinem Namen unterzeichnet waren, und ich vermuthe, daß der Doctor B..... derſelbe ſey. Wie ich den Mann zum Erſtenmale in München ſah, war er ſo eben von Paris angekommen und ſpeiste zu Nacht an der Tafel des goldenen Hahnes. Er kramte eine Menge nüchterner Bemerkungen über den Frei-

heitstaumel der Franzoſen, über Conſtitution und Liberalismus aus, und predigte recht eigentlich in der Wüſte, da Alles ſich an das untere Ende der Tafel gerückt hatte, und von der morgen ſtatthabenden Sonnenfinſterniß, vom Theater, und den jungen Kartoffeln, die eben ſervirt wurden, dergeſtalt lärmend ſich unterhielt, daß der gute fremde Doctor, der nur mit einer ſehr dünnen und körperloſen Stimme begabt war, ſich nicht verſtändlich zu machen vermochte. Dieß mußte ihn verdrießen, und er hoffte, ſich auf andere Weiſe einen Eingang in die Ohren ſeiner Tiſchgenoſſen zu verſchaffen. Er fing an ſarkaſtiſche Leuchtkugeln auf München ſelbſt zu werfen, obgleich er es erſt ſeit ein Paar Stunden kannte. Unter andern fragte er, was auf den Steinblock hinkommen ſolle, der vor dem Theater errichtet ſey. Der Kellner, indem er ihm Kartoffeln präſentirte, ſagte: „Die Statue des Königs Max, in ſitzender Stellung, als Verfaſſungsgeber, und dieſes Denkmal würde darum das Conſtitutionsdenkmal heißen.“ Aber wie lachte da mein Doctor und vermeinte: „es ſey dieß gewiß ein arger Streich, den man dem guten Vater Max ſpielen wolle, und König Ludwig hätte mit Abſicht der Conſtitution ein Denkmal vor dem Theater errichtet.“ — Niemand nahm ſich die Mühe ihn zu belehren, daß die Stadt dem Könige dieß Denkmal ſchon an ſeinem 25jährigen Regierungsjubiläum ſetzen wollte, der Monarch aber ſelbſt verlangte, man ſolle damit bis nach ſeinem Tode warten. — In dieſer Art hatte der fremde Doctor noch

eine Weile fortgesprochen, und dann die Gesellschaft verlassen. Andern Tages brachten die Sonnenfinsterniß und die frischen Kartoffeln fortwährend eine solche Bewegung in die Köpfe und Gemüther aller Bewohner Münchens, die später noch das Gerücht steigerte: es dürfe Niemand einen Schnurrbart tragen, der nicht im Militär diene, daß B..... meinen Augen ganz entschwunden war. Als jedoch die Sonne bis Mittag wieder in ihrem vollsten Glanze leuchtete, die Kartoffeln bald alltäglich geworden waren, und es sich zeigte, daß man der Schnurrbärte wegen, vollkommen ruhig bleiben konnte — da kehrte Alles wieder in's gewohnte Geleise zurück, und auch B..... tauchte wieder auf, und ich sah ihn mit langsam gemessenen Schritten, bequem die Hände in den Rocktaschen, eine schwarz seidene Schlafmütze unter dem Hute, zwischen zwei Geistlichen, Straß' auf und ab wandeln, woraus ich wohl abnehmen konnte, er habe sich für einige Zeit häuslich hier niedergelassen. Wie einige Bekannte mir erzählten, schien er nicht eben geheimnißvoll mit seinem Thun und Treiben, aber er war es vielleicht nur um desto mehr. Er stellte sich zwischen alle Parteien, und ging mit den entgegengesetztesten Meinungen um, ohne zu widersprechen, und ohne zu vermitteln; er besaß die Kunst es Allen recht zu machen, und indem er, so lange er in Wien war, Erbauungsbücher und Romane mit österreichischer Censur, drucken ließ, sollen zugleich andere Bücher ohne seinen Namen von ihm im Auslande erschienen seyn. Während er mit

Görres Anhängern im innigsten Verkehr stand, konnte man ihn über den Katholicismus sehr freigeisterisch sprechen hören, dabei war er auch liberal und äußerte, daß für ihn nur noch in der Schweiz ein Asyl zu finden wäre. Er verließ München, nachdem er dort dreiviertel Jahre zugebracht hatte, und gab vor nach Lausanne zu gehen. Er versprach in Kurzem viele neue Werke zu publiciren und nannte bereits Hallberger und Hoffmann und Campe als seine Verleger. Wir wollen sehen ob er Wort halten wird. —

Man hatte mich, wie schon erwähnt, ermahnt, bei Görres Vorlesungen auf meiner Hut gegen das Lachen zu seyn, da Niemand noch im Anfange diesem Drange habe widerstehen können; ich aber wurde nicht einmal versucht meinen Mund zu verziehen, und empfand ganz entgegengesetzte Regungen. So z. B. wurde es mir fast nicht möglich, nach und nach eine mich beschleichende Schläfrigkeit zu verscheuchen, und nur mit der allergrößten Anstrengung vermochte ich mich wach zu erhalten, obgleich eine innere Aufregung sich meiner bemächtigt hatte. Ich saß, mit weitaufgerissenen Augen, nach Görres starrend da, ohne ein Wort mehr von dem zu verstehen, was er vortrug, während mein Geist thätig war. Da sah ich ihn denn vor mir, den berühmten Mann, den Deutschland einst mit Stolz nannte, der so leicht ein großer Mann hätte werden können; er stand da, ein werdender Greis, mit dem bedeutsamen, alternden Ge-

ſichte, den ſcharfen, klugen Augen, dem fein gekniffenen Mund, woraus die ſchnarrenden Töne kamen, in dem abgetragenen Rocke, auf einem unſcheinbaren Catheder, in einem kleinen Saale des Univerſitätsgebäudes zu München, vor einer dumpfen Zuhörerſchaft alte Legenden herabſingend, wie ein mürber Bettler an der Straße, der um Allmoſen plärrt. Die Beſten im Vaterlande würden ihm ſonſt gefolgt ſeyn, hätte er ſeine Stimme erhoben, und jetzt ſteht er verlaſſen, ſelbſt verlacht da, und der Fremde, der nach München kommt, fragt nicht einmal nach ihm, und ruft nur erſtaunt, wenn man ihm den einſamen Mann etwa auf dem Spaziergange zeigt, zugleich mit wehmüthiger Rührung aus: „Das iſt Görres!“ — —

Der Aufenthalt in München iſt nicht ſehr förderlich für große Celebritäten. Was Görres in letzterer Zeit als Schriftſteller leiſtete, ſeine Theilnahme an der Zeitſchrift „Eos,“ die nunmehr eingegangen iſt, war nicht im Stande außerhalb München ſein Andenken aufzufriſchen. Die „Eos“ und der „Rheiniſche Merkur,“ wer würde hier eine Aehnlichkeit entdecken? und doch ſpricht aus Beiden, Görres. Gehen wir aber weiter zurück, ſo finden wir ihn in „Tröſt Einſamkeit,“ und da könnte man wohl einige Verwandtſchaft mit dem Biographen des heiligen Ambroſius ſchon herausfinden. Görres hatte vier Perioden in ſeinem Leben. Auf ſeine Jugend kommen zwei, und eben ſo viele auf ſeine Mannesjahre. Freiheitsſchwindel und Drang zur kühnen That durch Wort und

Schrift in der früheſten Jugend, dann eine heitere Grübelei, Hang zum alterthümlichen Frömmeln, Geſchmack für die ſchlichte Einfältiglichkeit der Sagen des Mittelalters, in reifern Jahren. Beim Eintritt des Mannesalters, abermals das kühne Aufbrauſen und kräftige Eingreifen in die Zeitereigniſſe, durch die ihm, wie Wenigen, verliehene Macht des Wortes, ſpäter wieder dieſelbe Grübelei, derſelbe Frommſinn, denen noch nicht einmal die Heiterkeit abgeht. Görres iſt nicht liebenswürdig, aber anziehend; die Kraft hat ihn noch nicht verlaſſen, und durch die ihm zu Gebote ſtehende Gewalt, die Sprache zu beherrſchen, ihr kühne Wendungen zu verleihen, und ſie mit neugebildeten Kernworten zu ſchmücken, vermag er wohl noch immer auf ſeine Zuhörer zu wirken, nämlich auf Jene, welche ſich von dem magnetiſchen Einfluſſe ſeiner ſteten Monotonie, frei zu erhalten vermögen. —

Trauriger Betrachtungen voll verließ ich den Hörſaal. — Mein Weg führte mich beim Ständehauſe vorbei. Es war Sitzung. Ketten verſperrten die Straßen, damit kein Wagen durch ſein Raſſeln, die wichtigen Debatten unterbreche, eine Schildwache wanderte auf und ab, und im Innern des Thorweges, war ein lächerlicher Ariſtokratenprunk, ein vierſchrötiger Lümmel mit rieſenmäßigem Bandelier und winzigkleinem Schwerte daran, aufgepflanzt. Das Volk nennt dieß in der hieſigen Mundart: „Bohr-thier“ (Portier). Ich hatte keine Luſt einzutreten, um über den Feſtungsbau in

Ingolstadt, oder eine andere interessante Frage discutiren zu hören; auch war die Sitzung, wie ich an den Herausgehenden bemerkte, wohl schon geschlossen. Ein dicker Mann mit rothem, aufgedunsenem Gesichte und spärlichem, grauem Haare, er trug den Hut in der Hand, auf dünnen, etwas krummen Beinen, unsicher davon hüpfend, fällt mir auf. Ich habe ihn schon in meinem Leben gesehen, und ich zerarbeite mich in Gedanken, das wann und wo zu finden. Seine Kleidung ist dürftig und abgetragen, und es liegt in der Erscheinung für mich etwas Wehmüthiges. Ein Bekannter, aus der Sitzung kommend, geht vorüber, ich frage ihn nach dem Namen des Mannes. „Es ist der Corrector der gedruckten Landtagsverhandlungen, ein gewisser Doctor Hain, der bereits viele Jahre sich hier aufhält," war die Antwort. Jetzt kenne ich den Mann. Ich sah ihn einst bei dem alten Brockhaus in Altenburg, mit einer Rehkeule und einer Flasche alten Rheinweins sehr beschäftigt. Damals war er noch jung, und einer der Hauptredactoren des Conversationslexicons, auch hatte er eben eine Uebersetzung von Sismondi's Werk über das italienische Mittelalter herausgegeben, die sehr gelesen wurde. Er war ein angenehmer Gesellschafter, von einer lieblich weichen berlinischen Rede, und nebst Messerschmied und Hempel, unter die ersten Schöngeister in Altenburg zu zählen. Schöngeister hat nämlich jede sächsische Stadt, auch die Kleinste; sogar in Schleitz lernte ich ein Paar kennen, die mit umgehängter Guitarre Abends

ſpazieren gingen, und ſelbſtgedichtete Lieder ſangen. Solchen Leuten kann es im Alter gar nicht fehlen, und wenn alle Stränge reißen, ſo druckt ihnen die Abendzeitung Sonnete, Aehren und Körner, Charaden und dergleichen ab, und ſie können wöchentlich an 10 bis 12 Groſchen wohl verdienen. Wie kann nun aber ſolch' ein Schöngeiſt auf die tolle Idee kommen, nach München zu reiſen? Ludwig Hain trieb wirklich die Luſt nach Forſchung, und er kam dahin, wie ich glaube, zunächſt um die dortige Bibliothek zu benützen. So blieb er da, und iſt jetzt auf das Geſchäft reducirt, das ihm nur immer nach Verlauf von mehren Jahren, einen kümmerlichen Erwerb zuwirft. Der arme Mann darbt augenſcheinlich, während von manchem ſeiner Artikel für das Converſationslexicon ſchon der hunderttauſendſte Abdruck gemacht wurde! Es wäre gerecht und ſchön zugleich, wenn die reich gewordenen Eigenthümer ſich ſeiner erinnerten. —

Auch Friedrich Wähner ſtreicht einſam und ſcheu durch Münchens Straßen. Man ſagte mir, daß er im Miniſterium des Innern, bei den Arbeiten für die Münchener politiſche Zeitung gebraucht werde. Es iſt kaum zu glauben, daß dieſes unbedeutende Blatt, welches gar keines Credites, und bei keiner Claſſe von Leſern, ſelbſt im Inlande, einiges Intereſſe erregt, ſolche Anſtrengungen aufbiete. Wähner iſt ein gänzlich unbekannter, verſchollener Name, und hat dieß größtentheils durch ſeine Indolenz und Arbeitſcheue verſchuldet. Talent und Stärke iſt ihm nicht abzu-

ſprechen geweſen, und man darf behaupten, daß er vor mehr als zehn Jahren, eine kurze Zeit hindurch, als Kritiker glänzte, und ſogar den kühnen Verſuch wagte, eine etwas freimüthige Zeitſchrift: „Janus," in Wien zu begründen, die ſich jedoch nur eines kurzen Beſtehens erfreuete. In München, wo er im Jahre 1832 erſchien, debütirte er in dem Saphir'ſchen Blatte: „der deutſche Horizont," mit einigen Artikeln, die jedoch ein etwas veraltetes Colorit in Form und Anſicht verriethen. —

Um wieder auf Görres zurück zu kommen, ſo erwähne ich hier noch ſeines Sohnes Guido, der als würdiger Schüler ſeines Vaters, einen Feſtkalender in Bildern und Liedern, in Gemeinſchaft mit einem Grafen Pocci und andern Freunden, herauszugeben anfing. Es ſind Nachklänge des „Knaben Wunderhorn," jedoch ſchwächer, und ich bin nicht der Meinung, daß ſie weithin durch deutſche Gauen erklingen werden. Die Anbetung der heiligen drei Könige findet in dieſem Kalender eben ſo gut ihr Lied und Bild, wie die patriotiſche Kaaba im Schloſſe zu München, der große, ſchwarze Stein nämlich, den ein Herzog Chriſtoph von Bayern von der Erde zu erheben und in die Lüfte zu werfen vermochte. Jedenfalls ein ſchwierigeres Unternehmen, als das Lied, welches die Herren darüber angeſtimmt haben. — — Andern Tages ſtellte ich mich wieder bei Görres ein. Es war die Vorleſung der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte. Zu meinem Erſtaunen ſah ich wieder die ſchwarzen Reihen der

Seminariſten, die geiſtlichen Herren, kurz das ganze Auditorium des vorigen Tages, mit Ausnahme der Franzoſen. Ob dieſe ſonſt Theil nahmen, kann ich nicht beſtimmen, denn ich war nur dieß eine Mal gegenwärtig. Ich konnte nach dieſer Zuhörerſchaft gar nicht mehr zweifelhaft ſeyn, in welchem Sinne Görres ſeine Vorträge halten würde. Er ſchilderte die Zeit Ludwigs XIV., von wo er, durch die Eingriffe in die Rechte des Adels und der Geiſtlichkeit, durch den Aufſchwung, den die Wiſſenſchaften nahmen, durch den eigenmächtigen Weg, den ſie einſchlugen, und ſich gänzlich von der Kirche trennten, mit der ſie bis dahin ſo innig verbunden waren, die Uranfänge der großen, geſellſchaftlichen Zerrüttung datirte, als deren Folge die franzöſiſche Revolution anzuſehen iſt. Er ſchien zerſtreut zu ſeyn, der Fluß ſeiner Rede wurde manchmal gehemmt, er wiederholte ein und das andere Wort, oder ein Ausdruck ſtand ihm nicht ſogleich zu Gebote. Dieß Collegium ging ohne Lachen vorüber, erregte aber auch bei Weitem jenes Intereſſe nicht, welches die Myſtik hervorgerufen hatte. In der äußern Haltung waren die Vorträge ganz gleich, und ſo ſehr ſich das Schauerlich-Myſtiſche, das Befremdende, Einſchläfernde und Geheimnißvolle zu der Erzählung von dem Leben des heiligen Ambroſius ſchickte, ſo widerwärtig muß es ſcheinen, wenn in dieſer Weiſe die Gräuel der Septembertage, Charactere wie Mirabeau und Egalité, Danton und Robespierre geſchildert werden ſollen. Und wie wird dieß Alles geſchildert werden? — Welche

Revolutionsgeſchichte würde dieſer Mann liefern können, und was liefert er jetzt? —

Es iſt betrübend einen bedeutenden Mann ſo verkümmern zu ſehen; Görres erſchien mir wie ein mächtiger Stamm, deſſen Zweige nur noch wenige Blätter treiben, und kargen Schatten einer dummen Brut gewähren, die auf der Erde herumkrabbelnd, ſich deſſen kraftlos freuen.

Der Eremit von Gauting.

Ich war, mit vielen meiner Freunde, geneigt, die „Adreſſe der Einwohner von Gauting“ für den Scherz eines müßigen Kopfes zu halten. Bei meiner Ankunft in München erfuhr ich, daß es zwar Ernſt damit gemeint geweſen ſey, doch eine Art von Ernſt, die dem Scherze gerade die unterhaltendſte Seite, ganz wider Willen, abborgt, mit einem Worte: eine Lächerlichkeit voll guten Willens, warmen Eifers, aufrichtiger Geſinnung und ehrbaren Weſens.

Dieſes Gauting iſt nämlich eine Colonie, eine Niederlaſſung in einer ſumpfigen, unbewohnten Gegend bei München, von vielleicht 10 Bauern und darüber. Der alte Freiherr von Hallberg iſt ihr Gründer, und er hatte dabei nichts Geringeres im Sinne, als der Auswanderungsſucht nach Amerika zu ſteuern. Als der Liberalismus ſich furchtbar zu erheben begann, glaubte er im Namen ſeines „Neu-Columbiens,“ dem Könige von Baiern Treue und jede Hülfe verſichern zu müſſen. Die öffentlichen Blätter gaben dieſe Adreſſe. Er ſelbſt nennt ſich einen Eremiten.

Ich war eben nicht begierig darauf, seine Bekanntschaft zu machen, obgleich man mir sagte, daß er einen langen Bart trüge. Es ist eine altmodische Grille, durch so etwas heutzutage ein Aufsehen machen zu wollen. Der Verfasser der Gautinger Adresse würde viel mehr als Elegant nach dem letzten Pariser Journal die Augen auf sich ziehen. Die Männer aller Parteien, die störrigsten Republikaner, und die feurigsten Anhänger der Monarchie, tragen sich wie es die Mode fordert; der frechste Plebejer, wie der stolzeste Aristokrat, haben Pantalons und Fracks an, Cravatten und ein geschorenes Kinn. Der Vicomte von Chateaubriand und der Redacteur der Tribune zeichnen sich im Aeußern nicht von einander aus; die Zeit der Ohnehosenmänner ist vorbei, und die Anhänger des Königthums dürfen sich daher keine Bärte mehr wachsen lassen. „Bang machen, gilt nicht!“ heißt es in dem bekannten Kinderspiele.

Man betrachte einmal so manchen Anhänger von Heinrich dem fünften, der sich wirklich einbildet, daß Frankreich dem Knaben noch eigenthümlich zugehöre, weil Heinrich der dritte, Carl der neunte und Ludwig der fünfzehnte es einmal zu eigen hatten; schickte sich für irgend Jemand ein abenteuerliches Costüm, so wäre es gewiß für diesen. Aber er erscheint, ganz im Gegentheile, so wenig phantastisch als altmodisch, und bei seiner Toilette bedient er sich aller jener luxuriösen Vortheile, welche die neueste Zeit, trotz Emeuten und Volkssouverainität, in Frankreich entstehen sah. Die-

ſen ſchönbehaarten Kopf bietet er den Streichen der Gegenpartei dar, das mit vier Knöpfen verſchloſſene Hemde deckt das treuſte Herz, das nur für die Lilien ſchlägt, und mit dieſen weiß glacirten Händen iſt er bereit, den wahren, ächten Sproß wieder in das angeſtammte Erbe einzuſetzen. L'homme à la barbe, der närriſche Duclos geht unbeachtet in Paris vorüber, wie ein Geſpenſt am Tage, man belacht ihn nicht einmal mehr; aber der kleine, glattgeſchorene Börne, im knappen, feintuchenen Kleide, mit den Handſchuhen und der Canne von Eiſenholz, ſchreibt Briefe, vor denen ſich die deutſchen Gränzen ſchließen, und die dennoch, gleich der Cholera, allen Contumazlinien ſpotten.—

Ich ſaß an einem kühlen Herbſtmorgen in einem Caffeehauſe, unweit des Thores, als vom Lande her ein Fuhrwerk und einige Reiter ſich der Stadt näherten, die meine Blicke auf ſich zogen. Voran ritten zwei Männer mit großen Schnurrbärten und langen Zipfelmützen, die bewaffnet waren, dann kam ein ſogenannter Wurſtwagen, von einem wohlbeleibten Frauenzimmer kutſchiert, das einen großen, breiträndigen Strohhut auf hatte, und in deſſen Fond ein Mann ſaß, der ſich bis an die Augen in einen ruſſiſchen Pelz hüllte; den Beſchluß machten zwei andere, nach Art der Erſten, bewaffnete Diener.

Die Gleichgültigkeit, womit die Leute im Caffeehauſe dieſe Erſcheinung hinnahmen, zeigte mir deutlich, daß ſie nicht zu den ſeltenſten gehören mußte. Die Wurſt hielt vor der Thür; der eingehüllte Mann warf

seinen Pelz ab, rief der fortkutschierenden Frau einige Worte zu, und trat dann in das Caffeehaus. Ich hatte den Eremit von Gauting, nebst der Frau Eremitin, von Angesicht zu Angesicht gesehen.

Es war ein ziemlich großgewachsener Mann, dem Anscheine nach schon hoch in Jahren. Sein Gesicht war blaßgelblich und reich an Runzeln; den Untertheil desselben bedeckte ein langer, weißer Bart. Die Augen hatten einen Ausdruck von Schlauheit und Heiterkeit zugleich, und guckten scharf unter der weiten, bauschigen Sammtmütze hervor, die über beiden Ohren hing. Ein kurzer, zusammengehäkelter, enger Rock, von schwarzem Sammt, bedeckte den magern Leib; ein Stück von rothem Zeuge schlang sich um den Bauch, und auf der Brust paradirte ein ungeheurer Stern, in Gold und bunter Seide, jedoch verwittert und schmutzig. Die untern Beine, bis zu den Knieen, klapperdürr und steif, bedeckten rothe, juchtene, anliegende Zugstiefel, die den unausstehlichsten Gestank verbreiteten.

Der Mann zündete sogleich seine Pfeife an, und ging mit einer Würde, die er von seinem Anzuge zu entlehnen schien, im Saale auf und ab. Da Niemand ihn anredete, so ergriff er endlich das Wort, und fing an, von der griechischen Werbung zu sprechen, die damals eben ihren Anfang nahm. Ein Mann in mittelu Jahren, der den Eremiten schon seit seinem Eintritte mit sanften, liebevollen Augen betrachtet hatte, näherte sich ihm jetzt voll der freundlichsten Höflichkeit, und gab sich ihm als einen ganz frischen königlich-grie-

chiſchen Corporal, ehemaligen preußiſchen Landwehr-Lieutenant und Redacteur einer literariſchen Zeitſchrift in Hinterpommern zu erkennen, der Alles verlaſſen hatte, um das Vaterland Homers zu ſehen, und dabei einige intereſſante Correſpondenz-Berichte für ſein Blatt ſelbſt beſorgen zu können. Er erkundigte ſich mit vieler Theilnahme, ob es denn wahr wäre, daß die deutſche Schauſpieler-Geſellſchaft für Odeſſa und Nauplia, oder vielmehr für die Küſten des ſchwarzen und griechiſchen Meeres, unter der Direction des bekannten deutſchen Mimen Nolte, deſſen Aufforderung in den Blättern er bereits in ſeinem Blatte nachgedruckt, von dem Grafen Armansperg Reiſegeld und Unterſtützung erhalten würde? Er glaubte es nicht verhehlen zu dürfen, daß hievon für die deutſche Bühnenkunſt nur Erfreuliches zu erwarten ſey, und daß er ſelbſt gedenke, ein Manuſcript, welches er zu dieſem Ende mit ſich führe, unter dem Titel: „Bürger Nettelbeck oder Colberg's Befreiung," auf dem königlich-griechiſch-deutſchen Hoftheater in Nauplia ſpäter einmal aufführen zu laſſen, wenn die deutſche Sprache erſt mehr Eingang in Hellas gefunden haben würde. Er fügte die Verſicherung bei, daß ſein Stück unter der Direction eines Herrn Paſewalk bereits in Stargard mit großem Beifall aufgeführt worden ſey, in Colberg ſelbſt aber, einiger freien Stellen wegen, welche die Familie des dirigirenden Bürgermeiſters angingen, und die er um keinen Preis habe ſtreichen wollen, die Erlaubniß zur Darſtellung nicht erhalten habe. „Mag's immer-

hin seyn," fügte er heiter hinzu, „habe ich die Genugthuung, daß es in Nauplia gegeben wird, so gebe ich in meinem Blatte eine Theaterkritik darüber, und die Colberger mögen sich ärgern, so viel sie wollen; denn dort streich' ich nicht ein Jota. Es ist übrigens voll Patriotismus, und die Hellenen mögen daraus entnehmen, wie wir Pommern unsern Monarchen lieben. In Jahresfrist erscheint es im Drucke, und geht Alles so, wie ich mir's denke, so wird meine Zeitschrift künftig das Epitheton: für Pommern und Hellas, auf dem Titel führen."

Des Eremiten Miene nahm während dieser Herzensergießung des Corporals bald diesen bald jenen Ausdruck an. Der patriotische Eifer des Mannes schien ihm zu gefallen, jedoch das Mittel zum Zweck, das Theater ganz und gar unbehaglich zu erscheinen. Er tadelte sogar des Mannes Beginnen, der sich ihm als einen Edelmann zu erkennen gegeben hatte, in die Reihen der besoldeten Krieger getreten zu seyn. Er habe einen großartigern, zeitgemäßern Plan gefaßt, und dieserhalb auch den Aufruf in den gelesensten und vornehmsten Münchener Blättern abdrucken lassen. Der Corporal beklagte sehr, daß in ganz Hinterpommern kein Exemplar davon hinkäme, und bat sich den Inhalt des Aufrufs aus. Der Eremit erklärte nun, daß er selbst bereit sey, in seinen hohen Jahren, an der Spitze einer Schaar deutscher Edelleute nach Griechenland zu ziehen, welche die Leib- und Ehrenwacht des jungen Königs bilden sollten. Solchen Geleits hätten sich die

blonden Normanenherzoge erfreut, da ſie Sicilien unterjochten, und ſolches Geleit ſey ſtets ehrenwerth und nützlich geweſen, und ſchicke ſich wohl für den jungen bajuvariſchen Fürſten, aus dem Stamme der Wittelsbacher.

Der Corporal war im erſten Augenblicke ganz begeiſtert, und kramte ſogleich wieder ſehr gründliche dramaturgiſche Wiſſenſchaft aus. Er ſprach von einem eigenen Coſtume, von Fähnchen, von Knappen. „Jeder müſſe dann auch ſeine Farben haben, und die ſeinigen wären pfittichgrün und dottergelb," rief er jubilirend, dann aber ſann er ein Weilchen nach, und meinte ſehr ernſthaft, die Griechen könnten ſolch adelich Thun denn doch wohl mißdeuten, und es würde nur ihre Eiferſucht erregen, da ſie ja ſelbſt den jungen König ſich erwählt und in ihr Land geleitet hätten. —

Hier trat ein Freund auf mich zu, der mich lächelnd fragte: ob der Schwank mich ergötze? Ich geſtand ihm, daß ich gerade genug daran habe. Er aber verſicherte, daß der Eremit ein wohlunterrichteter, erfahrener und weitgereiſ'ter Mann ſey, der ſehr unterhaltend ſeyn könne, wenn er wollte, ohne zu ſolchen baroken Geſchichten, wie die gegenwärtige, ſeine Zuflucht zu nehmen. Der jüngere Mann, in der vernünftigen Uniform, ſey viel offenbarer ein Narr, als der Eremit in der närriſchen Tracht. Er ſey ein tüchtiger Landmann, und ſeine Colonie von Gauting wäre nicht ohne Verdienſt. Einige andere Bekannte hatten ſich noch eingefunden, und wir ſprachen noch immer

von dem Eremiten, als er schon längst fortgegangen war. Der Eine wußte dieß, der Andere das von ihm. Ein fremder Virtuose erzählte, daß er ihn einst in Stockholm angetroffen habe, in Begleitung seiner Frau, die männliche Kleider damals tragen mußte. Er gab sie für einen ihn begleitenden Knaben aus, und die Sache hätte nicht das geringste Aufsehen gemacht, wenn die arme Frau nicht ihrer Entbindung nahe gekommen wäre, und sonach der possierliche Knabe einen enormen Umfang gewonnen hätte. Der Freiherr ward gezwungen, seine Frau weiblich zu kleiden, und mußte die Stadt verlassen. — Von seinen schriftstellerischen Versuchen wurden auch mehrere sehr spaßhafte mitgetheilt. Einmal behauptete er: Göthe habe sich oft mit fremden Federn geschmückt, und namentlich Voltaire bestohlen. Als Beleg theilte er eine Stelle aus einem göthischen Trauerspiel mit, und fügte die Voltaire'schen Verse bei, die den Sinn wörtlich enthielten. Er sagte aber nicht, daß das Trauerspiel Mahomet heiße. Da der Eremit unter gewissen Leuten einen Anhang besitzt, Göthe aber in München nicht eben zu den beliebten Schriftstellern gezählt werden darf, so kann man sich denken, welchen Stoß jene Behauptung vollends seiner Reputation gegeben, und welch' ein Glück es ist, daß Doctor Eckermann in Weimar, Hegele's Volksfreund aus dem „Fingergäß'l" nicht zu Gesichte bekommt. Sicher ist es aber doch, daß Viele in München nun den verstorbenen Dichter Göthe, der sich nicht einmal mehr gegen den Angriff vertheidigen kann, für einen gemei-

nen Plagiarius halten, nun Andere, die von literariſcher Piraterei in dieſer Stadt leben, ſich brüſtend, ausrufen: „Warum nicht? that es ja Göthe auch, den ſie immer ſo hoch über uns erheben wollen, da draußen!“ —

Dieß iſt jedenfalls das Erheblichſte, was die Feder des Eremiten bis jetzt bewirkt hat. — Man ſagte mir, es ſey der Mühe werth, einmal die Kolonie Hallbergmoos bei Gauting zu beſuchen, ich habe mich aber nicht ſehr dazu hingezogen gefühlt, obgleich der Eremit ſelbſt durch öffentliche Aufforderungen dahin einlädt. Das Letztemal ſah ich ihn in der Glyptothek, in Marmor nämlich. Im Saale der Modernen, wo Iffland, Pfeffel und Andere, eine bunte Geſellſchaft bilden, zog ein alter, bärtiger Kopf meine Aufmerkſamkeit an. Ich trete hinzu und leſe: Freiherr von Hallberg-Broich. Da er hier nicht rauchte und auch die juchtenen Stiefel nicht dabei waren, ſo blieb ich eine Weile vor dem Kopfe ſtehen, ohne beläſtigt zu werden, fand aber nichts beſonderes Merkwürdiges daran, als den Bart, der ſehr ſchön in dem Marmor ausgearbeitet war.

Junge Griechen.

Jüngſt hatten wir heftiges Schneegeſtöber; der Wind kam aus Süden; er brachte uns den Grabeshauch der Eisberge und Klüfte; Sturm heulte über das weite Kieſelfeld, das die Stadt, gen Norden und Weſten umgibt; der Tod hatte ſein Panier aufgeſteckt, überall wurden Medicinflaſchen getragen, und die Wagen der Aerzte fuhren von Haus zu Haus.

Auch ich fühlte mich unwohl und traurig. Dieſer rauhe, tödtliche Winter im ſüdlichſten Winkel unſers Vaterlandes, hat etwas überaus Unangenehmes. Wäre er ſo in Schweden oder Rußland, kein lebendes Weſen könnte ihn während ſieben Monaten ertragen.

Ich war in den engliſchen Garten gerathen. Möwen von den nahen großen Landſeen erfüllten mit ihrem widrigen Schrillen die Luft, und umflatterten die Iſararme, welche durch den Park fließen. Ich ſetzte mich nachdenkend an den kleinen Waſſerfall, der ſonſt ganz maleriſch über einige groteskgeformte Steinklumpen herabbrauſ'te. Im vorigen Jahre, als die Waſſerpartien gereinigt und abgelaſſen wurden, haben die Arbeiter auch den Waſſerfall, nach ihrer Meinung, in

Ordnung gebracht und aufgeräumt. Die großen Steine liegen nun zu beiden Seiten des Bettes, ſymmetriſch aneinander gereiht, und das Waſſer ſtürzt ſich über das Holzgerüſte, das unverkleidet ſich den Augen zeigt, wie ein Wehr herunter.

Meine Aufmerkſamkeit wurde nach einem Jünglinge gelenkt, der unweit von mir ſaß, ohne mich zu bemerken, und ein Lied, wie eine Klage, in einer fremden Sprache, mit tönender Stimme vor ſich hinſang. Seine Kleidung war die Europäiſche. Sie war dick mit Schneeflocken beſtreut. Er mochte wohl ſchon lange hier geſeſſen haben.

Armer Jüngling, dachte ich, da biſt Du nun, von den Deinen losgeriſſen, aus Deinem ſchönen Vaterlande hieher geſchleudert, an meinen aufgeräumten Waſſerfall, und ſingſt Dein warmes, vaterländiſches Lied in das Geſchrill der Möwen, die ihre Neſter haben am Starnberger- und Ammerſee, wo ſie Renken und Amänker freſſen, und nach Neu-Athen fliegen, wenn ſie ſingen wollen nach ihrer Weiſe. Auch Du haſt Dein Neſt an irgend einem Felſen der griechiſchen Meere hängen, und ſitzeſt nun hier und ſingſt und wirſt beſchneit. Wie verwundert warſt Du nicht, wie die erſte Schneeflocke Deine Haut berührte in dem Lande der Civiliſation? Wie plump ſchritteſt Du einher, als Du zum erſten Male europäiſche Kleidung angelegt hatteſt? Unſere närriſche Tracht, die wir ſchön finden! Wie leicht bewegteſt Du Dich ſonſt in den weiten, faltigen, maleriſchen Kleidern! Sie

ſind dem Lande ſo angemeſſen, und nun ſollen ſie verbannt werden? Die Civiliſation beginnt mit der Kleiderordnung; das war auch Peter des Großen Grundſatz. Haben wir ſeit der Zeit nichts Neues gelernt? Die griechiſchen Truppen, die hier ſo blank und ſtattlich geputzt ausmarſchirten, können in ihrem neuen Vaterlande nichts von der Herrlichkeit brauchen. Sie ziehen in Zwillichkitteln und Mützen auf die Wache, der großen Hitze wegen. Kasketts mit dicken Wulſten von Roßhaaren, Schacko's und Schapka's unter dem joniſchen Himmel! — Das war vorauszuſehen.

Armer Jüngling, gedulde Dich nur ein wenig, und Du ſollſt der Gnade der Civiliſation bald theilhaft werden. Zuerſt lerne unſere Sprache. Sie iſt zwar rauher und unbequemer als die Deine, und glücklich Der, dem ſie angeboren iſt; aber mit Geduld und Kraft wirſt auch Du ſchon dahin gelangen. Dann kannſt Du unſere Bücher leſen und unſere Tageblätter; welch' ein Glück für Dich, dieſe Erfindungen kennen zu lernen, und ſie in Dein Vaterland zu verpflanzen! Du ſaßeſt ſonſt auf den Trümmern des Parthenons und konnteſt Deiner großen Vorzeit denken; hier haſt Du ganz neue Marmortempelchen, wobei wir gar nichts denken können, die Dir aber in's Gedächtniß rufen mögen, was Dein Volk einſt war. Jeder Stein in Deinem Vaterlande ſpricht zu Dir; was willſt Du hier, wo Du nichts lernen wirſt; eine unverſtändliche Geſchichte dehnt ſich hinter Dir aus,

und vor Deinem Blicke breitet ſich eine zerklüftete, zerſpaltene Fernſicht, die nichts Tröſtendes bietet, und die wir Dir nicht deuten können, da ſie uns ſelbſt noch ein Räthſel iſt. —

Was willſt Du von uns lernen? Du biſt gewandt in vielen Sprachen, und wir ſelbſt könnten darin von Dir lernen. Du ſprichſt türkiſch, armeniſch, italieniſch, dalmatiniſch, walachiſch. Du biſt weit herumgekommen, Du kennſt die großen Märkte des Orients, den Handel und Wandel; Dein ſchlauer Blick zeigt mir, daß Du den feinſten Gegner nicht fürchteſt, und Deine Waare gut an den Mann zu bringen verſtehſt. Das ſollſt Du Dir nun abgewöhnen. Ihr ſeyd ein handeltreibend Volk, das an den Küſten umherſchiffte; Ihr triebt Caperei! Ei, das ſchickt ſich nicht! Das müßt Ihr bleiben laſſen; hübſch artig ſeyn. Es iſt zwar bei uns auch einmal geweſen, daß wir Caperbriefe ertheilten, und „vieux Corsaire“ kein Schimpfwort war; aber das iſt ſchon lange, ſehr lange her, wohl ſchon zehn Jahre und darüber.

Ihr erhaltet nun auch ein Reichsarchiv, und unſere Archivarien ſollen hingeſchickt werden, um es Euch in Ordnung zu halten. Euere alten Reichsarchive, aus den ſchönen Zeiten Griechenlands, ſind ohne das durch Jahrtauſende auf die Nachwelt gekommen. Für das neue Griechenland aber muß ein gewiſſerer Weg eingeſchlagen werden.

Dankt Euern Vätern, daß ſie Euch hieher ſandten! Ihr lernt hier das Bier trinken, das Euere

neuen Landsleute jetzt nach Griechenland verpflanzen, und ohne welches sie nicht leben können, dann kannst auch Du, singender, beschneiter Jüngling am Wasserfall, einst in dem ersten griechischen Bierhause in Athen oder Sparta, mit einem Uhlan aus Ingolstadt Brüderschaft trinken, denn Du weißt, was im civilisirten Deutschland Sitte ist, und sich schickt. Und triffst Du in Deinem Vaterlande einen deutschen Freiwilligen, so kannst Du mit ihm von Schelling sprechen und von der Landbötin, von Robert dem Teufel und dem Bock, von Saphir und dem Theaterintendanten, denn das kannst Du Alles jetzt, seitdem Du civilisirt bist. —

Aber zu Deinem alten Mutterohm gehe nicht; in die Berge gehe nicht, dort hauf't der alte Klephte noch, mit den buschigen Brauen und dem wilden Barte. Da sitzt er mit seiner schönen, jungen Brut, den schlanken, muthigen Jünglingen und den feurigen, schönen Mädchen. Sie lauern hinter den Felsen und haben langröhrige, ganz uncivilisirte Flinten. Gehe nicht zu ihnen, sie lachen Dich barbarisch aus, weil Du den Frack mitbrachtest aus Neu-Athen, und sind mißtrauisch gegen Dich, weil sie glauben, Du könntest ihnen ihre alte, wilde, geliebte Freiheit rauben wollen! — —

Eine Schaar kleiner Griechen trabte durch den Park auf uns zu. Sie waren noch in ihre Nationaltracht gekleidet. Sie hauchten in die kleinen, blaugefrorenen Händchen, und zitterten mit fröhlichen Gesichtern. Einige Alte, die sie begleiteten, sahen aber sehr niedergebeugt und grämlich aus. Es waren die

Waiſen gefallener Griechenhelden, mit ihren Begleitern, die hier in dem königlichen Inſtitute erzogen werden.

Mein ſingender Jüngling ſtand nun ſchweigend auf, und ſchloß ſich ihnen an. Ich blickte ihnen lange nach, wie ſie ſo im friſchgefallenen Schnee forttrippelten. Ein Paar von der griechiſchen Garde ging ganz nahe an ihnen vorüber, aber die Kleinen hatten keine Ahnung davon. —

Alte Erinnerungen.

Manches hatte ſich in den zehn Jahren, die ich von München abweſend war, verändert. Damals zählte man die Maler und Bildhauer noch nicht nach dem Hundert, ſtieß uns hin und wieder Einer auf, ſo war es eine erhebliche Erſcheinung. Sie waren damals auch noch nicht an beſtimmten Plätzen zu finden; die Gerüſte waren noch nicht gebaut, auf denen ſie jetzt gemächlich herumklettern; oft waren ſie in engen Gäßchen, wie verloren, und hatten dort nicht Licht noch Luft, auch ſogar kein Brod.

Einſt gehe ich durch ein ſolches; wohnt dort ein armer Italiener, der in Gyps arbeitet, ein ziemlich geſchickter Mann, den ich wohl kannte. Ich wollte längſt eine Büſte Göthe's haben, ſteige vier Treppen zum Meiſter hinan, um ſie zu begehren. „Wer fragt hier nach dergleichen?“ ſpricht ſeufzend der Mann, „eine Büſte Göthe's kann ich Ihnen nicht liefern; ſie müßte denn erſt nach dem Bilde modellirt werden.“ Das wäre er wohl im Stande geweſen, denn ich hatte in einer andern Stadt Proben ſeiner nicht gewöhnli-

chen Geſchicklichkeit geſehen, allein hier in München war ſein Studium gefüllt mit kleinen Engelsfiguren, grünen Papageien, nickenden Mönchen und heiligen Sachen; das Meiſte war angeſtrichen. Ich wandte mich bedauernd zum Gehen, da fällt mir ein pfeifender, kleiner Kerl auf, der gar zierlich aus ſchwarzem Wachs eine feine Figur hervorknetet. Er hat ein breites, ſtark gerunzeltes Geſicht, ſchwarze Haare, die in's Graue übergehen, und blinzelnde Triefaugen; gewiß kein einnehmendes Aeußere. Was aber die plumpen Hände ſchufen, das Wachs, wie es unter den Nägeln der breiten Finger hervorgeht, zeigt ſo liebliche Form; ſchwillt und lebt, daß ich bewundernd zuſchaue, und nicht weiß, wie mein italieniſcher Meiſter zu ſolch' kunſtfertigem Geſellen gelangt iſt.

„Er arbeitet für ſich ſelbſt," antwortet er mir auf meine Frage, „und dient mir nicht als Geſell. Da er nicht viel verdient, ſo iſt ihm das Dachkämmerchen gut genug, das ich ihm zum Schlafen einräumen kann, und dieſer Winkel am Ofen iſt ſein Studium. Es iſt der Chriſten aus Bern."

Das war ein Anderes; der Berner Chriſten war mir ſeit lange ſchon durch Göthe bekannt, und ich freuete mich nun recht herzlich über den Zufall, der mich ihn hatte finden laſſen. Die Figur, die er vorhatte, ſollte einen Blumenkorb tragen, und war eine von jenen weichen, zierlichen, leichten, wie man ſie von ihm kennt. Er wollte ſie in Silber gießen, um ſie dann dem Herzoge von Leuchtenberg anzubieten, der

einige Figürchen in Marmor bereits von ihm gekauft hatte. Seine Sachen waren die Lieblichkeit selbst; es läßt sich nichts Graziöseres denken. Der Herzog von Leuchtenberg war sein Schutz und Schirm, auf ihn bauete er seine ganze Hoffnung, denn sein anfänglicher Erwerbzweig, die Gesichter der Leute in Alabaster zu schneiden, und dann auf dunkeln Grund zu setzen, und mit Rahmen und Glas zu umgeben, war ganz in's Stocken gerathen, obgleich er diese Arbeiten sehr künstlich zu schaffen wußte. Die Schweiz hatte er der Bigotterie und eines schlimmen Weibes wegen verlassen, und zog jetzt als alternder Mann kümmerlich durch die Welt. Unsere Freundschaft war bald geschlossen und wir gingen von nun an viel spazieren. Es war mir interessant, ihn zu sehen, wenn er einen schönen Nacken, einen schönen Arm bemerkte und nun Alles aufbot, ihn zu modelliren; wie er dann sich anschickte, sein Wachs hervorholte, seine Hölzchen; und zu kneten und zu formen anfing, und mit den kleinen Augen blinzelte und dazu pfiff, und immer ernster und mürrischer aussah, je tiefer er in die Schönheit eindrang, und je lieblicher sie sich unter seinen Fingern hervorhob. Seine Blumenträgerin war herrlich gelungen, und ein reicher Silberschmied lieferte ihm das Metall zu hohem Preise, zum Gusse in seinem Hause, wie es sich von selbst versteht. Ich sah die Figur in Silber; sie würde eine fürstliche Tafel als Aufsatz wohl geziert haben. Ich machte ihm Hoffnung zu einem vortheilhaften Verkauf, und er selbst zweifelte nicht

daran, denn er that wie verliebt mit seinem Werke, sah es stundenlang an und lächelte in sich hinein. So trieb er's viele Tage, er schien sich nicht mehr davon trennen zu können, und mehr als einmal fiel mir René Cardillac dabei ein. Eines Morgens entschließt er sich endlich, es zum Herzoge hinzutragen. Mittags sucht er mich auf, seine Miene ist nicht mehr so zuversichtlich. Der Herzog sey krank, sagt er mir, man habe indeß die Figur behalten, und er solle in acht Tagen nachfragen. Den fünften Tag war Eugen Napoleon gestorben; Christen's Blumenträgerin blieb unverkauft, und der wackere Meister Goldschmied ließ sich Schmelztiegel, Kohlen und den Gebrauch seiner Utensilien, sowie den Schmelzabgang tüchtig bezahlen, erklärte Christen's kleines Meisterwerk für sein Eigenthum, obgleich es nur das Silber daran war, und warf es vor unsern sehenden Augen in den Tiegel, um Löffel daraus zu machen.

Das ist das Loos des Schönen auf der Erde! — Mein armer Christen wurde fast schwermüthig darüber, ich vermochte ihn nicht mehr aufzurichten. An einem schönen Tage, wie ich ihn abholen wollte, war er verschwunden; er ist mir seitdem nicht wiedervorgekommen, wohl aber Werke von ihm. Auch der König von Baiern besitzt einige ganz allerliebste, die ich sah.

Ich glaube nicht, daß es dem Berner Christen, wie man ihn gewöhnlich in der Kunstwelt nennt, heutzutage besonders günstiger in München gehen würde;

es dürfte ihm sogar der Gönner fehlen, wie es ihm der Herzog von Leuchtenberg einst gewesen war. —

In die französische Restauration, bei Lorette, die jetzt nicht mehr existirt, kam ein alter, großer Mann, Abends zum Essen, und ich merkte bald aus seiner Unterhaltung, daß ich einen Künstler vor mir hatte. Er war, wie er erzählte, mit Göthe in Rom ziemlich vertraut gewesen, und kannte und wußte viel von Fernow, Rumohr und Andern zu berichten. Er wollte ein Werk herausgeben, welches über Raphael's Leben die interessantesten Aufschlüsse enthalten sollte, und wozu er die wichtigsten Materialien, in Rom gesammelt zu haben vorgab. Dieser Mann war Friedrich Rehberg, der funfzig Jahre seines Lebens in Rom zugebracht hatte. Alles war ihm in Deutschland fremd geworden, und er fragte zuweilen über ganz bekannte Gegenstände, wie ein Ausländer. Ich besuchte ihn damals oft, und fand ihn in Arbeit vergraben, dennoch ist, außer einigen Kleinigkeiten, nichts von dem Versprochenen bis jetzt an's Licht getreten. Bei meiner Zurückkunft sah ich ihn als hinfälligen Greis, gebeugt und schwach, bei schönem Sonnenschein, sich unter blühenden Bäumen auf eine recht erbarmungswürdige Weise, fortschleppen. Ich grüßte ihn, er kannte mich nicht mehr. — Diese Leute, die mich der Zufall finden ließ, lebten gänzlich unbeachtet in München; dafür aber konnte man einige stehende Figuren finden, die überall gesehen, überall gekannt waren. Nimmt man Saphir aus, so war nichts dieser Art mehr in München anzu-

treffen, und ſelbſt Saphir war nicht ſo allgemein bekannt, daß nicht hin und wieder eine Schildwache, im Zwielichte, von einer gewiſſen Aehnlichkeit überraſcht, vor ihm das Gewehr präſentirte hätte.

Es lebte ſonſt ein alter, dicker, ſchmutziger Menſch in München, mit ſtets ſalbaderndem, wäſſerigem Munde, großer Tabacksnaſe, und krauſen, weißen Haaren, der ſich Profeſſor Wilhelmi nennen ließ, und eine ruſſiſche Penſion zu verzehren hatte. Deſſenungeachtet war er oft hungrig und man wußte von ihm, daß er einer Wette zufolge, den Speiſezettel eines Caffeehauſes en vogue, herunter und herauf der Reihe nach durchmachte, d. h. eine Portion nach der Andern verzehrte, und zwar doppelt. Sonſt wußte man weder was ihm die ruſſiſche Penſion zugezogen hatte, noch woher ſich ſein Profeſſortitel ſchreibe, und da ſeine Unwiſſenheit notoriſch war, ſo glaubte der Komiker Carl ihm einſt auf dem Theater einen Dienſt zu erweiſen, indem er ihn als „Profeſſor der unentdeckten Wiſſenſchaften“ proclamirte. Dieſen Titel behielt er hinfort, ſein ganzes Leben hindurch, und er nahm es nicht übel, ſich ſo nennen zu hören. Ueberall war er zu finden, und obgleich man ihn nur ungern ſah, ſo ſchien doch etwas zu fehlen, wenn das häßliche Geſicht nicht da war. Ich liebe ſolche ſtadtkundige Carricaturen, und die eleganteſte Geſellſchaft, wie ſie damals noch in Surenne zu finden war, verſchimpfirte mir nicht Wilhelmi's ſchmutzige Erſcheinung. Seine Anrede war gewöhnlich: „Guter Menſch!“ dann kamen einige abgedroſchene Ge-

meinplätze von Höflichkeit, dann ging er auf's Essen über. Sein Mund wurde dann wahrhaftig saftig; savoureux würde besser klingen. Er wußte die Chronique scandaleuse an den Fingern herzuzählen, und da er bedeutend log, gern schlemmte, und nicht sowohl selbst witzig war, als gut dazu diente, Anderer Witz zu erregen, so konnte er nicht unpassend mit Falstaff verglichen werden. Doch zeigte er von dessen edlerer Seite nicht ein Fünkchen; er war gemein durch und durch, und deßhalb wohl ein Studium für den Beobachter, aber nie als ein selbstständiges Kunstwerk hinzustellen. Carl versuchte es demnach, ihn auf das Theater zu bringen. Er hatte das bekannte Wiener Stück „der Geist auf der Bastei," in einen „Geist im Hofgarten" verwandelt, und nichts gespart, es mit entzückenden Feereien und possenhaften Lokalscherzen, von seiner eigenen Erfindung zu verbrämen. Er selbst erschien in der Maske des bekannten Sängers Fischer, welcher trotz seiner Force als Buffo, in ernsten Characteren, wo seine Gesangweise und sein Bauchbaß wirklich unausstehlich waren, in München nicht ansprach, und gab ihn so trefflich, daß der Applaus des Publicums nicht enden wollte. Das Gelingen dieses gewagten Streiches steigerte Carl's Muthwillen bis zur Ausgelassenheit, und das ihm gewogene Publicum schien mit ihm darin wetteifern zu wollen. Eine Scene war in dem Stücke, die mit besonderer Sorgfalt ausgestattet worden war: ein Geistercaffeehaus, das zuletzt in die Wolken sich erhebt, und zum Schnürboden aufschwebt. Hier kamen nun Geister von

jedem Caliber zuſammen, um ſich mit Billard und Karten, bei Caffee, Punſch und Limonade zu unterhalten. Ein alter Kerl hatte die ſtumme Rolle eines dieſer Geiſter zu verſehen. Carl ſieht ihn und wie ein Blitz durchzuckt ihn eine Idee: „Sieht der Menſch nicht wie der Profeſſor Wilhelmi aus?“ ruft er, und Alle finden es. Die krauſen Haare, die Naſe, Größe und Statur ſind da, einige Nachhülfe durch Schminke und die Täuſchung vom Theater mußte vollkommen ſeyn. Der Garderobier iſt ſchon darüber her, das paſſende Coſtüm zuſammenzuſuchen, aber Carl will, um die Aehnlichkeit ſicherer zu erlangen, daß Wilhelmi ſeine Kleider ſelbſt hergebe: einen alten, gelblichten Mantel, mit mehren Krägen, und einen unförmlichen, abgegriffenen Hut, mit breitem Rande. Gleichviel, welcher Menſch in dieſen Kleidern ſteckte, bei ihrem Anblicke würde Jeder im Publicum, Wilhelmi erkannt haben. Wie ſie aber erhalten? das war die Frage. Carl wußte den Profeſſor im Parterre, es war im Winter, kalt — Schnee, und er, im Frack, läßt unſern Mann im dicken Flausmantel herausrufen. „Ich habe einen Gang in die Nachbarſchaft,“ ſagte er zu ihm, „den ich ohne Aufſehen abthun will. Nehme ich aber Hut und Mantel, ſo wird es auf dem Theater bemerkt. Leihen Sie mir daher die Ihrigen.“ Dergleichen geheime Gänge waren bei Carl eben nichts ſeltenes, und Wilhelmi gibt ihm ſogleich das Verlangte. Carl, indem er fortläuft, bittet ihn höflich, ſich nach dem Stücke zu ihm auf das Theater zu bemühen, um die Sachen

in Empfang zu nehmen, und mit ihm zu ſoupiren. Wilhelmi eilt, freudiger Hoffnung voll, in's Parterre zurück, Carl auf anderm Wege auf die Bühne. Es iſt die höchſte Zeit; die Scene des Geiſtercaffeehauſes hat begonnen, und unter einer paſſenden Muſik fangen die Gäſte an, ſich zu verſammeln. Dem Doppelgänger wird der Mantel umgehängt, der Hut aufgeſtülpt, und ſo ſchiebt man ihn zur Couliſſe hinaus. Kaum erblickt ihn das Publicum, ſo entſteht ein Gelächter ohne Ende, man ſchreit und klatſcht, denn Wilhelmi ſelbſt iſt es, der ſeinen erſten theatraliſchen Verſuch vor den Münchnern wagt, die ihn ſo lange Jahre ſchon kennen. Der Beifall macht den Doppelgänger kühn, er geht — und ahmt Wilhelmi's Gang täuſchend nach, jetzt ſteht er und nimmt eine Priſe, jetzt nimmt er den Hut ab, und wiſcht ſich den Schweiß, wie ſein Urbild es gewöhnlich thut, mit demſelben blauen Sacktuche, das in der Seitentaſche des Mantels ſteckte. Nun ſieht man erſt das Geſicht; es iſt der Profeſſor der unentdeckten Wiſſenſchaften, wie er leibt und lebt; das Publicum wird darüber närriſch vor Freuden. Aber im Parterre wird's unruhig. Der ächte Wilhelmi macht ſich ſchnaubend durch die lachende Menge Platz, die — da ſie ihn nun unten und oben zugleich erblickt — noch wüthender lacht — ganz zerſtoßen erreicht er das Theater. Er iſt außer ſich, geifert furchtbar und will Carl zerreißen, wenn er ihn findet. Carl läßt ſich aber erſt nach der beendigten Vorſtellung ſehen, und nun wird Wilhelmi raiſonnabler, und ſpricht nur vom Verklagen;

Jener lädt ihn aber auf eine ganze Suite von Nachtessen ein, und bestimmt vorhinein die Weinsorte, und der „gute Mensch“ nimmt Mantel und Hut, und läßt sich beschwichtigen. —

Jetzt ist Wilhelmi lange todt, und es ist Niemand da, der so gut zur Belustigung der Menge taugte, so wenig selbst dabei verlöre, und so bereitwillig seine Kleider dazu hergeliehen haben würde. Aber auch Carl fehlt! was jetzt einen gehässigen, boshaften Character annehmen würde, lieh bei ihm durchaus ein heit'res Licht, man lachte ohne Beimischung von Galle, es war ein buntes Nichts, das belustigte und zerplatzte, ohne irgend eine tiefere Wirkung zu hinterlassen. —

Eine andere interessante Figur hat München verloren, die noch lange sprichwörtlich im Volke leben wird, dieß ist: der Finessensepperl. Man hat seither mehrere Versuche gemacht, sein Andenken zu beleben, und ihn in's Volk wieder einzuführen, dieß ist aber ein ungeschicktes Beginnen gewesen. Leute, welche dieses unternahmen, kannten Den nicht, dessen Namen sie usurpirten. Der Finessensepperl war keine Erfindung, keine politische Carrikatur, kein Monsieur Mayeux, den man zu seinen bestimmten Zwecken brauchen kann und dem man Worte in den Mund legt, wie man sie selbst gern spräche; der Finessensepperl sprach nur Einerlei, und dieß war: „Grüß' di Gott, Nanni!“ Er hatte nur Ein Geschäft, das war: „Briefeln bestellen.“ Er war Postillon d'amour der Kell-

nerinnen, Köchinnen, und soll sich selbst manchmal höher verstiegen haben. Man sagt wenigstens, daß er bei solchen Commissionen die größte Geschicklichkeit stets an den Tag gelegt habe.

Von dieser Schlauheit, die er unter der Maske der Einfalt trefflich zu verstecken wußte, hatte er den Beinamen eben erhalten. Von Geburt war er ein Cretin; ein kleiner, schwächlicher, schiefbeiniger Kerl, mit einem ungeheuern Wackelkopfe und einem verrunzelten Altenweibergesichte. Eine Kappe hatte er über beide Ohren gezogen, daß man kein Haar sah, um den Hals trug er eine Kette mit einem Medaillon, und im Arme stets einen Topf, worin er Stückchen Brod und übriggebliebene Speisen zusammenbettelte. —

Dergleichen kommt nun nicht mehr in München auf. Ich glaube, daß die gute Polizei Schuld daran sey. Diese frohe, rasche Sinnlichkeit, die sich des Finessensepperls bediente, um Abends den Ersehnten zum Stelldichein zu laden, der ausgelassene Muthwille, wodurch Carl über sein Publicum herrschte, das eben so muthwillig, in alle Scherze einging und im Theater des Isarthors willig mitspielte, Alles dieß findet nicht mehr Statt. Es hat sich ein Ernst und eine Wichtigkeit in Alles geschlichen; man will einen Rang usurpiren, ohne Fähigkeit ihn zu behaupten; man hat ein Kleid angethan, von dem man Würde zu entleihen hofft, man weiß sich aber nicht darin zu benehmen. Nur scheu und im Finstern bricht manchmal die Lu-

ſtigkeit noch hervor; ſie läßt ſich auf verbotenen Wegen ertappen, und verfällt dann der Strafe. In der Chriſtnacht, wenn die frommen Leute, vom wachen Gebet im Hauſe, zur Mette in die Kirche eilen, neben den alten Mütterchen mit den Laternchen, manch' blühende Dirne ſchreitet, vom beſeligenden Aberglauben erhitzt, dann drängen ſich von den Trinkgelagen luſtige Geſellen herbei, die unter Gläſerklang und Runda die zwölfte Stunde erwarteten, und nun, der Weihenacht zum Trotze, Buhlerei und Tobſucht walten laſſen. Die alte Sitte, die Chriſtnachtmette zu feiern, hätte, wie manches andere Alte wohl nicht wieder erweckt werden dürfen; hingegen ſo manches Neue ſich nicht an die Stelle des ſchätzbarern Alten drängen ſollen. —

Ich könnte noch mehr anführen, um zu zeigen, wie traurig der Erſatz ſey, den München für Verlorenes erhielt. Wozu aber ſollte dieß führen? Das Verlorene iſt unwiderbringlich dahin; von dem Neuen wollen wir die Hoffnung hegen, daß es mit der Zeit an Bedeutung gewinne. Wir wollen nicht mehr rückwärts ſchauen; das Panorama verſchwindet dort in Nebel und der Blick trübt ſich. Wir verſprachen ein Bild des Beſtehenden, und haben ſo wenig davon noch enthüllt. Unſere Zögerung bringt indeß keine Gefahr; raſche Verwandelungen ſtehen nicht zu erwarten, und was wir geſtern geſehen haben würden' ſehen wir morgen und übermorgen eben ſo. —

Der Vorhang ſinkt nun auf eine kurze Zeit, damit wir Zeit gewinnen, die Gruppen zu ordnen; unſere Marionetten ſind bei der Hand! Hervor denn, Ihr Männer von Pinſel und Palette, die des neuen Medicäers Stimme aus dem Nichts hervorrief; hervor Ihr Herren von der Feder, Ihr Doctorhüte voll Schmutz und Unrath, Ihr ſchlechten Spaßmacher, Ihr zotigen Geſellen, Ihr albernen Sittenprediger; hervor Ihr Puppen in Toga und Hannswurſtjacke, voll Dünkel und Leerheit, die der Pöbel auspfeift, der Narr bewundert, und der Vornehme verachtet! Kommt heran, neue Kunſt, Journaliſtik, Literatur, Theater, zeigt uns wie Ihr Euch breit machet in München, deſſen Ruhm Ihr verherrlicht! —

Ich habe, wie ich mit Schrecken ſehe, da wirklich einen etwas marktſchreieriſchen Ton angenommen, und dabei iſt zwar meine Stimme nicht heiſer, aber meine Feder ſtumpf geworden.

Gedulden Sie ſich daher nur einen Augenblick, mein Federmeſſer iſt gut, und die Feder wird bald wieder zurecht geſchnitten ſeyn, dann aber ſoll ſich die Ausſicht Ihnen öffnen, und Münchens neueſte Herrlichkeit wird ſich in möglichſt treuen Zügen den Blicken darſtellen.

Ende des erſten Theiles.

Inhalt.

	Seite.
Standpunct	5
Ueberblick	14
Der Bürger	22
Bier	47
Die Gesellschaft	54
Geschlossene Gesellschaften	82
Protzen	101
Nudeln	107
Die Schranne	115
Thal- und Sendlingergasse	121
Der Fasching	135
Fasten und stille Woche	153
Der Bock-Keller	160
Frohnleichnam	170
Staatsmänner	179
Der Herzog von Leuchtenberg	188
Das Bildniß	195

Die Reſidenz des Königs 202
Die letzte Gemälde-Ausſtellung 218
Stiglmayer 230
Theater-Diplomatie 237
Görres und Andere 261
Der Eremit von Gauting 281
Junge Griechen 290
Alte Erinnerungen 296

Bauw. 1830 b

Panorama von München.

Zweiter Theil.

Panorama

von

München.

Von

August Lewald.

Zweiter Theil.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.

„So wie die Phantaſie blos durch Betrachtung mannigfaltiger Vorſtellungen Politur und Feinheit erhält; ſo kann auch die Urtheilskraft nur durch öftere Vergleichungen einen gewiſſen Grad von Stärke und Richtigkeit erlangen. Nichts gibt ſo häufig Gelegenheit, die Urtheilsfähigkeit in kurzer Zeit zu üben, als das Reiſen. Jeder Tag verſchafft neue Ideen; jede Bekanntſchaft berichtiget einige.“ —

Aus dem Engl. des Sherlok. (1784.)

Neue Kunst.

Es ist in dieser Welt voll politischer Wirren und Zerwürfnisse aller Art, eine gewiß merkwürdige Erscheinung, ein friedliches Völkchen von Künstlern zu beobachten, befangen in den engsten Interessen, an den Stufen des Thrones nistend, und dort mit gemächlicher Ruhe seine Werke zu Tage fördernd. Die Außenwelt interessirt diese Leute nur, in so fern sie Gegenstände zum Malen darbietet, nur Licht, Farbe, Form, beschäftigt sie; sie geben sich mit unendlichem Fleiße ihren Bestrebungen hin; das Gerüste an der Decke ist ihr Bereich, die Figuren, die um sie vollendet schweben, ihre Welt, ihre kleinen Eifersüchteleien unter sich und Zwistigkeiten mit den Professoren der Academie ersetzen ihnen alle jene wichtigen und unwichtigen Fragen, welche in diesem Augenblicke die Menschheit beschäftigen. Cornelius ist die Sonne dieses Systems, um die sich Alle drehen. Aber auch an Kometen fehlt es nicht, die in scheinbar willkührlichen Kreisen, unabhängig von den allgemeinen Gesetzen, ihre freie Bahn durchlaufen. Dieß sind jene Künstler, die fern von

den Paläſten und Kirchen, in der Hütte, am Bache, auf den Bergen, ihre Vorbilder ſuchen, ihre Werke ſchaffen. Alle huldigen jedoch einer Centralſonne, die dieſem ganzen Kunſttreiben Licht, Wärme, Leben verleiht, und dieſe iſt der König.

Man glaubte damals nicht, als der Kronprinz von Baiern den fremden Architecten zu beſchäftigen anfing, und mit dem Maler Cornelius Arm in Arm im Hofgarten geſehen wurde, welchen Umfang das Kunſttreiben einſt in dieſem Lande erreichen, mit welcher Beharrlichkeit es zu einer gewiſſen Höhe gebracht werden würde; ſo unglaublich war dieß, wenn man die vorhandenen Mittel dabei in Erwägung zog.

Klenze kam aus Caſſel nach München. Er hatte Theil an der Vollendung jener Herrlichkeiten genommen, womit Hieronymus die Stadt beſchenkte. Der Ruf, welcher dem jungen Manne folgte, war nicht aufmunternd, ihm große Aufträge zu vertrauen, und die erſten Werke, die er ausführte, das Leuchtenbergiſche Palais und das Eingangsthor in den Hofgarten waren nicht geeignet, eine günſtigere Meinung von ſeinen Fähigkeiten zu verbreiten. Aber er brachte eine Mappe herrlicher Studien und Zeichnungen, einen Kopf voll fertiger Plane und Entwürfe, eine Bruſt voll Muth und Streben mit, und dieß fand bei dem Kronprinzen willkommenen Anklang. Nie noch begegneten ſich Wünſche wie hier. Mit einem Male fanden Beide, was ſie hofften und erſehnten. Ein glückliches Zuſammentreffen! Der Wunſch, einer Samm-

lung von werthvollen Antiken, denen in dem Verlauf der Zeiten Vergrößerung und Bereicherung zugedacht war, einen glänzenden und zweckmäßigen Aufbewahrungsort zu bauen, gab dem schnellen Entschluß sein Entstehen, den schönen Pavillon zu schaffen, der nunmehr unter dem Namen der Glyptothek bekannt ist, und mit dem die neue Aera der Kunst in München ihren Anfang nimmt.

Bis dahin zeigten dort die jüngeren Bestrebungen im Felde der Architectur eine große Nüchternheit und Bedeutungslosigkeit, gegen welche selbst die baroken Ueberladungen einer erst vor Kurzem entschwundenen Zeit den vollständigsten Sieg davon trugen. Hier war Ernst, Stolz, Pracht, mitunter Größe anzutreffen, wovon die neuern Bauten bei aller Ausdehnung keine Spur zeigten. Das Utzschneider'sche Bräuhaus in der Briennerstraße, die Häuserreihe mit Arcaden am Marsplatze, und die andern, diesen Platz umgebenden Gebäude, sind in jener Zeit entstanden, und mögen als Belege des damals herrschenden Geschmacks dienen. Es konnte nicht fehlen, daß das Ungewöhnliche in den Verhältnissen des „Kronprinzenbaues," wie man die Glyptothek benannte, großen Tadel hervorrief. Ich selbst überzeugte mich oft, wie gute Münchener Bürger mit harten Worten einem Bauwerke allen Werth abzusprechen bemüht waren, das in diesem Augenblicke ihrer Stadt zur schönsten Zierde gereicht.

Die Glyptothek ist der erste Vorwurf gewesen, woran Klenze's jugendliches Genie auf dem neuen

Felde der Ehre und des Ruhmes, das ſich vor ſeinen Blicken ſo leuchtend ausbreitete, auf würdige Weiſe ſeine Kräfte verſuchte. Daher die jugendliche Unbeſonnenheit, die durch die ſchöne Form überall zu uns niederblickt. Wie der junge Dichter am überſprudelnden Schwall ſeiner Lyrik, der Muſiker in der Fülle ſeiner Harmonien, ſo iſt der Baumeiſter hier am Reichthum der Verzierungen und Decorationen geſcheitert. Schon, daß er das Marmorhaus, ſtatt es zu erhöhen und es leicht in die Luft zu erheben, aus dem Kiesboden mühſelig empor wachſen ließ, der ſpäter rings umher abgeſtochen werden mußte, um der Façade das kümmerlich gedrückte Anſehen zu benehmen, zeugt von der glühenden Eile, womit der jugendliche Geiſt des Bauherrn ſein Werk erſchaffen zu ſehen wünſchte, ohne vorher die nothwendigſten Rückſichten dabei zu berechnen. Dieſelbe Unüberlegtheit lernen wir im Innern kennen. Man wollte einer Sammlung von Antiken die nöthigen Räume ſchaffen, um ſie nach Zeit und Ort getrennt, und dennoch im Zuſammenhange genießen zu können. Es iſt augenſcheinlich, daß die Antiken ſtets als Hauptſache, die Hülle, welche um ſie gebaut werden ſollte, nur als dienende Nebenſache zu betrachten war. In der Ausführung ſtellt ſich uns das Gegentheil dar. Wenn man auch davon ausgehen wollte, durch die Somptuoſität des Gebäudes die hohe Achtung an den Tag zu legen, die man vor der Sammlung von Kunſtwerken hegte, die darin aufbewahrt werden ſollte, wenn das Material und ſeine

Bearbeitung, das prächtig die unscheinbaren, ehrwürdigen Reste einer untergegangenen Welt umgab, von dem Werthe zeugen sollte, den man ihnen beilegte, so war doch die Ostentation, trotz aller geheuchelten antiken Würde, modern und flitterhaft zu glänzen, so in die Augen springend, daß sie den Eindruck schwächte, statt ihn zu befördern, zu erhöhen. Man hat hiedurch sogar erlangt, daß der flüchtige Beschauer der Hülle mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden sich geneigt fühlt, als dem, was sie umschließt, und daß ein hausbackener Verstand unserer Tage, dem Griechenland erst durch die baierische Werbung näher rückte, die goldenen Cassetten und den glatten Stuck der Wände bewundert, ohne einen Blick auf die heidnischen Nacktheiten zu werfen, die doch so rücksichtsvoll und anständig waren, sich mit dem modernen Weinblatte zu bekleiden, um salonfähig zu werden.

Wäre einfache Erhabenheit, ruhige Schönheit der Form, dem Zwecke nicht entsprechender gewesen, als diese hüpfende, tändelnde Pracht, dieser verwegene Glanz neben den altergrauen, verstümmelten Repräsentanten ewiger Schönheit, die jetzt bescheiden zurücktreten, wo sie unbedingte Vergötterung zu fordern berechtigt sind? Würde das Gebäude der Glyptothek einen Gartenpavillon vorstellen sollen, mit Bädern, Ruhegemächern, Sälen zu verschiedenem Gebrauche, ich würde es für bizarr halten, statt der, unserm Klima, so wie unsern Sitten und Gewohnheiten so zweckmäßig erscheinenden Einrichtungen, den kalten Marmor

das nakte Gold herrſchend angebracht zu finden, aber ich könnte dennoch den Geſchmack nicht ſchelten, der Alles dieß hervorgebracht. Jetzt aber muß der warme Verehrer antiker Schönheit zürnen, daß dieſe ſtralende Folie ihr beigegeben wurde, um ſie zu verdunkeln.

Einige Säle waren dazu beſtimmt worden, die Erſtlinge der neuerfundenen Frescomalerei aufzunehmen nachdem die unvollkommenen Verſuche in den Arcaden des Bazars ausgeſtellt worden waren. Cornelius ſelbſt wirkte hier im Vereine mit Zimmermann, Schlotthauer, Heß. Der Meiſter hat auf dieſen Flächen die reiche Fülle ſeines großen Geiſtes abgeſpiegelt. Der Götterſaal, der trojaniſche Saal ſind großen tragiſchen Dichtungen vergleichbar; ihre Beſchreibung fordert Dichterkraft, und ſie würde dann den Eindruck irgend einer Shakespear'ſchen Tragödie machen. Die Idee erregt bei der Anſchauung hohe Bewunderung, die Ausführung aber läßt kalt. Die Figurenmaſſe laſtet über unſerm Haupte und beengt das Gemüth; überall iſt der Kampf mit dem widerſtrebenden Material noch erſichtlich. Die Ferne hebt ſich nicht empor, nirgend iſt Duft, Durchſichtigkeit, nirgend ſind leuchtende Gewande ſichtbar. Die Farben ſind erdig, und die Bläue des Meeres, der Horizont, die weit entlegene Stadt verſchwimmen nicht; Alles drückt, preßt, rückt näher, verengt den Athem, und wir können kaum Worte aus der armen Bruſt heraufholen, um dieſen und jenen Kopf zu bewundern, den Reichthum und den Sinn der Arabesken zu loben, und die ganze tief

durchdachte, meiſterhafte Compoſition aus vollem Herzen anzuſtaunen.

Aber die Menge bewundert dieß Alles; ſie kommt mit Erwartungen, ſie bringt Bewunderung mit, und ſie zollt ſie rückſichtslos dem Neuen, das ſo ſchmuck ihr in die Augen ſtrahlt. Kann man nun mit Ernſt behaupten, daß auf ſolche Weiſe ehrlich geſorgt wurde, den Geſchmack zu bilden? Iſt es recht, daß die Neuern ſich aller Mittel bedienten, wodurch ſie auf die im Urtheilen ungeübte Mitwelt mächtig einwirken konnten, um an dieſem Orte ſich hervorzuthun? Hier, wo der Tempel von Aegina, aus dem Blütenalter griechiſcher Kunſt, ſeine Schönheit entfalten ſoll, wo der Torſo des Niobiden gleichſam ſchlummernd des Künſtlers harrt, der ihn dereinſt ergänzt und zum neuen Leben erweckt, wo der große Faun, das Herrlichſte, was wir aus dem Alterthume beſitzen, ſeinen Götterrauſch verträumt — iſt es nicht als wenn eine lärmende Muſik eines neuen italieniſchen Meiſters ſich uns aufdrängt, wenn wir einer enharmoniſchen Sonate Sebaſtian Bach's am einſamen Clavier nachdenken, und ſich in ihre Tiefen verſenken wollen? — Und der rauſchenden Muſik könnte man leichter entfliehen, als jener Umgebung. Ich wollte den aufrichtigen Mann finden, der mir geſtände, daß ihn Klenze's Ornamente nicht beim Beſchauen der plaſtiſchen Kunſtwerke ſtörten und abzögen.

Aber es ſollten einmal ſelbſtändige Kunſtwerke entſtehen; die verherrlichenden Inſchriften

waren gleichsam schon fertig, um an die Thüren geheftet zu werden, und es mußte nun doch einmal der Anfang gemacht werden. Wir können nichts dagegen einwenden. Wenn der Beginnende aber im Geleite des Vollendeten erscheint, so hätte er bescheidener auftreten sollen. Andere Vorwürfe wären für diese jugendlich sich regenden Kräfte passender gewesen, und den plastischen Alterthümern hätten einfache Hallen genügt, worin ein hinreichendes Licht sich verbreitet und ein geläuterter Geschmack sich zu erkennen gegeben haben würde.

Die Glyptothek ist noch immer unvollendet, alle Verschönerung, die sie durch die Sculptur erhalten sollte, ist bis auf einige unbedeutende Steinarbeit am Frontispiz, noch zu erwarten. Sowohl das breite Giebelfeld harrt seines Basreliefs, als auch die Nischen an der Façade ihrer Statuen, und dieses Alles ist doch so unumgänglich, um den Eindruck hervorzubringen, den der Erbauer beabsichtigte. Die leichte, ächt antike Eleganz, wodurch sich diese Façade, vor Allem, was Klenze sonst schuf, auszeichnet, ist ohne jene Bildnereien nicht vollkommen zu erreichen. So lange die Nischen unbewohnt sind, starrt das Gebäude wie aus leeren Augenhöhlen uns an, und so lange das Giebelfeld noch kahl ist, erscheinen die kleinern Verzierungen ringsumher, von einer unbegränzten Armuth. Nur die schöne Säulenhalle bietet dem forschenden Auge einen erheiternden, vollkommen genügenden Ruhepunct.

Bedeutend vorgeschritten erscheint der Architect,

wenn man ſein jüngſtes Werk dieſem Erſtlinge an die Seite ſetzt, wie er es ſelbſt in der Wirklichkeit gethan hat.

Unweit der Glyptothek, in nordöſtlicher Richtung von ihr, und ſo, daß man Beide mit einem Blicke in's Auge zu faſſen vermag, erhebt ſich die neue Gemäldegallerie oder Pinakothek, kein Pavillon, ſondern ein Palaſt, ein Prachtgebäude in der wahren Bedeutung des Wortes. Die allgemeine Stimme erhebt dieß Werk über Alles, was Klenze bis jetzt geſchaffen, und ſelbſt der König rief kürzlich bei einem Beſuche deſſelben aus, indem er die Stufen zum Portale hinanſtieg: „Es iſt doch ein herrliches Gebäude!“ — Alles iſt hier großartig, glänzend und im höchſten Grade zweckmäßig, ſo weit man bis jetzt von dem Unvollendeten auf das Ganze ſchließen kann. Zweifel erregen freilich die in zu großer Höhe angebrachten Fenſter, welche den, auf dem untern Theile der Wände aufgehängten Gemälden, hinlängliches Licht geben ſollen; da man jedoch behauptet, daß dieſer wichtigſte Punct in genaue Erwägung gezogen worden ſey, ſo läßt ſich für jetzt mit Beſtimmtheit nichts dagegen einwenden. Eben ſo ſcheint es, daß die Frescomalereien in den Kuppeln der Loggia, zu klein in zu großer Höhe angelegt, einſt nicht, von unten aus geſehen, verſtändlich ſeyn werden, aber auch hiebei wird das Gegentheil verſichert und die vollkommenſte Beruhigung ertheilt.

Die Pinakothek wird aus der großen Maſſe von Gemälden aller Schulen und Zeiten, die ſowohl in

München als in Schleisheim angehäuft iſt, nur das Vorzüglichſte aufnehmen. Man nennt nur etwa ſechszehnhundert Stücke. Dieſe ſollen nach den größten Meiſtern einer jeden Schule claſſificirt, in beſondere Säle kommen, woran in einer Reihe kleiner Cabinette ſich die mindern Stücke dieſer Schule, oder ihre Nebenzweige ſinnig anſchlieſſen werden. Mehr als die Hälfte der Wände in den Sälen ſoll mit einfachen Tapetenbekleidungen verſehen, und die Gemälde in ſolcher Höhe aufgehängt werden, daß man ohne alle Schwierigkeit ſie betrachten kann. Hier wird alſo kein ſtörendes Beiwerk den Ernſt des Beſchauers zerſtreuen, und ſo wie der Goldrahmen jedem Kunſtwerke als entſprechendſte Begränzung dienen wird, ſo kann die prachtvolle Stuccatur der Decke, Frieſe und Simſe, als bedeutungsvolle Einfaſſung ganzer Schulen und Claſſen gelten. Embleme umgeben hier die Namen der Meiſter, und alle Ornamente ſind bezeichnend, ernſt und prächtig. Eine Wanderung durch dieſe Räume wird einſt eben ſo lehrreich als befriedigend ſeyn, und gewiß den höchſten Genuß bieten, deſſen der Kunſtfreund in Deutſchland theilhaftig werden kann. Der richtige Geſchmack, der überall in dieſem Gebäude ſich bemerkbar macht, ſchuf aus dem Verbindungscorridor, der ſüdlich an den Sälen hinläuft, ein Muſeum ganz eigener Art. Es iſt dieß die Loggia, hoch und gewölbt, mit langen, italieniſchen Bogenfenſtern, worin, unter Zimmermann's Leitung, die Geſchichte der Malerkunſt bildlich dargeſtellt wird, theils in Allegorien, theils in

Scenen aus dem Leben der Maler. Die Ausführung dieſer Aufgaben hätte, nach meiner Meinung, den größten Talenten der Münchener Kunſtwelt überantwortet werden ſollen. Mittelmäßigkeit in ſolcher Nähe dem Vortrefflichſten an die Seite geſetzt, wird mittelmäßiger. Sollte die Pinakothek, dazu beſtimmt, nur die ſtrengſte Auswahl von Meiſterwerken älterer Zeit aufzunehmen, nicht auch das Herrlichſte aus den Werken der Neueſten aufzuweiſen haben? Wie? oder fühlte man zu ſehr, daß Alles noch zu ſehr im Streben begriffen ſey, daß nichts von dem Neueſten ſeinen Rang in dieſer Nähe würde behaupten können? Wollte man der Nachwelt keinen bedeutenden Namen unſerer Zeit opfern, und zog man es deßhalb vor, die Loggia von unbekannten, jungen Leuten ausführen zu laſſen? Ich mag hierüber nicht entſcheiden. Wahr iſt, daß in dieſem Frühjahre (1834) mehres wieder ausgehauen werden mußte, was durchaus nicht für würdig erachtet werden konnte, hier zu beſtehen, aber eben ſo wahr, daß manches Einzelne ſich kühn Allem an die Seite ſtellen darf, was an andern Orten und bei andern Gelegenheiten hier hervorgebracht worden iſt.

So wie die Pinakothek als der Gipfel der modernen Architectur betrachtet werden kann, ſo iſt ein anderes Werk Klenze's, der Palaſt des Herzogs Max, das ſchönſte Privatgebäude in München zu nennen. Es iſt in ſehr reinen Verhältniſſen erbaut, und von einer edeln, anſprechenden Einfachheit. Im Innern enthält es Frescogemälde Kaulbach's, die vor allen an-

dern ſehenswerth ſind, da er als der Begabteſte und Hervorragendſte dieſer ganzen Malerwelt erſcheint. — — Wegn wir das Panorama Münchens überſchauen, ſo erblicken wir überall noch Gerüſte, behauene Steine, Ziegelhaufen und Kalkgruben. Die Kirchen, Baſtiken und Walhalla's ſind noch im Werden begriffen. Es kann nicht geläugnet werden, daß manche Spur von Schönheit ſich jetzt ſchon an dieſen unvollendeten Werken zeigt, jedoch wird jeder Unbefangene leicht einſehen, daß das Großartigſte hier nicht erreicht werden wird. Es iſt zu viel begonnen worden. Brauchte man ſonſt in beſſern Zeiten hundert Jahre um ein bewundernswerthes Werk zu vollenden, ſo iſt hier die Aufgabe geſtellt, hundert Werke, die alle auf Bewunderung Anſpruch machen, in einem Jahre zu beendigen. —

Die Uebung hat nunmehr manche mechaniſche Fertigkeit in der Behandlung des Materials hervorgerufen, worin München, in Deutſchland wenigſtens, der Vorrang eingeräumt werden muß. Ziegel zu brennen, Steine zu behauen, Mortel zu bereiten, weiß man hier beſſer wie anderswo. Eben ſo iſt man fortdauernd bemüht in dem techniſchen Theile der Malerei Verbeſſerungen zu machen, und es fehlt nicht an Gelegenheit ſie ſogleich in Anwendung zu bringen. Man weiß, daß Glasmalerei, Fresco und Enkauſtik hier in neueſter Zeit wiederbelebt wurden.

Im Felde der Glasmalerei ſind ſehr befriedigende Verſuche ausgeführt worden, die in Einzelheiten ſelbſt

die bewundertſten Gemälde der Vorzeit überflügeln. Das Bedeutendſte, was bis jetzt erſchienen iſt, war das Chorfenſter für die gothiſche Kirche einer Vorſtadt, die Krönung der Jungfrau darſtellend. Ruben, ein junger Schweizer, zeigte für dieſe Compoſitionen ein großes Talent; wer ſein Fenſter ſah war entzückt, wer jedoch ſeinen Carton geſehen hatte, war es in höherm Grade geweſen. Man denke ſich in die Lage des Künſtlers, der ſeine wohldurchdachte Zeichnung, in allen ihren verſchiedenen Abtheilungen ſymboliſch und auf das Engſte verbunden, mühſam auf den rieſengroßen Carton gebracht hat, und nun mit einigen Zügen, ganz trocken, hier ein Ornament, dort ein Paar Figuren weggeſtrichen ſieht, ohne andern Grund, als daß es keine Billigung erhalte, oder mit der Bemerkung: „daß man keine nackten Weiber wolle," u. dergl. So iſt es Ruben ergangen, deßhalb mußte er ſeinen kunſtvollen Ideenbau zerſtören, und ohne Begeiſterung hineinflicken, was verlangt wurde. Darum verloren wir die ſchönen Figuren Adams und Evas, darum dieß und das, was jetzt ein trauriges Beiwerk erſetzen muß, welches der Maler im Zorn ſeines Gemüthes hinzufügte, um die Lücken auszufüllen. Weher thun dieſe Cenſurſtriche der Künſtlerbruſt, als die Reihe von Gedankenſtrichen, die der Verfaſſer eines Buches, nach dem Drucke, darin findet. Die Gedanken, die ſie erſetzen ſollen, laſſen ſich am andern Orte wohl ausſprechen; eine zweite Auflage unter günſtigern Verhältniſſen iſt denkbar — aber das Fenſter in der gothi-

schen Kirche wird hundert neue Auflagen des Menschengeschlechts überdauern und Ruben findet kein Mittel sich verständlich zu machen, und das Unrecht zu verkünden, das an ihm verübt wurde. Dieß waren die Beweggründe, welche diesen jungen Künstler vermochten, sich von der Ausführung der Glasmalereien zurückzuziehen, deren noch fünfzehn für dieselbe Kirche erheischt werden. Es ist zu bedauern, daß er ihnen auf solche Weise entrissen wurde.

Viele andere Klagen hört man im Stillen, hier ist es Zurücksetzung, dort Uebervortheilung, hier entspringen sie aus Dünkel, dort aus Geiz; es ist schwer zu entscheiden, auf welcher Seite sich das Recht befindet. Es konnte bei den obwaltenden Umständen, wo in so kleinem Raume, eine bedeutende Menge junger Talente, fast zu gleicher Zeit, den Wettlauf begonnen haben, nicht fehlen, daß sie sich reiben, überschlagen, stürzen, ja durchgehen mußten. Die Kältern haben sich von allen öffentlichen Arbeiten zurückgehalten, Besonnere fangen an sich davon zurückzuziehen, und so ist es wohl möglich, daß das Beste und Vollendetste einmal gar nicht dort anzutreffen seyn wird, wo man es zu finden sich berechtigt glaubt. —

Die Kunst, das Wachs als Bindemittel für Malereien auf Kalk anzuwenden, war seit dem Alterthume verloren gegangen. Dieß Verfahren hat vor dem Fresco das voraus, daß besonnener dabei zu Werke gegangen werden kann und daß auch Verbesserungen zu machen sind. Bei jener Art, wo bekanntlich die

ſichere Hand dem friſchen Anwurfe, Zeichnung und Ausführung zugleich anvertrauen muß, damit ſie trocknen und mit der Mauer eins werden, gelingt es nur, das Bild von ihr zu tilgen, wenn man ſeine Oberfläche zerſtört. Auf dieſe Weiſe kann es wohl ganz neu gemalt, nie aber in einzelnen Theilen verbeſſert werden. Die Malerei mit heißem Wachs gewährt dieſen Vortheil, und iſt dabei eben ſo dauerhaft, als wenn die Farbe mit dem Marmorkalke eintrocknete, wie die friſchen enkauſtiſchen Bilder beweiſen, welche in Pompeji aufgefunden worden ſind Dieſe wichtige Erfindung, welche bei den Werken der neuen Schule in München, ſo großen Vorſchub leiſtet, eignet ſich nun im Stillen, der öffentlichen Meinung zum Trotze, der Maler Fernbach zu, der dabei eine traurige Geſchichte erzählt, von Verfolgung und ſchnödem Undank. Er gibt vor mit ſeiner Entdeckung zu voreilig herausgetreten zu ſeyn, und nachdem er über tauſend Gulden verlaborirt und Zeit und Mühe umſonſt eingebüßt habe, nun um den Lohn gebracht worden zu ſeyn, und zugleich die Ehre der Entdeckung einem Andern überlaſſen zu müſſen. Fernbach iſt ein anſpruchloſer Mann, der Tag und Nacht zu grübeln im Stande iſt, und auch jetzt ſchon wieder eine neue Erfindung gemacht zu haben vorgibt. Dieſe ſoll in einem Firniß beſtehen, wodurch er Kupferſtiche, vor dem Verderben durch Näſſe, ſchützen will. Er brachte mir ein ſo von ihm zubereitetes Blatt, tauchte es in Waſſer, goß Waſſer darüber aus, und ließ es dann in der Sonne trocknen,

ohne daß man eine Spur von seinen hydraulischen Versuchen daran mehr entdecken konnte. —

Im Reiche der Sculptur ist nur Schwanthaler zu nennen. Die großen Werke, womit einige Plätze der Stadt geziert werden sollen, sind Rauch und Thorwaldsen übertragen. Bis jetzt hat München noch nichts in dieser Kunst aufzuweisen, was mit den Leistungen ihrer Schwestern in die Schranken zu treten berechtigt wäre. Mehres ist jedoch für die nahe Aufstellung vorbereitet.

Mehr Genuß als die unvollendeten, noch im Bau begriffenen Werke selbst, voll Lärm, Staub und Zähelichkeit mancherlei Art, gewähren die Ateliers der Künstler, wo Alles vorbereitet und durchdacht, dem Eintritte in's Leben und in die Welt entgegenharrt. Ich möchte mir hier die Zauberkraft des hinkenden Teufels wünschen, um die Dächer vieler stillen Häuser zu lüften, wo bei der einsamen Lampe der denkende Meister seinen Entwürfen nachsinnt. Dieser hat einen kräftigen Cuirassier, Jener ein schlankes Dirnchen vor sich, um Formen zu studiren; hier begeistert die Muskelkraft des Armes, dort die Wellenlinie des Busens. Ein alter Judenkopf mit struppigem Barte, das Runzelgesicht einer Caffeeschwester, ein Bündel todter Vögel, ein Eichhörnchen, ein Blumenstrauß, ein Haufen großer Blätter und Gräser, Steinfragmente, Holzsplitter, wer wollte alle Gegenstände aufzählen, womit der Maler sich umgibt, um mit scharfem Auge die Eigenthümlichkeiten der Dinge in ihrer äußern Erscheinung

wahrzunehmen. Und nicht bloß im einſamen Zimmer, auch an öffentlichen Orten, im Caffehauſe, beim Biere auf der Gaſſe — überall macht er ſeine Studien, überall ſchlägt er ſeine Kunſtwerkſtätte auf.

In dem großen Academiegebäude aber, in weiten Sälen wohnt das große Genre, oder vielmehr das, was die Künſtler nicht mehr Genre zu nennen pflegen. Hier ſind die Ateliers von Heinrich Heß und Zimmermann.

Der Erſtere iſt mit den großen Cartons beſchäftigt, nach welcher die Allerheiligenkirche gemalt wird. Dieſe wollte der König nach einer kleinen Kirche bauen laſſen, vorbyzantiniſch, die er in der Nähe von Palermo geſehen. Klenze wich davon ab und hielt ſich mehr an den Styl der Marcuskirche und ähnlicher Bauwerke. Das kleine Gebäude iſt nun überaus zierlich gerathen, in ſehr gefälligen Formen. Der Stein iſt mit großem Fleiße und vieler Reinheit bearbeitet, die Roſe am Mittelfenſter wetteifert mit dem Schönſten, was man in dieſer Art ſehen kann.

Ganz dem Aeußern entſprechend, wird nun auch das Innere, mit Malerei auf Goldgrund, im ſtrengen ſymboliſchen Style geſchmückt; alles Beiwerk, das zur Erklärung dienen, oder das Gemüth des Beſchauers vorbereiten und empfänglich machen könnte, iſt ſorgfältig vermieden; alle Wirkung ſoll, wie bei der Plaſtik, von der menſchlichen Form allein ausgehen; das ganze Werk ſtreng, ſchön und gebietend ſeyn. Der Auftrag konnte keinem Andern geſchickter, als Heinrich

Heß, anvertraut werden, der ein Geistesverwandter Oberbek's, in seinen frühern Werken schon gezeigt hat, wie die übergroße Strenge der altitalienischen Meister mit moderner Milde und Anmuth auf ergreifende Weise verschmolzen werden könne.

Die Erzväter und Evangelisten, colossal ausgeführt, sind bereits in den Kuppeln und Zwickelfeldern der Capelle vollendet; im Attelier fand ich einen Carton von 32 Fuß Länge und 15 Fuß Höhe, die Himmelfahrt vorstellend.

Hier hat der Maler nichts mit Sonnenschein und Lampenzauber zu schaffen, die so willfährig Stimmungen in dem Beschauer hervorrufen; für ihn gibt es keinen dunkeln Hintergrund, keine neblige Ferne, kein reizendes Beiwerk, um das Auge zu bestricken. Der goldene, ebene, unveränderliche Grund ist gegeben, von dem sich die dunkeln Gestalten erheben; strenge Heilige, phantastische Köpfe mit langen Bärten, regelmäßige, fremdartige Züge, ernst, groß, Erstaunen kein Mitgefühl erregend. Heß, ein Mann von feinem Geschmack, der seine Aufgabe vollkommen beherrscht, wußte diesen Bedingungen zu genügen, ohne in den Fehler kalter Nachahmung zu verfallen. Anordnung und Form sind ganz in der Art, wie es die alte Schule verlangt. Die Engel, mit den ineinander verschlungenen Flügeln, die Christus emportragen, die Inschrift, die Gruppen zu beiden Seiten, Alles dieß erinnert deutlich an die Gemälde in San Marco und Aehnliche; aber diese Köpfe, wohl auch der Form nach byzantinisch, wie

mild ist ihr Ausdruck, welche Schönheit in den Zügen, wie anmuthig die Bewegung, welch' reizender Faltenwurf, wie frei und sinnig die Behandlung.

Wer altbyzantinische Christusbilder gesehen hat und diesen Christus betrachtet, wird sogleich auf die Aehnlichkeit und Abweichung davon, die sich der moderne Meister erlaubt hat, aufmerksam werden. Dort ist die menschliche Form rein symbolisch. Die halbrunden Augenbrauen, das Zirkelrund des Auges, die lange, dünne Nase, der kleine, herzförmige Mund und endlich der gespaltene Bart, dessen Enden in Blumen und Stralen auszuströmen scheinen. Nach alten Auslegern soll in dieser Physiognomie das Wort homo herausgefunden werden können; die beiden Augen, die zwei O, die Augenbrauen d die Nase, das M.

Nun sind die Haare zwar bei Heß auch ganz wunderseltsam gestaltet, Bart und Gesicht zeigt die altorientalische Regelmäßigkeit, aber statt des Wortes homo lies't ein Jeder einen andern Sinn aus diesen Zügen. Es ist das Menschliche darin in seiner edelsten Gestaltung, das zu unsern Herzen spricht. Die Gruppe der Frauen auf der einen, und der Kriegsknechte auf der andern Seite des Grabes, bringen einen Effect hervor, den man hier gar nicht erwarten sollte. Dieß ist der Zauber des Gegensatzes, auf eine edle, ächtkünstlerische Weise erreicht. Der Glaube, durch die Gruppe der Frauen ausgedrückt, ist ungemein reizend und schön, und dabei doch nicht

sinnlich; der Unglaube, in den Kriegsknechten angedeutet, ist kräftig ausgesprochen und sehr characteristisch.

In Zimmermann's großem Atelier sieht es gemüthlicher aus.

Wir finden hier jene Cartons, zum Theil in freundlichen Farben ausgeführt, und eine Menge kleiner, ebenfalls gefärbter Zeichnungen zu der Loggia der Pinakothek und dem Anakreonssaale der Residenz. Auf dem einen Carton erblickt man den König, wie er von dem Genius in den Hain der Poesie und Malerei eingeführt wird. Der Monarch ist weder in Uniform, noch in der schweren Dalmatica, mit Krone und Scepter, abgebildet. Er hat ein leichtgeschürztes Königsgewand, einen kurzen Mantel und die Stirnbinde. Schnurrbart und Knebelbart fehlen jedoch nicht, da das Gesicht so viel Aehnlichkeit besitzen sollte, als es bei dem fremdartigen Ausdruck, der hineingelegt worden ist, nur möglich war. Soll ich diesen Ausdruck näher bezeichnen, so ist es Hoheit, Staunen und erwartungsvolle Neugier. Der Genius sieht, wie alle Genien aus. Aus dem Gebüsche links treten dem Könige einige Dichter entgegen; bekannte Gesichter, zum Theil in ihrer altmodisch verhüllenden Tracht. Der alte Dante, mit der Kappe und dem Lorbeer darauf, Petrarca in seinem sonderbar weibischen Kopfputz, Boccaccio, Homer, die griechischen Tragiker und Andere. Von den Neuern ist kein Einziger darunter, weder Shakespear, noch Cervantes, weder Gö-

the noch Schiller. Rechts treten die Maler hervor. Zuerst der Jüngling Raphael, dann der finst're Michel Angelo, der langbärtige Leonardo, Dürer, Hemling. Hier ist es dem deutschen Mittelalter vergönnt worden, sich repräsentiren zu lassen. Warum aber durften sich Shakespear und Cervantes nicht unter der Aristokratie des Paradieses sehen lassen? — Dieses Bild wird den ersten Bogen der Loggia füllen.

Im Mittelbogen soll Raphael's Tod dargestellt werden. Ein herrlicher Carton, voll des höchsten Interesse, trefflich gedacht, ächt dramatisch, der letzte Act eines erhebenden Trauerspiels. Der bleiche, schöne Meister liegt in der Mitte des Bildes. Die köstliche Gestalt der Fornarina, mit aufgelöst'en Flechten, ein Bild des tiefsten Schmerzes, stürzt sich jammernd auf sein Lager; zu dessen Häupten sitzt stumm brütend Giulio Romano in kräftiger Männlichkeit; daneben stehen Marc-Antonio und Fattore, von Kummer ergriffen. Zum Lager schreiten Leo X. in unscheinbarer Tracht, mit gramvollen Zügen, ihm zur Seite Cardinal Bembo, eine gar ehrwürdige Gestalt, voll Hoheit und Heiligkeit. Den Hintergrund bildet Raphael's letztes Werk, die Transfiguration, zwischen Säulen aufgestellt.

Den letzten Bogen wird die Apotheose der Malerei füllen. Jupiter, Herkules, Hebe und der ganze olympische Kram; der Pegasus nascht Trauben, die Malerei fliegt, von dem Genius emporgetragen, u. s. w. Wer kennt das nicht? — Cornelius hat alle

Skizzen nur im Kleinen angedeutet, und dem ausführenden Meister noch viel zu thun überlassen. Zimmermann hat sich hier als einen Künstler von reicher Phantasie und großer Einsicht gezeigt. Er hat viel verändert; hier porträtirt, dort veredelt, hier das Characteristische hervorgehoben, dort allegorisirt. Wie er auf frischen Kalk zu malen versteht, das muß man sehen. Die Ausführung ist bis in's Kleinste vollendet, und sein Correggio ist das lieblichste, herrlichste Bild, mit einer Nettigkeit wie Miniatur behandelt, und doch nicht kleinlich und ängstlich. Warum sollte denn aber wohl der Künstler die Fertigkeit und Vollendung des Technischen verschmähen, wo noch überdieß, wie hier, der Gegenstand gefällig und graziös, dazu besonders auffordert?

Lieblich, sinnlich sind die Bilder nach anakreontischen Liedern für den Familienspeisesaal in der neuen Residenz bestimmt. Dieß ist so recht Zimmermann's Fach. Er hat die kleinen Zeichnungen mit großer Vorliebe sehr fleißig in Farben ausgeführt. Da sehen wir Amor, von der Biene verletzt, weinend zur Mutter laufen; Anakreon den wächsernen Amor kaufend, den erfrorenen Amor zum Feuer führend, den mit Trauben gekrönten Sänger, als Fürsten des Festes und der Fröhlichkeit; das Kelterlied, wozu Amor und die Grazien tanzen, und ähnliche Darstellungen. Harmlos freundlich, ohne tiefere Bedeutung und nicht besonders anregend, ein bunter, heiterer Schmuck eines Saales, der den alternden König einst mit seiner

Familie zum frohen Mahle vereinigen soll. Zimmermann löst diese Aufgabe vollkommen. Der Anmuth in der Zeichnung, der etwas süßlichen Ausführung, der heitern Färbung, dem angenehmen Geschmacke in der Erfindung wird nichts Aehnliches vorgezogen werden können.

In einem andern Atelier stehen die Riesencartons zu den Altarblättern der Ludwigskirche. Es sind zwei: die Geburt und die Kreuzigung; an dem dritten: das Gericht, arbeitet Cornelius noch gegenwärtig (Ende 1834) in Rom. Dieser Meister ist ein Genie von Staunen erregender Kraft. Welche Werke hat er entworfen, ausgeführt, vollendet! welche Menge von großen Compositionen, Arabesken und Verzierungen! Historie und Drama, ernst, erschütternd, effectvoll, lieblich, heiter! Es ist ihm ein langes Menschenleben zu wünschen, damit er das Begonnene noch vollenden möge. Er steht bereits auf dem Gipfel des Mannesalters. Er ist ein Düsseldorfer. Heß und Zimmermann sind es auch; sie sind um einige Jahre jünger wie Cornelius, Schulcameraden, Freunde von Jugend auf. Das freundliche, helle Rheinland nährte ihren Sinn, ihren Blick. Und auch die jüngern Künstler sendet uns noch immer der alte, vaterländische Strom. Seine Söhne bevölkern die Ufer der Isar mit Kunstschätzen. Der feurige Monten, der kräftige Folz, der poetische Kaulbach sind Alle vom Rheine zu uns gekommen.

Wirft man nun einen Blick auf die Gesammt-

masse dieser Bestrebungen, die sich Alle an dem königlichen Willen entzündet haben, und aus ihm ihre Nahrung ziehen; gedenkt man dabei ihres Verhältnisses zum Leben und der Gesellschaft; der Anforderungen Beider, und der Kräfte, die hier wirken, so kann man sich einiger Besorgniß nicht erwehren. — — Betrachtet man zuerst die Anfänge, die hier mit der neuerweckten Frescomalerei gemacht wurden, jene Schildereien aus Baierns Vorzeit in den Arcaden des Bazars, so findet man darin eine nichtssagende Kindheit, welches Lob auch darüber von Unwissenden und Schmeichlern erhoben wurde. Ein Anfdämmern ward zuerst sichtbar in den Flußgestalten und der Bavaria von Kaulbach. Nach und nach, wie die Vorwürfe sich vermehrten, der Eifer des Einen, den Eifer des Andern entzündete, Uebung die Sprödigkeit und Ungelenksamkeit des Materials überwand, steigerten sich die Leistungen zu jenem Grade der Vollkommenheit, der uns jetzt schon erfreut und der bei immer fortgesetzten, vervielfältigten und großartigern Aufgaben noch vollendeter werden muß. Unter der Masse der sogenannten Schüler des Cornelius erstanden einzelne Talente, die jede Fessel einer Schule abstreiften, und mit dem eminentesten Erfolge ihre eigene Bahn einschlugen. Sie benutzten alle Mittel, die ihnen eine Stadt, wie München, gewähren konnte, um sich in den Besitz jener Kenntnisse zu bringen, die selbst der hochbegabte Meister nie erlangte, die aber dem Minderbegabten unerläßlich sind. Anatomie und Perspec-

tire, Kunſtgeſchichte im allgemeinſten Sinne wurden mit Eifer umfaßt, und es iſt kein Wunder, wenn junge, feurige Künſtlerköpfe, voll Luſt am Schaffen, voll herrlicher Ideen, die nur des Momentes harren, auf die Leinwand geſetzt zu werden, ſich ihrer mühſam erworbenen Wiſſenſchaft als eines gefundenen Schatzes freuen und ſich über And're ein gültiges Urtheil anmaßen, denen alle Gründlichkeit — wie ſie es nennen — abgeht.

Dieß iſt das Verhältniß der jungen Maler zur Academie; für den erſten Blick ein völlig umgekehrtes, und doch bei ruhiger Betrachtung das natürlichſte von der Welt.

Mit Widerwillen wurde daher die Anordnung aufgenommen, daß jeder Künſtler, bevor er dazu ſchreitet, einen von ihm entworfenen Carton auszuführen, denſelben den fünf Profeſſoren der Academie vorlegen müſſe. Man nannte dieſes von vielen Seiten Druck, Anmaßung, und äußerte unverholen: daß jenen Herren keine Competenz zuſtände, daß ſie weder an Kunſtfertigkeit, noch an Erfindungsgabe, weder an reellen Kenntniſſen, noch an eminenter Genialität ein ſolches Uebergewicht beſäßen, um den jüngern Künſtlern vorleuchten zu können. Die Bedeutendſten unter dieſen behaupteten, daß ſie der Academie ſo gut wie nichts zu verdanken hätten und ſich ihre Ausbildung ganz allein geſchaffen; ſie fügten hinzu, daß dieſer Profeſſor von dieſem Kunſtzweige, jener von einem andern keinen Begriff habe; daß ſie

eher ſich Männern der Wiſſenſchaft unterwerfen würden, und daß es nicht eben nöthig wäre, daß Profeſſoren der Academie ſelbſt Maler von bedeutender techniſcher Geſchicklichkeit ſeyen. Es konnte bei ſolchen Geſinnungen nicht fehlen, daß die jungen Leute, mit ſehr treffendem Witze, die Schwächen der ältern Maler hervorhoben, die nun einmal die fetteſten Schüſſeln des königlichen Kunſtſchmauſes auf ihrer Tafel ſahen.

Kann man es wohl verdenken, wenn die Academie dem ausgezeichneten Neher, in ſeinem Einzuge Kaiſer Ludwigs, die Pferde tadelt und behaupten will: dieß ſeyen keine altdeutſchen Schlachtroſſe, die Oppoſition mit der Gegenäußerung bei der Hand iſt: Schnorr hätte in ſeinem Dietrichs-Einzuge in der Nibelungenhalle Karrengäule gemalt, die ihm Monten verbeſſern müſſe, und Cornelius ſelbſt habe in der Glyptothek die Pferde von Heideck malen laſſen? — Und wirklich ſind Neher's Pferde voll Feuer und Leben, edel und ſtolz, und gern verzeiht man ihnen die arabiſche Abkunft und den Mangel jeder mittelalterlichen Schwerfälligkeit. — Kaulbach hat einen Carton vollendet, der zu dem Trefflichſten gehört, was die neuere Kunſt hervorgebracht. Der Gegenſtand iſt einer Sage entlehnt, nach welcher die Leichen der in der Hunnenſchlacht vor Rom Gefallenen ſich Nachts in die Luft erheben, um dort mit demſelben Grimm wie am Tage, und als ob es noch etwas Anderm als dem Leben gälte, fortzukämpfen. Klenze, auf

deſſen Veranlaſſung der Entwurf entſtand, beauftragt den Künſtler, ihn jetzt auch für ſeine Sammlung auszuführen. Es fragt ſich nun, ob die Academie auch an dieſem Werke unbedeutende Ausſtellungen machen werde? —

Gewiß iſt, daß die Kunſt einen Rieſenſchritt gethan hat, woran im Anfange ſelbſt die Künſtler nicht zu glauben den Muth hatten; aber eben ſo iſt auch vorauszuſehen, daß jene kräftigen Jünglinge, die ſich ihr weiheten und nun ſchon ihre Meiſter zu überflügeln drohen, auf die Höhe des Lebens gelangt ſeyn werden, wenn längſt ſchon Alles geſchaffen iſt, was bis jetzt noch im Keime oder unvollendet daliegt. Wir werden vielleicht dann erſt große Künſtler haben, wenn die großen Vorwürfe aufhören; und die Kaulbach, Neher, Gaſſen und Andere werden keine Nibelungen und Odyſſeen, keine Paläſte der Könige und der Kunſt, keine Gottestempel mehr zu malen haben. In zehn bis zwölf Jahren wird hier Alles gethan ſeyn. —

Fern von dieſer großartigen Abhängigkeit lebt noch eine Menge von Malern in München, welche dem Augenblicke huldigend, ſchafft, wozu ſie ſich angeregt fühlt, unbekümmert, ob es Anklang finden wird, und „den Gott in der Bruſt," ein freies, wenn gleich nicht immer glänzendes Leben führt. Hier begegnen wir wahrhaft großen Talenten. Es ſind die Genre- und Landſchaftmaler. Ich nenne vor Allen Peter Heß, einer der erſten Maler unſerer Zeit, der

jetzt aus Griechenland zurückgekehrt, die Landung und den Empfang der Baiern und ihres Prinzen in Nauplia malt; und Rottmann, der so naturtreu und geistreich südliche Gegenden mit saftigem Pinsel wiederzugeben weiß, und jetzt mit dem Ausmalen der Bazararcaden beauftragt worden. Er befindet sich in Griechenland, um für den neuen Bazar, eine Verlängerung des Alten, griechische Gegenden aufzusuchen. Diese beiden Künstler haben sich durch jene Aufgaben für lange Zeit ihrer Freiheit begeben.

Zu den bei den Kunstdilettanten beliebtesten Malern dieser Gattung ist Christian Morgenstern zu rechnen. Er ist aus Niedersachsen, ein Holsteiner, wie ich glaube, deßungeachtet aber der Münchener Schule ganz und gar beizuzählen. Er weiß den trostlosesten Gegenständen eine Seite abzugewinnen, so daß sie das Gemüth sanft erregen. Es ist viel Sentimentalität in seinem Pinsel; Ruhe, stille Heiterkeit, Beschwichtigung der Erdenleiden spricht aus seinen Bildern. Man möchte nicht eben ausrufen, wenn man sie erblickt: „Hier ist gut seyn, hier laß't uns Hütten bau'n!“ aber man weilte gern einen Abend hier; auf jener Bank ließe sich eine halbe Nacht verträumen; und die Stunde vor dem Sonnenaufgange wirkte dort erhebend, selbst wenn man sich dabei in einen Pelz hüllen müßte. Nur dieser modernanregenden Behandlung hat der Maler es zu danken, daß man seinen endlosen Haideprospecten, seinen Sumpfmooren und hohlen Bäumen, seinen Schilfvordergrün-

den und Strohhütten ſolche Theilnahme ſchenkt. Es iſt ſicherlich nichts Schönes, was Morgenſtern malt, aber er malt es ſchön. Seine heitere Phantaſie gibt dem öden Meeresſtrande, der Sanddüne, dem Erlenſumpfe, eine angenehme Färbung, und wir denken dabei weder an Oſſian's Nebelgeſtalten, noch an Erlkönige und andern Balladenſpuk, ſondern an die einfach reinlichen Häuschen der Lüneburger Haide, wo uns idylliſche Gaſtfreiheit erwartet, ſelbſt wenn wir ſie nicht auf dem Bilde bemerken. Denn Morgenſtern weiß zu gut, daß dieſe roth und weißen, einförmigen Wohngebäude, ſeine Poeſie zerſtören würden, und bringt ſie daher nie in ſeinen Werken an. Seine Art zu malen iſt dabei großartig und eigenthümlich; ſeine ſehr ausgeführten, weiten Vorgründe ſind in dieſer Hinſicht Meiſterſtücke zu nennen. Ein alter Moorbruch mit den ſtarren Gräſern, den Waſſerpflanzen und der aufgeweichten Erde dazwiſchen, kann von keinem Maler wahrer und mit mehr Liebe behandelt werden. Und dieſer Character ſpricht ſich in allen ſeinen Werken aus. Er durchzieht die ſonnigen Thäler des Gebirgs, und ſeinen Schritt hemmt der blaßgrüne Streif, der ſich rieſelnd über röthlichen Kies verbreitet, von magern Höhen eingeſäumt; an den lachenden Ufern des Bodenſee's feſſelt ihn der alte Thurm, deſſen Gemäuer grau und feucht auf dem Schlamme des Ufers ſteht, nicht emporſtrebend in die Luft, ſondern eher abwärts neigend zur Tiefe des

See's. Sein Thurm ist kein „grauer Thurm am See.“ von dem eine Schauermähr sich hinabsenkt, um den die Sage ihre Wundergeflechte spinnt; es ist ein gutes Obdach für eine arme Fischerfrau, die darin ein Kind wiegt, oder Klöße einrührt für den heimkehrenden Mann. Wer möchte darin wohnen? aber wen zöge so etwas nicht an? Morgenstern weiß uns mit seinen Landschaften in eine behagliche Rührung zu versetzen; wir werden nicht heftig angegriffen, aber still bewegt. Er ist der Maler der Damen, folglich auch der jungen Herren, kurz der eleganten Welt. Diesem entsprechend ist sein Aeußeres. Sein großes, dunkles Auge verbindet den Ausdruck von Geist und Gemüth; er ist einigen literarischen Erscheinungen des Vaterlandes nahe verwandt, deren Roman- oder Novellen-Figuren in seine Landschaften hingehörten. Heine's Nordseelieder sind aber keine passende Melodien zu seinen Strand- und Dünenpoesien. Unpassender schienen diese zu den Werken eines andern Landschafters, der zwar außerhalb Deutschland geboren, dennoch aber zur Münch'ner Schule gehört, indem er hier seine Studien machte und von hier aus seine Bilder zuerst bekannt wurden. Dieß ist Fearnley, ein Norweger. Die großartige Natur seines Vaterlandes machte in frühester Zeit einen zu tiefen Eindruck auf ihn, und nun trägt er das kräftig-nordische Element in alle seine Bilder hinein. Es ist dieß nicht unbedingt zu loben, besonders da er sich jetzt dem Süden zugewandt hat und Italien copirt. Aber

das Schroffe, Starre, Schauerige, Nebelhafte kann man auch jetzt noch, bei aller Vorliebe für ihn, aus seinen Werken nicht fortläugnen. Es ist nun eben seine Art so; es wäre einseitig, wenn man verlangen wollte, er solle uns deßhalb stets nur norwegische Gegenden in dieser Manier malen. Dieß wäre keine Forderung an einen Künstler von Fearnley's Werth. Wenn der Gegenstand mit Fearnley's Weise zusammenstimmt, so gibt es freilich einen unbeschreiblich wunderbaren Einklang, wie sich dieß einmal in einem Gemälde fand, welches Kopenhagen vorstellte. Am flachen Strande Seelands brach sich das Meer, und fern, am grellrothen, sturmdrohenden Horizonte zeichneten sich dunkel die Thürme und Dächer der Stadt, wie ein Schattenriß. Ein kühner Wolkenzug schwebte, breite Schatten werfend, vorüber. Das war Nordland! empfunden durch und durch; der Wind pfiff eisig; man knöpfte den Rock bis hoch an den Hals zu; aber darunter wurde es glühwarm und heimlich wohl.

Es kann nicht meine Absicht seyn, hier alle verdiente Namen anzuführen, die in diesem Augenblicke sich in München damit beschäftigen, Landschaften zu malen. Bemerken muß ich aber, daß dieß bei Weitem der wichtigste Kunstzweig ist, der sich dort regt, und dem sehr bedeutende Talente sich zugewendet haben. Nächst ihnen sind es die Genremaler, welche mit Glück arbeiten. — Einer der interessantesten und geschicktesten in dieser Art ist Folz, dessen kräftige,

ſicher begränzte, und characteriſtiſche Perſönlichkeit aus allen ſeinen Bildern ohne langes Buchſtabiren herauszuleſen iſt: und ſein „Ritter und ſein Liebchen," ſein „Griechenmädchen auf der Wacht," ſeine Bilder aus Schiller's Werken im neuen Reſidenzſchloſſe ſind alle jenem Genre beizuzählen, das bei uns ſelten iſt, und bei den Franzoſen mit ſo großer Vorliebe behandelt wird. Folz's Pinſel iſt markig, er liebt dabei die Farben; ſeine Bilder machen einen angenehmen Eindruck. Er war einſt ſo glücklich, eine Landſchaft zu erfinden, die ſich ganz herrlich zur Seite ſeiner lebendigen Figuren ausnimmt, voll poetiſchen Duftes und ſehr deutſch. Es iſt ein Fluß, der ſich zwiſchen Bergen hindurchdrängt, von Burgen umſäumt. Das Waſſer iſt abendlich golden, die Höhen violett; es webt eine heitere Ruhe um das Ganze. Man macht ihm den Vorwurf, dieſes Beiwerk ſey ſtereotyp bei ihm geworden, er wiſſe nichts anders zu erfinden. Ich fühle, wie natürlich es iſt, daß er es anbringt, wo es ihm zuläſſig ſcheint. Es ſpricht ſein inneres Weſen aus, es iſt ſein Stempel, den er dem Werke aufdrückt, ſein Monogramm. Folz iſt Uhland nahe verwandt. Uhland könnte nach ſeinen Gemälden dichten, und Folz ſeine Gedichte malen.

Das Heer der Genremaler iſt Legion. Unſere Zeit iſt vorzugsweiſe dem Genrefache zugewendet, man hat es auch in die Literatur eingeführt, und es wußte ſich auch hier beliebt zu machen. Unſere hiſtoriſchen Novelliſten gehören faſt Alle dazu.

Die Genremaler in München bewegen sich sehr gern in der Region des nahen Gebirgs, welches sie jedoch nur selten über die Gerlos, den Brenner und Jauffen hinaus kennen lernen. Das Leben in den nördlichen Thälern Tyrols, besonders unter dem heitern, naiven Völkchen im Zillerthale, hat für die vielen Norddeutschen den größten Reiz, die mit ihren Talenten dereinst auf die reichen Börsen der Hansestädter zu speculiren hoffen dürfen. Dieß hat denn auch wirklich eine solche Flut von Paschern, Gebirgsschützen, Kirchweihen, Gemsen, Felsen, Sturzbächen, Windbrüchen u. s. w. an die Ufer der Elbe, Weser, Ocker und Leine angeschwemmt, daß man sich wohl mit Recht darüber verwundert, wie dieß immer noch Käufer findet bei der fortdauernden Thätigkeit der jungen Maler. Man kann nicht in Abrede stellen, daß die treue Copie, wie jenes Leben selbst, auch bei dem Beschauer Interesse hervorbringen kann; auf ächten, höhern Kunstwerth können diese Darstellungen jedoch nur selten Anspruch machen. Die Verfertiger denken indeß wohl auch nicht daran. Es sind gewöhnlich junge Leute, oft aus den sandigen, flachen Gegenden Norddeutschlands, die hier zum Erstenmal die Poesie der Berge empfinden, und von dem heitern Sinne der Bewohner, die in diesen Gegenden nun seit Jahren an solchen Besuchen gewöhnt, ihnen eine willfährige Gastfreundschaft widmen, vorzüglich angesprochen werden. Ich habe solche Maler gefunden, die den ganzen Sommer über im Zitterthale lebten und

ſich hier ſo wohl fühlten, und keiner andern Gegenſtände für ihre Kunſt zu bedürfen vermeinten, als die zackigen Felſen, den Wald, die Luft, den Bach, die Hütte, den Stall, wie dieß Alles eben dort ſich vorfindet, und den „Bua und ſein Madl“ in der grauen, plumpen Tracht, die für die Weiber ganz abſcheulich genannt werden muß. Die Köpfe und die Geſtalten ſind oft ſchön, das iſt nicht zu läugnen, da aber die auffallendſten darunter, ſeit Jahren ſchon, von den malenden Jünglingen gezeichnet worden ſind, und dann mit geringer Veränderung in irgend ein Bild hineinverlegt werden, ſo entſteht daraus eine Familienähnlichkeit der verſchiedenartigſten Gegenſtände, die bei dem ohnehin ſtets gleichen Hintergrund und der Monotonie der Farben nicht erfreulich wirkt. Der Eindruck iſt wie bei vielen noch jüngſt beliebten Novellen, wo die Figuren nur neue Namen erhielten, und ſich ein wenig anders gebehrdeten, während alles Uebrige eine feſtſtehende Decoration bildete.

Der Bedarf ſcheint indeß noch groß zu ſeyn, und für dieſen Bedarf muß geſorgt werden. Iſt es nun anders möglich, als daß junge Leute, die darauf hingewieſen ſind, von dem Verkaufe ihrer Arbeiten zu leben, ſich darum bemühen, gangbare Waare auf den Markt zu bringen? Dieß aber führt in ein Reich, wo and're Herrſcher als die hohe Kunſt allein das Scepter führen. Das ſchnell erweckte Kunſttreiben und die Leidenſchaft eines Königs hat einen Dilettantism angeregt, der, wie jeder andere, vorübergehend ſeyn

muß. Ob ernstere Zeitläufte, Kriege, andere Interessen auf gleiche Weise in Schutz genommen, einst den Ueberdruß herbeiführen, kann nicht mit gleicher Bestimmtheit angegeben werden. So viel ist gewiß, daß das glänzende Beispiel einiger bevorzugten Talente, das Angenehme eines Künstlerlebens, die Lust, welche die meisten Kinder am Zeichnen und Malen empfinden, eine ungeheuere Menge zur Academie treibt; und daß die Eltern, bei der schlechten Aussicht beim Studiren, mit Vergnügen einwilligen, um der Verlegenheit in der Wahl eines Handwerks enthoben zu seyn. Für jetzt ist noch immer für den Absatz gesorgt; die Sache ist zu neu, und es gibt noch leere Wände genug, die man zu behängen Lust bezeigt.

Die Kunstvereine tragen hinlänglich dazu bei, die Werke der Malerei zu vertreiben. Ob aber die Kunst überhaupt dabei gewinne? diese wichtige Frage wird nicht berücksichtigt, denn jene Vereine huldigen mehr der Industrie; doch haben sie durch Schiedsrichter und dergleichen sich mit der strengern Göttin auf eine Weise abgefunden, daß sie ihnen nicht eben gar zu ernst zürnen kann. — Die Kunstvereine sind eine sehr sinnreiche Erfindung unserer Zeit; sie sind — da nun einmal die Kunst gerade jetzt und unter uns wieder belebt werden sollte — eben so nothwendig wie der preußische Zollverein, und jede andere zeitgemäße Einrichtung. Sie bilden den großen Abzugscanal, ohne welchen die neue Kunstwelt bald einem stehenden Sumpfe gleichen müßte, denn die Privatliebhabereien kön-

nen bei unſern ärmlichen Mitteln wahrlich kein Leben fördern, und fänden ſich in Deutſchland Tauſende, die alle Tage ein anderes Bild in ihre Schnupftabaksdoſe ſchraubten, oder andere noble Paſſionen dieſer Art hätten. Was Einer jedoch nicht kann vermögen Viele, und die Kunſtvereine leiſten, was frommt in dieſer Zeit, die ſo arm an Geld, als reich an Oelgemälden iſt. — Dieß ſey hier ohne Spott geſagt. —

Der Kunſtverein in München, alle Tage geöffnet, bildet eine immerwährende, wechſelnde Kunſtausſtellung; in ſeinem Locale zeigen die hieſigen Maler Alles, was ſie ſchaffen; Entwurf, Carton, Aquarell, Genre oder Hiſtorie, Landſchaft, Stilleben, kurz, was im Bereich dieſer Kunſt hier entſteht, wird im Kunſtverein geſehen.

Im Jahr 1823 trat er in's Leben, und zählte bereits am letzten Jahresſchluſſe (1833) 1219 Theilnehmer, die ſich noch täglich vermehren. Unter ihnen ſind an 300 Künſtler und 950 Kunſtfreunde. Protector iſt der König, unter den Mitgliedern finden wir: den König von Griechenland, die Kronprinzen von Preußen und Baiern und viele andere Prinzen und Herzoge. Es iſt hier der ſchönſte und glänzendſte Verein im Kreiſe der höhern Geſellſchaft, der nur eines weitern Locales bedürfte, um auch der angenehmſte zu ſeyn. Für den Ankauf von Kunſtgegenſtänden verwendete man in den zehn Jahren des nunmehrigen Beſtehens ungefähr 60,000 Gulden, wofür 18 plaſtiſche

Kunstgegenstände, — 400 Gemälde, und mehre Handzeichnungen, Kupferstiche und Lithographien angeschafft wurden. Diese Wirksamkeit vergrößert sich nun ungemein, denn von den genannten Summen kommen 3 plastische Werke und 70 Gemälde für den bezahlten Betrag von ungefähr 9000 Gulden, blos auf das letzte Jahr. Im nächsten ist eine bei weitem größere Ausbeute mit Bestimmtheit vorauszusehen.

Auch fremde Maler senden ihre Werke auf diesen Kunstmarkt; besonders hervorzuheben sind Einige, die in Rom leben. An Maklern fehlt es hier nicht, welche das Geschäft ganz mercantilisch betreiben. Einer davon ist Herr Bolgiano, der gute Geschäfte machen soll. Ihm vorzüglich sendet Maes in Rom seine Arbeiten zum Verkaufe ein. Die liebenswürdigen Effectstücke dieses italienisirten Niederländers machen großes Aufsehen. Wird ein neues Bild von ihm ausgestellt, so kann man darauf rechnen, in den ersten acht Tagen zu keiner ruhigen Beschauung desselben gelangen zu können, weil ein immerwährend wechselnder Haufe gaffend davor steht. Maes ist der Mann der Ueberraschung; seine Auffassung ist ganz naturgetreu, aber seine Behandlung ist poetisch idealisirend. Die Kunst seines Pinsels wird von keinem jetzt Lebenden wohl übertroffen, von Wenigen nur erreicht. Gewöhnlich sind es schöne Römerinnen, die er malt; bald ein Kind haltend, bald sich von einer Alten die Karte legen lassend, bald mit der Spindel,

zum Oefterſten aber betend. Hier iſt es ein ſchönes Weib, aus der Gegend von Rom, in Seidenzeug und Gold ſchimmernd, mit gelb, roth, blau und andern lebhaften Farben angethan, mit durchſichtigem Flor und Spitzen geziert. Sie hat eine Nadel in der Hand, die ſie ſo eben in die Haare ſtecken will. Etwas Angenehmes ſcheint ſie von ihrem Geſchäfte abzuziehen; ſie ſieht mit freundlichen Blicken aus dem Bilde heraus. Vor ihr über einer Stuhllehne liegen ein Tuch und ein Roſenkranz. Das Ganze iſt eine ſchöne, locale Natur, vom unnachahmlichſten Effect. Dieß Bild war noch nicht aus meinem Herzen verdrängt, als er ein neues in dem Verein aufſtellen ließ, das eine allgemeine Begeiſterung unter den Dilettanten hervorbrachte. Es war eine ganz junge Frau, Kniefigur, mit ihrem Säugling auf der Tafel abgebildet; ein alter Meiſter hätte eine Madonna daraus geſchaffen; Maes zieht es vor, eine Römerin zu malen, die zur Madonna betet. Sie fleht inbrünſtig für ihren Schatz, den ſie auf dem Arme hält, ſie dankt für ihr Glück, ſie gedenkt ihres fernen Gatten; aus ihrem Auge bricht der Strahl durch Thränen, im Geſichte iſt der Ausdruck der Erhebung, auf ihrem halbgeöffneten Munde ſchwebt zwiſchen den frommen Worten eine holde Sinnlichkeit. Maes hat die Schönheit auf der Erde zu bannen gewußt; er hat ſie uns nahe gebracht; wir wiſſen es ihm Dank, weil wir es müde ſind, ſie uns immer als unerreichbar zu denken.

Dieß hier iſt ein glückliches Weib, eine gefühl-

volle Mutter, eine fromme Römerin. Das Geſicht iſt ſehr ſchön. Das Auge groß, die Naſe edel, der kleine Mund zeigt die weißen Zähne, das Ganze iſt ein liebliches Oval. Herrliche dunkle Haare heben die lebhafte Farbe der Haut. Ein Schleier von dickem Zeuge mit weißen Franzen ruht in ſchweren Falten auf dem Haupte; ein grobes Hemde bedeckt die Bruſt, es bauſcht am Halſe, wo es mit gemeinen Spitzen beſetzt iſt. Das Mieder iſt dunkel, nach Landesſitte mit hellen Farben verbrämt. Den Oberarm bedeckt das Hemd, die dicken Schnüre, die das Mieder zuſammenhalten, fallen von der Schulter bis auf die Mitte des Armes; den Unterarm ziert ein bunter Aermel. Das Kind iſt in vielfarbige Decken gewickelt, es ſchläft mit einem lieblichen Ausdrucke. Den Hintergrund bildet eine gothiſche Halle, die in grauem Tone gehalten iſt. — Die Wirkung des Lichts an dieſem Bilde iſt ſehr groß. Während die ganze Vorderſeite der Figur von der Lampe beleuchtet wird, die vor dem Muttergottesbilde brennt, wird die Rückſeite vom hellſten Tageslichte beſchienen. Dieſer Contraſt iſt ſo vortrefflich behandelt, die Kunſt tritt hier ſo mildernd dazwiſchen, man denkt nicht im Entfernteſten daran, daß der Maler eine gemeine Effecthaſcherei beabſichtigt haben könnte, und gibt ſich unbefangen dem lieblichen Eindrucke hin, den die Zauber der Lichter und das befremdliche Farbenſpiel auf unſere Sinne hervorbringen. Seit Titian verſtand wohl Niemand ſo zu coloriren, wie Maes. Der durchſichtige Halbſchatten, der auf

dem ganzen Vordertheile des Bildes ruht, zeigt Laſuren, von denen ſelbſt Correggio keine Ahnung hatte. Alles iſt dabei characteriſtiſch. Andacht, Liebe, Sehnſucht, Hoffen, ächt italieniſch in Glut getaucht, vom Scheine der heiligen Lampe übergoſſen, wogegen ſelbſt Roms klarer Tag nur kalte Proſa iſt. —

Von Weller, einem in Rom lebenden Deutſchen, laufen auch oftmals Werke ein, um ſich im Vaterlande zu verkaufen. Seine Arbeiten ſind in Hinſicht des Colorits, dem obengenannten Maler nicht zu vergleichen. Weller will weder blenden, noch imponiren, er begnügt ſich, wahr zu ſeyn und weiß intereſſante Scenen aus dem Volksleben lebendig darzuſtellen. Ein allerliebſtes Genreſtück von ihm zeigt uns z. B. einen alten Bauer, der ſeine kleinen Enkel exerciren läßt. Der Alte trommelt ſeitwärts auf ein Hausgeräth, und die Jungen, lachende, friſche Krausköpfe marſchiren mit Rechen und Schaufel, die ſie ächt militäriſch geſchultert haben. In der Thür lehnt ein junges Weib, von einem ſchmalen Saum von Feigenblättern beſchattet. Zur Seite wird uns ein Blick in das Thal vergönnt.

Ein andermal zeigt uns Weller einen Scrivano publico in Rom, dem ein junges Mädchen einen Brief an ihren Liebſten dictirt. Dieß iſt noch bedeutend geiſtreicher und dramatiſcher als das vorhergehende Bild. In den Zügen des Mädchens liegt die ganze Liebesgeſchichte, die nicht von der glücklichſten Art ſeyn mag. Zwiſchen ihren Fingern hält ſie einen goldenen Ring. Es iſt ſicher nicht der, den ſie ihrem Geliebs-

ten als Geſchenk ſendet, ſondern der von ihm empfangene, den ſie zurückſchickt. Der Schreiber, unvergleichlich in Haltung und Kleidung, läßt ſich Alles ruhig mittheilen, das ſüße Leid berührt ihn keineswegs, er ſcheint nur daran zu denken, ſeine Phraſen recht ſchön zu drechſeln und den Anfangsbuchſtaben recht zierlich zu verſchnörkeln. In der Thür des Ladens, vor welchem der Scrivano ſitzt, ſteht die aufgeſtützte Geſtalt eines Jünglings, der zu warten ſcheint, bis das Mädchen mit ihrem Anliegen fertig iſt, um dann das Seinige dem Alten in die Feder zu dictiren. Das Nachſinnen iſt in den Mienen dieſes Burſchen trefflich ausgedrückt. In der Ferne ſteht ein lauſchender Mann im Mantel. Ob dieß der Geliebte ſelbſt iſt, an den das Mädchen ſchreiben läßt? —

Auch aus Griechenland erſcheinen von Zeit zu Zeit intereſſante Gegenſtände auf dieſem Markte.

Pezzl zeigt uns griechiſche Hauptleute, die ſich die Proclamation ihres neuen Königs vorleſen laſſen. Alle Köpfe ſind Porträts, und es darf daher nicht erſt verſichert werden, daß ſich darin eine characteriſtiſche Verſchiedenheit zu erkennen gibt. Das Bekannteſte, dem Namen nach, iſt das greiſe Haupt des Nottis Bozzaris, ihm zunächſt ſteht ein ſchöner, blonder Jüngling. Die Meiſten rauchen ihre Pfeifen, und horchen dabei aufmerkſam zu. Der Ort der Verſammlung iſt das alte Divanzimmer; Waſſerpfeifen auf dem Geſimſe; Koranſprüche an den Fenſtern. Alles, ſelbſt die kleinſten Beiwerke ſind mit außerordentlichem Fleiße ge-

malt, und bei allem Farbenreichthum waltet die schönste Harmonie. Es ist durchaus nicht bunt zu nennen. Die Beleuchtung ist sehr effectvoll, nur ist auf den ersten Blick nicht leicht begreiflich, wo das Licht eigentlich herkomme. Man muß annehmen, daß es durch eine Oeffnung in der Decke herabströme. Die seitwärts angebrachten, durch Malereien verdunkelten Fenster spenden es nicht. —

Ein Franzose, Conder, glaubte für ein größeres Bild, aus Hugo's Notre Dame de Paris entlehnt, hier Antheil und Käufer zu finden. Es ist die Scene, wo die Esmeralda auf dem Schooße des Hauptmanns Phöbus liegt und zu Frollo emporblickt, der ihren Geliebten ersticht. Die Scene, streng nach des Dichters Schilderung gemalt, hätte sicher keinen Platz im Kunstverein gefunden; aber der Ausdruck ist gemildert und man kann ohne Anstoß davor stehen bleiben. Es ist so eine recht theatralische Scene geworden, und die Personen sind auch ganz wie Theaterhelden gekleidet. Im Rahmen, der dieß große Bild umgibt, sah man andere Schilderungen aus demselben Romane en médaillon angebracht, und oben an des Dichters Bildniß herrlich gemalt und gut getroffen. Unter den Medaillons sind zu bemerken; die Strolche, wie sie Notre-Dame stürmen; die schlafende Esmeralda nebst dem ungeheuern Kopfe Quasimodo's; die Büßerin im trou-aux-rats; Frollo an der Dachrinne schwebend. Kleine aber geistreich ausgeführte Bilder.

Das meiste des hier Ausgestellten, besonders wenn es einen gewissen Preis überschreitet, wandert in die Fremde. Norddeutschland, Hamburg, Lübeck und Bremen, selbst Braunschweig und Hannover werfen vollere Hände Gold in die Wagschaale, wie die Münchener Liebhaber, die bekanntlich nicht zu den reichsten gehören. Der König kauft nur selten für seine Privatgallerie, und dann müssen dabei ganz besondere Umstände zusammentreffen; sowohl der Gegenstand, wie die Ausführung, der Name des Malers und die Mäßigkeit des geforderten Preises geben den Ausschlag. Der großartigste Käufer bleibt der Kunstverein selbst, wenn gleich die jüngern Maler auch hierin über Knauserei, Patronanz und andere solche Mißbräuche klagen wollen. Ein Bild von Kaltmoser wurde von dem Verein für die Verlosung angekauft. Es erregte einen sehr großen Antheil.

Der Gegenstand ist eine Gebirgsjägerfamilie in einem niedrigen, tiefen, dunkeln Zimmer. Das Fenster klein, in einer Mauervertiefung, läßt durch die runden in Blei gefaßten Scheiben nur wenig Licht herein; denn obgleich der Himmel klar blau ist, hat sich da draußen so ein Heimgarten, Spitzingalp oder Wendelstein dicht davor gelagert, der einen breiten Schatten auf die gewiß freundliche Gegend wirft. Auf dem Fenstersimse das Glas mit dem Thürmchen, auf der plumpen Leiter darin sitzt Wetterprophet Frosch im grünen Sammtkleide. Selbst die Gräschen im Glase sind bewundernswerth genau und deutlich. Zunächst

am Fenſter auf der Bank im Schatten ſitzt der heimgekehrte Jäger in ſeiner maleriſchen Gebirgstracht, die bequeme Hausjacke von Manſcheſter hängt noch ſeitwärts am Nagel. Er hat einen Spielhahn geſchoſſen, den delicateſten Braten im Lande, der ſeitwärts auf dem bunt angemalten Kaſten liegt, woran der nieſehlende, fernhintreffende Stutzen lehnt. Der Mann und ſeine Attribute heben ſich harmoniſch vom dunkeln Grunde, und obgleich Alles im Schatten befindlich iſt, ſo ſondert es ſich dennoch deutlich und ſcharf, und wird vollkommen verſtändlich. In der nachläſſigen Stellung eines Ermüdeten, der eben nicht nöthig hat, ſich Zwang aufzulegen, und von dem, was wir feinen Anſtand nennen, keinen Begriff hat, ſteckt der Mann da, Daumen und Zeigefinger der linken Hand in der Taſche der Weſte, deren eine Seite er dadurch ganz vorzieht; ſein Geſicht trägt den Ausdruck einer rohen Freundlichkeit, die ſich an der Rückerinnerung überſtandener Gefahr entzündet; ſeine Augen ſtreben lebhaft aus dem Kopfe, als müßen ſie noch den Abgrund, worüber es zu ſetzen gilt, aber der Mund iſt halbgeöffnet und beeilt ſich, ſo gut er es vermag und die breite Sprache es erlauben will, die beruhigenden Worte auf die Gefahr folgen zu laſſen. Sie kommen aber dennoch nicht ſo ſchnell, als die Erwartung der ſchönen Frau ſie erſehnt, die im vollſten Lichte an der Wiege ſitzt und den faſt nackten Jungen auf dem Schooße hält, den ſie mit einem fetten Gebirgsſchmarren erlabt. Ein glaſirter Rein mit der Speiſe ſteht auf der Wiege, und

ſie hat den Löffel in der Hand. Die ängſtliche Aufmerkſamkeit aber, welche ſie ihrem Manne widmet, hat ſie in dieſem Augenblicke den Buben und Alles vergeſſen laſſen. Die Figur iſt ſehr lieblich, ihr ſchönes Auge ſtarrt weit geöffnet nach dem Erzähler. Ihre Kleidung iſt reinlich und zierlich, und ſo wie Alles in dem Bilde überaus fleißig und kunſtvoll gemalt. Sie hat, wie es ſcheint, aus Ungeduld den einen Pantoffel vom Fuße geſtreift, und zeigt ihn nackt. Alles characteriſtiſch bezeichnend. Das Kind auf dem Schooße biegt ſich nach dem tüchtigen Hühnerhunde, der vorn liegt und mit ſeinen treuen, klaren Augen aus dem Rahmen ſchaut. Der Kleine iſt nicht hübſch; er zeigt in ſeinem Geſichte Aehnlichkeit mit Vater und Mutter, und dieſe Vereinigung ließ ſich nicht beſſer amalgamiren. Sein Bruder, der, eine Spielhahnfeder in der Hand, zwiſchen den Eltern ſteht, neigt mehr zu den Zügen der Mutter; doch iſt der Ausdruck der runden blauen Augen und des lächelnden Mundes dem Vater nachgebildet. Er ſcheint der Aengſtlichkeit der Mutter zu ſpotten und ſpricht: wenn ich nur noch ein paar Jahre älter bin, ſo will ich's ſchon auch wie der Vater machen! —

Auch ein Bild des Münchener Malers Gail, der ſich längere Zeit, um Kunſtſtudien zu machen, in Spanien aufgehalten, wurde auf dem Vereine geſehen, doch nicht um einen Käufer anzulocken, denn der Kronprinz von Baiern hatte es bereits erſtanden. Sein „Löwen-

hof des Alhambra" gibt zum ersten Male die getreue Abbildung dieses merkwürdigen Ortes. Den Löwen, welche das große Wasserbecken tragen, fehlen Tapen und Mähnen, und das Wasser fließt, kleine Bassins bildend in den Vorgrund, wo sich eine prachtvolle Halle mit Mosaik überkleidet, wölbt. Den Mittelgrund nimmt ein Kiosk, ein luftiger Baldachin von Stein auf schlanken, wie durchsichtigen Säulen ruhend, ein. Hier hat der Künstler eine sinnreiche Staffage angebracht, deren Hauptfigur er den noch wohlerhaltenen Plafonds im hintern Flügel des Gebäudes entlehnte.

Es ist die Prinzessin Lindaraxa, welche den Untergang der Abencerragen herbeiführte, auf einem Polster ruhend, die Zither im Arme. Vor ihr kniet eine bräunliche Sclavin, Sandelholz in ein goldenes Kohlenbecken werfend, daneben steht ein Page, den Falken auf der Faust. Unweit davon liegt eine weiße Taube am Boden mit blutender Brust. Ein reicher Blumenschmuck ist zu beiden Seiten, und Granada's Himmel wölbt sich über die Pracht des Ganzen, und blickt durch die durchbrochenen Ornamente, dem Bilde seinen Tag spendend. —

Glücklicher als der Dichter Auffenberg, konnte sich Gail in Spanien seinen fleißigen Studien und Forschungen ungestört hingeben. Seine Portefeuilles, die er mitbrachte, enthalten eine ganze Saracenenwelt. Zum Erstenmal durch ihn lernen wir auch das höchste Denkmal mauriſcher Baukunst, das wohl selbst den ge-

prieſenen Alhambra überſtrahlt, die alte Moſchee in Cordova kennen, ungeheuer in der Anlage, harmoniſch in allen ihren Theilen, mit Staunen und Bewunderung erfüllend. Hier iſt die höchſte Blüte des Romantism, die uns mehr von jener Zeit offenbart als alle Dichter, die uns von Durandarte und Belerma, von Meliſendra und Gayferos ſingen. Alle Anſichten des wunderbaren Werkes hat der Künſtler an Ort und Stelle verfertigt, ſehr ausgeführte Skizzen in Farbenſchmuck und Gold. Man ſieht es, er war genährt von der Luft, welche dieſe Monumente umgibt, und fühlte, an welchem Orte er ſich befand. Was die ſchnelle Arbeit, ſo wie die Gedrängtheit der Gegenſtände im kleinen Raume nicht geſtattete, wie z. B. die reich angebrachten Bänder mit Koranſprüchen, die ſinnigen, ſymboliſchen Arabesken, das hat Gail auf beſondern Blättern beigetragen. Es iſt in ſcientifiſcher wie in artiſtiſcher Hinſicht ein Schatz zu nennen.

Intereſſant iſt noch das Conterfei des merkwürdigen Räubers Joſe Maria, welches dieſer Künſtler aus eigener Anſchauung kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Es iſt ein großer, ſchwarzer, ſtolzer Mann zu Pferde, an einem Abhange haltend, in ächt andalniſſcher Landestracht, mit den dort üblichen Waffen wohl verſehen. Ihm zur Seite halten zwei Kerle auf einem Pferde, welche ſich eben zum Schießen fertig machen. Unweit davon ein wüſtes Gemäuer. — Der Gouverneur in Cordova ließ Gail benachrichtigen, Joſe

Maria würde Abends ſich bei ihm einfinden, um der Summe wegen zu unterhandeln, für welche der Infant Don Carlos auf der Reiſe gefahrlos durch ſein Revier paſſiren könne. Es war dem Räuber ſicheres Geleit verſprochen, und er ſtellte ſich richtig ein, um das ſeltſame aber wichtige Geſchäft mit der Landesbehörde zu regulieren. Der Maler war einen ganzen Abend mit dem Räuber in Geſellſchaft, und ſkizzirte ihn flüchtig, bat ihn jedoch um eine Sitzung am andern Morgen, die Joſe Maria mit groſſer Höflichkeit zuſagte. Als aber unſer Maler mit ſeinem Apparate zur beſtimmten Stunde erſchien, war Jener verſchwunden, und hielt es nicht für gut, die Beendigung des Portraits abzuwarten, da das freie Geleit auch zu Ende war. —

Dieſe einzeln hervorgehobenen Schilderungen mögen nun als Maßſtab dienen, wie beliebt der Münchener Kunſtmarkt iſt. Von dieſer Seite betrachtet, zeigt ſich das Treiben der Maler als eine eben ſo intereſſante wie zeitgemäße Erſcheinung. Die Jünglinge, die hier nun aus allen Gegenden zuſammenkommen, ſtudiren und arbeiten größtentheils nach eigenthümlichen Richtungen und Zwecken. Der Eine will nach England, und rechnet auf eine gute Ausbeute, wenn er die Tyroler und baieriſchen Gebirgsſcenen hinbringt, und dafür Pächterfamilien am Camin, Volkswahlen, Bettlerhaufen unter den Bogen der Londonbrücke und Fuchsjagden eintauſcht. Ein Anderer zieht nach Spanien, um uns Fandangotänzer in alten mauriſchen Ruinen darzuſtellen, und ein Dritter will in Amerika die

Originale der Cooper'ſchen Dichtungen aufſuchen, um ſie uns durch ſeine Kunſt näher zu bringen. Alles ſpeculirt und rechnet; Alles iſt betriebſam und will neben der Ehre auch noch Geld; es iſt eine groſſe Industrieanſtalt, jedoch höchſt reizend für den Beſchauer, und nicht zu läugnen iſt es, daß wirklich eine ſtarke Doſis wahrer Kunſt beigemiſcht ſey.

Dieß iſt hier das eigentliche Leben in der Kunſt. — Wir wollen uns mit dieſer ſchönen, wenn gleich flüchtigen Erſcheinung zufrieden ſtellen laſſen, und nicht hoffen auf Kunſtwerke, die mit den Jahrhunderten leben werden. Wir wollen uns damit tröſten, daß die Kunſtvereine die Menge der jungen Mater, die ſich jetzt hinzudrängt, davor ſchützen werde, einſt nur ganz gemeine Liebhaber befriedigen, oder häßliche Geſichter portraitiren zu müſſen. Das würde eine bittere Enttäuſchung werden!

Die Kunſtperiode unter der jetzigen Regierung in Baiern wird in der Kunſtgeſchichte immer merkwürdig bleiben, und ſichert dem Könige darin einen dauernden Namen.

In einer Zeit, unempfänglich für Gaben der Künſte, ungeeignet ihre Propagation zu verſuchen, verwirklicht ein Fürſt, der im vorgerückten Mannesalter den Thron beſteigt, alle glühenden Träume ſeiner Jugend. Freiwillige Entbehrungen legt er ſich auf, um bei ſehr beſchränkten Mitteln Tempel und Paläſte rund umher entſtehen zu ſehen, und ſie mit Künſtlern zu beleben, die darin ihre Werke ebenfalls unter Mühen

und Entbehrungen aller Art schaffen, um ein verloren gegangenes Eigenthum dem Menschengeschlechte wieder zurück zu erobern. Ob das Geschlecht es ihnen Dank weiß, was kümmert es sie! Ein Damm war ihr Bestreben gewiß gegen hereindrohende Barbarei, und ein Anhalt für kommende Generationen. —

Die Welt der Mediceer ist längst untergegangen; nichts kann solche Erscheinungen wieder heraufbeschwören. Wer in München sie ohne alle Mühe wieder gefunden zu haben vorgibt, ist ein Schmeichler, der keinem Vernünftigen ohne Erröthen entgegenzutreten wagen darf, oder ein Unwissender, der Dich nicht kennt, mittelalterliches Italien mit seinen wunderbaren Menschen, die in Religion und Kunst so hineingewachsen waren, wie unsre Zeit in den Staatspapierhandel und die Dampfmaschinen. Oder könnte es wirklich Jemand einfallen, jene überreichen, mächtigen Fürsten, die mit der Kunst ihre Kronen umgaben, wie eine Braut den Juwelenkranz der Myrthenkrone beigesellt, jene alten, bärtigen, ernsten Meister mit der Glut im Herzen, und den tiefen Gedanken, ihre großen und erhabenen Werke, ihr oft stürmisch bewegtes Leben endlich mit allem dem zu vergleichen, was ich eben hier mit vollkommener Unbefangenheit anzudeuten, bemüht gewesen bin.

Das Theater.

Auf dem Maximilian-Josephsplatze in München steht ein grosses Haus mit einer Säulenhalle von Marmor, und vier grossen Candelabern von Gußeisen, dieß ist das „neue Königliche Hof- und Nationaltheater," wie es auf dem Comödienzettel genannt wird. Das Haus ist antekkenzisch, der Baumeister hieß Fischer. Obgleich es mit Wasserreservoirs versehen war, und das Holzwerk mit einer dem Feuer widerstehenden Materie bestrichen wurde, so brannte es doch in wenigen Minuten, kurze Zeit nach der Eröffnung ab, und obgleich es drei Millionen gekostet haben soll, und manche Mängel gezeigt hatte, so wurde es doch eben so schnell, und ganz wie es war, wieder aufgebaut. Die Mittel dazu lieferte der sogenannte Vierpfennig, eine Auflage, die ein Jeder, der seine Maas Bier in München trinkt, bekanntlich zu entrichten hat.

Das Haus, das älteste von allen neuern Gebäuden Münchens, ist noch immer nicht vollendet, und man wirft dem Schöpfer dieser neuern mehr als Gleich-

gültigkeit dagegen vor. Ich glaube überzeugt zu seyn, daß unter Kienze die Aufgabe: ein prächtiges Theater zu bauen, zweckmäßiger ausgeführt worden wäre, und namentlich die Decorirung desselben sich geschmackvoller gestaltet hätte. Es scheint mir nicht geeignet, unserer Bühne, wie sie nun einmal ist, eine starre Pracht und Ueberladung an baroken Verzierungen beizugeben, und ihr allen Reiz eines modernen Gesellschaftslocals zu rauben. Würde statt des verschwendeten Marmors und so mancher anderen Aeußerlichkeit, die weder der dramatischen Kunst noch der Gesellschaft ersprießlich sind, für eine bessere Beleuchtung, für eine wohlberechnetere Platzeintheilung gesorgt worden seyn, es wäre besser gewesen. Hätte man einen Theil der aufgewendeten Summen auf die Pflasterung des Platzes und seine Beleuchtung verwendet, würde man einen andern Theil auf Zinsen gelegt haben, um davon, so oft es Noth thut, dienliche Veränderungen in der Einrichtung der Scene vorzunehmen, man wäre der Idee, ein gutes Schauspielhaus zu schaffen, näher gekommen.

Abends, während der Thätigkeit im Innern, zeigt die Façade sich auf eine kümmerliche Weise. Nichts ist beleuchtet, die Halle liegt stumm und finster da, kein Foyer strahlt tröstlich hinaus in die herbstlichen Nebel dieses Clima's, über lose Kiesel, die in die stehenden Pfützen geworfen werden, muß der Pilger zum Kunsttempel im Dunkeln seine Bahn suchen, bis er von einem guten Genius geleitet, die Stufen hinan

ſtolpert, und an einen unerbittlichen Säulenſchaft mit dem Kopfe anrennt. So iſt Münchens dramatiſche Kunſt von Außen; jetzt wollen wir ſie einmal von Innen betrachten.

Als ich im Jahre 1832 nach langer Abweſenheit wieder nach München kam, lenkte noch der Freiherr von Poiſſl die Zügel der ſchon gewordenen Schauſpielmuſen. Man werfe mir nicht vor, daß dieſes ein triviales Bild ſey. Wenn ich von den Muſen ſpreche als wären es Pferde, ſo bin ich nicht daran Schuld, ſondern Jene, die wirklich die Göttlichen vor den Karren geſpannt haben, den einſt Theſpis ſo berühmt machte, und, ſtatt ſie auf weiche Polſter hineinzuſetzen, ſich ſelbſt dieſes Ehrenplatzes unwürdiger Weiſe bedienten.

Herr von Poiſſl war mir, von meinem früheren Aufenthalte, dem Namen nach bekannt. Er ſollte, für einen gewöhnlichen Edelmann, ſeltene Kenntniſſe beſitzen, mehre Sprachen und gründlich Muſik wiſſen. Man nannte eine Oper, die er vor langen Jahren geſchrieben, worin man eine entfernte Aehnlichkeit mit Gluck auffinden wollte. Sie hieß Athalia. Von ſpätern, die er geſchrieben, wurde nicht geſprochen.

Man war ſehr bereitwillig in München, gute Hoffnung von ſeiner Ernennung zum Intendanten zu ſchöpfen. Man hatte noch nie einen kenntnißreichen Dilettanten von Stande auf dieſer Stelle erblickt, und doch ſchien Beides unumgänglich nothwendig, ſie würdig auszufüllen. War es bis dahin ein Verneh-

mer gewesen, so verstand er zu wenig, war es ein Bürgerlicher, so gab es bei Hofe manchen Anstand. Mit Poißl schien Alles beseitigt.

Den Anfang machte der neue Intendant damit, daß er eine Oper dichtete, und sie dann selbst componirte. Es war „die Prinzessin von Provence.“ Sie wurde mit großer Anstrengung und mit vielen Kosten in die Scene gesetzt. Damals schrieb man von München, daß seit dem Entstehen des deutschen Theaters eine solche glanzvolle Erscheinung noch nicht darauf zum Vorschein gekommen wäre. Man wußte gar nicht, was man zuerst, was zuletzt loben sollte, und pries sich in allem Ernste glücklich, einen so außerordentlichen Mann zu besitzen, wie den Dichter und Componisten der Prinzessin von Provence. Aber neben diesen hochfliegenden Lobeserhebungen spazierten ganz gewöhnliche Reisende, die, von München kommend, überall etwas Besseres gesehen haben wollten, wie das dortige Theater. Das Repertoir zeigte eine unbegränzte Armuth, und deßungeachtet klagten alle Schriftsteller, die zu jener Zeit die Bühnen mit Neuigkeiten versahen, daß ihre zugeschickten Stücke nur selten Berücksichtigung fänden, noch seltener ihnen ein anständiges Honorar von München zu Theil würde, nie eine Antwort, und die knauserige Bezahlung erst nach langem Harren und mehrmaligem Mahnen. —

Ich besuchte Herrn von Poißl, und traf einen dicken, sehr rothen Mann, in ordinärer Kleidung, bei der Chocolade. Nichts verrieth an ihm den Cavalier

oder den Mann von Bildung und Welt. Hätte ich ihn in anderer Umgebung, und etwa nicht bei der Chocolade gefunden, er würde mir gewiß wie ein ehrenwerther Pfahlbürger vorgekommen seyn. Gleich seiner Erscheinung war auch sein Benehmen. Kurz zwar, aber nicht frei, von vielen schnell hervorgestotterten Höflichkeitsfloskeln, und dabei nicht gewählt in den Ausdrücken, die sich bei dem Mann, der zu leben weiß, wie von selbst an einander reihen. Was er über das Theater sagte, war in der Art, wie man es von jedem herumziehenden Director hören kann. Klagen über das Publicum, über den Geschmack; die scharfsinnige Bemerkung, daß Nathan der Weise leer bleibe, und Raimunds Mädchen aus der Feenwelt das Haus fülle; einige ohne Rückhalt vorgebrachte Verwünschungen der Recensenten, d. h. was man so zu nennen pflegt; und das waren jene Leute, die seine Prinzessin von Provence einst zu den Sternen erhoben hatten. Es war mir unerklärlich! Auch die Kabalen der Schauspieler wurden angeführt, und endlich noch darüber geklagt, daß der König sich um Alles bekümmere, und nicht nur von jedem Stücke Rechenschaft haben wolle, sondern auch dessen Besetzung bestimme.

Diese Geschwätzigkeit eines Mannes in Amt und Würde gegen einen ihm völlig Unbekannten konnte nichts anders als einen unangenehmen Eindruck auf mich hervorbringen. Ich verließ ihn, nicht eben erbaut von seiner Bekanntschaft.

Aber den Glauben an die provençaliſche Prinzeſſin hatte ich deßhalb noch nicht verloren. Ich äußerte gegen einige Freunde, daß ich ſie zu ſehen wünſche. Wie überraſcht war ich jedoch, als man ſie mir eine ganz unbedeutende, ſchwerfällig langweilige Oper nannte, die nie Glück gemacht habe, und die von allem Mittelmäßigen, was die neuere Zeit entſtehen ſah, das Mittelmäßigſte war. Sie war deßhalb längſt vom Theater verſchwunden, und ſogar ihre jüngere Schweſter: „der Untersberg," wozu Schenk die Worte geliefert, ruhete gleichfalls ſchon in den ſtaubigen Hallen der für immer weggelegten Partituren.

Ich mußte mich dabei zufrieden geben, bis ein bizarres Geſchick ſo gütig war, mir Herrn v. Poißl als Dichter und Componiſten noch einmal entgegen zu führen. Zu einer Zeit, wo Niemand mehr daran denken konnte ſo lange hatte er ſchon geſchwiegen, und ſo ſehr hatten ihn jetzt andere Sorgen in ihrer Gewalt, da man ſchon ziemlich allgemein davon ſprach, daß er ſeine Stelle verlieren würde. Seine Wiedererſcheinung auf der Scene geſchah aber bei Gelegenheit der Ernennung des Prinzen Otto zum Könige von Griechenland.

Es war ein ſogenanntes Feſtſpiel, das er uns gab. Nie ſind mir gemeinere Ideen in langweiligern Verſen vorgekommen, als hier. Nicht das Geringſte war darin enthalten, das auf ächte Poeſie hätte Anſpruch machen können. Hellas, Bavaria, Glaube, Liebe Hoffnung, das waren die himmliſchen Perſonen, die

er uns mit seiner ganzen Macht nur heraufzubeschwören verstanden hatte. Eine ganz gewöhnliche Tänzer-Evolution, welche hinter einem Flor die olympischen Spiele versinnlichen sollte, ein Wolkenwagen aus Pappendeckel, worin der Glaube hernieder fuhr, ein Anker, worauf sich die Hoffnung stützte, und endlich ein Himmel, worin zufällig die Wolken die Gestalt der baierschen Wecke annahmen, und dadurch das Ganze wie ein Schachbrett aussah, das waren die Herrlichkeiten, die er uns bereitet. Was die Schauspieler sagten, war nicht zum Aushalten vor Langweiligkeit. Die Schröder sprach bereits eine Stunde lang als Hellas, von nichts als von sich. Selbstrühmerei, aufgeblasene Backen, hohles Versgeklingel. Man freute sich, wie es ein Ende zu nehmen schien. Als aber nun gar eine Bavaria auftrat, eine ohnedieß minder interessante Person, und noch dazu Mad. Fries, die stets in solchen Fällen dehnt und langweilig ist, da war ich mit Vielen der Verzweiflung nahe.

Der junge König saß neben seiner Mutter in der Loge, und schien mit keinem Gedanken bei der theatralischen Posse zu seyn. Als aber der Dichter sich's gar einfallen ließ, auf höchst ungeschickte Weise die Saiten der Rührung anzuschlagen, und von „Juwelen des Diadems" sprach, woraus jetzt das glänzendste gebrochen sey, und für immer fehlen würde, und als Mad. Fries mit kalter Besonnenheit diese lang ausgesponnene, wahrhaft folternde Allegorie der armen königlichen Mutter recht eigentlich wie eine Herz-

schraube anlegte und zudrehte, da weinte die Königin, und Otto blickte mit Theilnahme auf seine Mutter, und das Publicum klatschte, und Viele weinten, und Poißl nahm dieß für einen Triumph.

Am andern Tage ward er zur königlichen Tafel gezogen, aber vier Wochen später sprach man in der Stadt von eines neuen Intendanten Herberufung in der Person des Herrn Küstner, obgleich Herr v. Poißl noch nichts Bestimmtes über sein ferneres Schicksal in Erfahrung bringen konnte.

Der Hofrath Küstner fand bei seiner Ankunft in München ein ganz sonderbares Theaterpersonal vor. Ich nenne vorerst vier Hoftheater-Intendanten, die sich in kurzer Zeit abgelöst hatten, die Herren: de la Motte, Stich, von Weichs und von Poißl, einen Hoftheater-Intendanzrath außer Function, Herrn Saphir, mehre Kapellmeister, worunter Chelard in London, und Blangini, Gott weiß wo! eine erste Liebhaberin, Fräulein v. Hagn, auf der Flucht, und einen jugendlichen Helden, den armen, vielbetrauerten Urban auf dem Todbette! — Man sage nun, ob dem neuen Intendanten nicht Glück zu wünschen war? — Hiezu kam noch, daß der zuletzt abgetretene Intendant, um die Verlegenheit des neuen zu vergrößern, die jüngsten Meisterwerke, womit die Lieblingsdichter der Nation, Deinhardstein und Holbein, das Theater beschenkt hatten, schnell hinter einander gab, und dergestalt mit „Garrick in Bristol“ und dem „Doppelgänger“ eine

sehr gute Einnahme von 50 bis 60 Gulden seinem Nachfolger zum Schaden zu erzielen wußte.

Und Küßner hatte dennoch den Muth, sich auf den Karren zu setzen, und wenn er auch die Musen nicht sogleich ausspannte, so fütterte er sie doch mit Zuckerbrod, statt sie durch Hunger und Schläge zu forciren. Da ihm „Garrik“ und „Doppelgänger“ entrissen waren, so blieb ihm nichts übrig, als sich nach dem Auslande zu wenden, und hier leuchteten ihm Rossini's „Tell“ und „Robert der Teufel“ entgegen, auf die er einige Hoffnung setzte. Und er täuschte sich darin nicht.

Das Schauspiel war wirklich in jeder Hinsicht zu beklagen. Nur zwei Berühmtheiten leuchteten aus dem ganzen Personal hervor, und diese waren alt und schwach geworden. Eßlair kann nicht lange mehr als Darsteller wirken. Er ist seit einem Jahre fast immer kränklich, sein Gedächtniß hat sehr gelitten, eben so sein Organ und seine innere Kraft, und wer ihn jetzt in Rollen sieht, die ihm einst zu seinem Rufe verhalfen, begreift kaum, wie dieß möglich gewesen seyn konnte. Eßlair war von der Natur mit außerordentlichen Mitteln begabt worden, wozu sich ein glücklicher Instinct gesellte, der sogar Poetisches gestaltete. Aber der scharfe Geist, der in das Innere der Charactere dringt, war ihm nicht verliehen; er wußte sich selbst keine Rechenschaft über das, was er that, zu geben, er besaß daher niemals auch nur einen Funken von Selbstkritik. Dennoch war Alles bewun-

derungswerth. Die angeführten Vorzüge leiteten und hoben ihn, und dienten ihm bei Allem, was er unternahm, auf eine stets überraschende Weise. Eßlair in seiner vollen Kraft war ein tragischer Löwe, voll herrlicher Gelenkigkeit, wilder Majestät und melodischem Gebrüll. Man verlor sich im Angesichte dieser Sprünge und Sätze, dieser Töne, dieser schauererregenden Natur. Man gab sich den Schrecken hin, und ließ sie mit nie geahnter Wollust auf sich einwirken. Das moralische Ungeheuer Carl Moor, auf eine riesengroße, mit gelben Nägeln beschlagene Axt gestützt, oder der schläfrig eintretende Theseus, mit dem wunderlichen Mantelspiel, alles war groß und schön, denn Eßlair war es immer. Aber der Weihrauch, der ihm überall entgegen duftete ließ ihn sich mit unmäßigem Stolze den ersten deutschen Künstler fühlen. Die Kritik, die so viel schon in Deutschland verdarb, brachte uns auch um unsern tragischen Löwen. Es war nicht genug, ihn unsern Eßlair zu nennen, man nannte ihn Eßlair-Talma! Eine der widersinnigsten Zusammensetzungen, die man je wohl versucht hat. Unser Künstler, so groß und unerreichbar, weil er im höchsten Grade ingénu war, glaubte nun mit einem Male vom Baum des Erkenntnisses gespeis't zu haben. Er wollte über seine Rollen nachdenken, Studien machen, er bildete sich eine Theorie, er glaubte sie aus dem, was er leistete, abstrahiren zu können, und da brachte ihn denn sein völlig ungeübter und unklarer Geist auf Abwege, und seine angeborene Weise, die keiner Schön-

heit entbehrte, wurde jetzt durch falsche Bestrebungen zur Manier. Wollte er aber gar uns Resultate seines tiefen Forschens vorlegen, so mußten wir oft über den baarsten Unsinn dabei lachen. So erscheint uns Eßlair nunmehr, nicht kalt, nicht stumpf, nicht unbedeutend, sondern seltsam, und wir wissen nur zu Zeiten das noch an ihm aufzufinden, was einst im Stande war, uns hinzureißen.

Die zweite Berühmtheit ist Madame Schröder. Ihr feueriges, wahrhaft großartiges Spiel ist bekannt genug, als daß man hier noch etwas darüber sagen sollte. Mir bleibt nur übrig zu erwähnen, was sie in diesem Augenblicke der Münchener Bühne ist. Auch sie ist alt geworden, und hat alle körperlichen Vorzüge eingebüßt, welche sonst entzückten. Ihre kleine Figur hob sie immer auf Kosten der Schönheit ein wenig zu sehr, dadurch entstand jener mächtige Tragödienschritt, der ihr jetzt zur andern Natur geworden. Aber der süße Schmelz, der einst in dem einzigen Worte: Phaon! ganz Wien und mich mit entzückte, wohnt nicht mehr in ihrer Kehle, und wenn sie jetzt auch die tiefsten Seufzer ihrer Brust dafür heraufholt, so macht nichts diesen Eindruck mehr. Ihr gewöhnlicher Vortrag ist eine monotone, sentimentale Declamation, in einer Rolle wie in der andern, bis zu dem Momente, wo ein verlorenes Kind wieder gefunden wird, ein Fluch auszusprechen ist, oder irgend eine pathetische Stelle die Künstlerin zur Begeisterung entflammt.

Dann läßt sie's an nichts fehlen, ihre Kraftanstrengungen erregen auch Wirkung, und das Publicum ist nie undankbar bei solchen Gelegenheiten.

Ich könnte sonst beim besten Willen weder einen Schauspieler noch eine Schauspielerin des hiesigen Theaters anführen, die den beiden Genannten im Entferntesten an die Seite zu stellen wären. Keiner ist berühmt, Keiner aber auch in den Leistungen mit Eßlair oder der Schröder, selbst bei ihrer abnehmenden Kraft, zu vergleichen.

In der Tragödie nimmt gewöhnlich ein aufgeschwollener Pathos, ein Singsang von Declamation, ein unerträglich gespreiztes Wesen den Platz von tragischem Gefühl, Würde des Vortrags, höherem Anstande ein. Die Kraft ertet in Brüllen, die Sanftheit in Winseln aus. Hauptsache scheint die Farbe der Bärte zu seyn, nach „Zettels" Dramaturgie, und da muß man es dem Intendanten zum Ruhme nachsagen, daß er's weder an orangegelben noch an himmelblauen fehlen läßt, zum großen Ergötzen aller wahren Kenner auf dem letzten Platze.

Einige Schauspieler sind jedoch da, die nicht ohne Verdienst sind, und die man „die Altmodischen" nennen könnte. Sie wurden vor mehren Jahren große Künstler genannt, und liden sich ein, es wirklich zu seyn, oder mindestens noch so zu heißen. Es sind die Darsteller Iffland'scher Charactere, ein Bäcker Ehlers, ein Jude Baruch, ein Geheimerath Seegers, und das ist eben so viel, als ob ich Herr Vespermann,

Herr Racke, Herr Meyer sagen würde. Aber jene Stücke werden gar nicht mehr gegeben, und das Spiel dieser Leute in den leichten, frivolen, aber auch oft tiefen Schilderungen Scribe's, die ich deßhalb tief nenne, weil sie es für die Franzosen sind, da sie die zerrissenen Verhältnisse ihrer Gesellschaft oft wahrhaft ergreifend zeichnen, ist nicht zu ertragen, weil ihre Komik possenhaft, ihr Ernst philiströs, und ihr Benehmen choquant ist. In der Tragödie nehmen sich diese Bäcker, Juden und Geheimeräthe aber vollends wie Carricaturen aus, wie sich ein Jeder leicht vorstellen kann.

Seit Küstner Intendant ist, wurden wenig Versuche gemacht, das Schauspiel zu heben. Von einer durchgreifenden Reform konnte hier nicht die Rede seyn, die kann von Küstner, aus seiner jetzt nach allen Seiten hin beschränkten Stellung niemals ausgehen, wenn ich ihn auch im Besitze aller dazu erforderlichen Eigenschaften glaube. Um für Urban und die Hagn einen Ersatz herbeizuschaffen, engagirte er, nachdem eine ganze Musterkarte von Bewerbern binnen Jahr und Tag dem Publicum vorgelegt worden war, Dahn und seine Frau vom Hamburger Theater, außerdem stellte er Forst an, der bis dahin umsonst gespielt hatte, und unter den frühern Verhältnissen wohl auch nie eine Gage gesehen haben würde; er band den jungen Lang durch einen verbesserten Contract, beschäftigte Dem. Schöller mit Umsicht, wies einige alte

Machthaber in bescheidenere Schranken, und entfernte schwache, unbrauchbare Subjecte gänzlich. —

Es ist wohl überhaupt eine schöne Sache um's Protegiren! eine noch viel schönere aber, ein schönes Mädchen zu protegiren. Ich kann mir Schlegel's Gesicht sehr wohl denken, wie selbstgefällig es ausgesehen haben mag, als er den großen Gedanken während der Vorstellung von „Romeo und Julie" faßte, Mamsell Peche, das schöne Kind, vor ganz Deutschland in Schutz zu nehmen. Es war ein kühner Gedanke eines deutschen Professors. Die blonden Locken mußten noch einmal so schön geringelt seyn, die Spitzenmanschetten, das Jabot, kurz alles Moderne, was den alten Professor des Sauerit so seltsam erscheinen läßt, glänzte gewiß im vollsten Maße, als die wandernde Comödiantin andern Tages sich auf sein Sopha niederließ und zwischen Probestellen und Musterrollen, die sie ihm vordeclamirte, Biscuit mit den rosigen Lippen aus seinen beringten Fingern nahm, und es dann mit den schönen Zähnen zerknupperte, während der alte Professor sich wieder ein Mal in seinen frühern Zustand eines jungen Dramaturgen hineinversetzte und seufzend dachte: „Undankbare Nation! Du gibst Deinen großen Männern erst dann Fleisch zum Brode, wenn ihnen die Zähne ausgefallen sind!" Dessungeachtet schrieb er ihr den bekannten Empfehlungsbrief, der ihr mehr nützte, als ihre Kunst.

Ich sehe mich in Schlegel's Fall, ohne gerade eben so berühmt zu seyn wie er.

Es ist noch nicht gar lange her, daß ein junges hübsches Mädchen, Mamsell Schöller,

„man wußte nicht, woher sie kam"

in einigen Stücken von Schiller auf dem Münchener Theater erschien. Bei alten, bekannten Trauerspielen ist es gewöhnlich sehr leer. Die wenigen Kenner im Publicum bleiben dann zu Hause, weil zu schlecht gespielt, zu willkührlich verändert und zu schwach memorirt wird. Sie wissen die Rollen besser auswendig als die Schauspieler. Die vornehme Welt und der Pöbel (das eigentliche Theaterpublicum), gehen auch nicht hin, weil sie sich beim gesprochenen Schauspiele langweilen, seitdem das gesungene und getanzte erfunden wurde. Bleibt also die geringe Zahl der gerade anwesenden Beamten aus kleinen Städten und wenige Musensöhne, die noch einiges Feuer für Schiller in der Brust hegen, gern lyrisch schwärmen, und denen das Theater noch etwas Neues ist. Diese Leute sind schwer zufrieden zu stellen; sie wissen selten was sie eigentlich wollen; von einem reifen, bündigen Urtheil kann bei ihnen die Rede nie seyn. Der hübschen Mamsell Schöller gelang es nicht, diesen harten Herzen das kleinste Zeichen des Beifalls zu entlocken, und sie sang und wimmerte doch anmuthiger wie die kleine Mamsell Senger, sprach dialectfreier und war hübscher wie sie. Die allgemeine Opposition lenkte meine Aufmerksamkeit auf die neue Erscheinung. Ich erfuhr, daß sie eine Schülerin der Madame Schröder sey. Obschon nun eine solche immer in die Fußstapfen ihrer

Meisterin tritt, so freute es mich doch recht sehr, bei Mamsell Schöller auch Eigenthümliches zu entdecken. Sie besaß Zartheit, sie hatte ein schönes Organ, und wenn die tiefere Empfindung auch noch ziemlich allgemein durch das kreuzweise Legen der beiden Hände auf die Brust ausgedrückt wurde, so hob sich diese doch ungestümer bei gefühlvollen Stellen, und die schönen Augen wurden dabei reizend auf- und niedergeschlagen. Man wird mir willig zugestehen, daß man nicht eben ein Dramaturg wie Schlegel seyn darf, um so etwas vortrefflich zu finden; auch langte in der That meine Kennerschaft dazu vollkommen aus.

Mamsell Schöller wandelte auf ihrer Bahn fort. Sie erhielt Rollen unter Küstner's Intendanz, studirte sie mit Hülfe der Madame Schröder ein, und gefiel nun Diesen durch ihr schüchternes, inniges, mädchenhaftes Wesen, Jenen durch ihr heldenmüthiges, pathetisches, kräftiges Auftreten; hier zog sie Blicke an, dort Herzen, und endlich gelang es ihr sogar, die immerfort intriguirende, kleine Liebhaberin zu vertreiben, und nun zufrieden in der Schule der Madam Schröder, unter der Aegide des Hofraths Küstner, ein erstes Liebhaberinnenleben, bei poetischer Kost und einer sehr mäßigen Gage zu führen. Trotz dieser idyllischen Jugend wage ich jedoch der jungen Künstlerin eine Siegesbahn zu prophezeihen. Und hier nun erheb' ich mich zu der Würde eines dramaturgischen Weisen, dem die Vorhänge der großen Theater aufgezogen sind, der ihre Schwächen und Kräfte Alle kennt, der viele kom-

mende Tragödiengeſchlechter noch bei ihren Vätern als Embryonen geſehen, und der der da weiß, welch' goldene Tage das deutſche Theater erblicken wird.

Mamſell Schöller iſt die perſonificirte Jugend, noch um vieles poetiſcher als ſie ſich Raimund in ſeinem „Millionair" dachte. Sie entziehe ſich ſchnell den engen Schranken, die ſie jetzt umgeben; der Kritik in der baierſchen Landbötin, dem Unterrichte der Madame Schröder, dem Repertoir des Hoftheaters auf dem Max-Joſephsplatze, dem daſelbſt herrſchenden Geſchmacke, der dortigen Bildung und dem dortigen Enthuſiasmus, und übe ihr Talent frei und muthig. Sollte ſie dieſes jedoch in den erſten zehn Jahren verſäumen, ſo ſtehe ich für nichts mehr und nehme meine Weiſſagung zurück. —

Die Oper überragt das Schauſpiel bei Weitem. Hier glänzt die Schechner vor Allen. Die Veſpermann, welche ſonſt eine ziemlich wichtige Perſon beim Theater war, hat ihren Einfluß verloren und wurde auf einige Zeit quiescirt.

Das Orcheſter könnte das Erſte in Deutſchland ſeyn, wenn man einige Mängel verbeſſern wollte, ſo z. B. für die Anſtellung eines erſten Violiniſten Sorge tragen.

Eine Vorſtellung der Iphigenia von Gluck in München, gehört wohl zu dem Vollendetſten, was man in Deutſchland hören kann. Die Schechner iſt ſo groß in dieſer Partie, daß ſie von keiner andern Künſtlerin darin erreicht werden kann; Bayer iſt ein herrlicher Oreſt, Pellegrini ein ſchöner Thoas.

Eine interessante Nüance gewährt die Darstellung italienischer Opern, die jeden Sommer durch die Anwesenheit Santini's, dessen Familie hier wohnt, herbeigeführt wird.

Santini und Pellegrini kamen Beide noch sehr jung, sie hatten kaum das Knabenalter verlassen, hieher, sie brachten ihre italienischen, herrlichen Kehlen mit, besaßen den italienischen Ernst für die Kunst, den fremden Sinn endlich, der uns Deutschen noch immer fehlt, von der Kunst auch den sichern Lebenserwerb zu gewinnen, und sich mit zeitlichen Gütern dabei so gut zu versehen, wie der Advocat, der Kaufmann, der Handwerker bei ihren Hantierungen. Schiller's Wort von „der milchenden Kuh, die mit Butter versorgt," ist in Deutschland der Wahlspruch vieler Talentlosen, Faulen und Müßiggänger geworden; es liegt immer noch etwas von einem Troste darin, selbst für solche, denen „die hohe, himmlische Göttin," nie eine heimlich glühende Umarmung gewähren will.

Unsere beiden jungen Italiener waren dem schönen, heimathlichen Boden entrissen, und sahen sich darauf reducirt, so gut es gehen wollte, unter uns sich zu Sängern zu bilden. In München war sonst ein großes und herrliches musikalisches Treiben, das nur in neuerer Zeit zu erlahmen anfing, und immer mehr bedroht, jetzt schon von andern deutschen Städten übertroffen wird.

In München lebte Orlando Lasso, der junge Mozart schrieb hier seinen Idomeneo, Winter seine Opern,

von denen Einige deutſche Lieblinge wurden, hier ſangen Brizzi und die Harleß, hier erhoben ſich die Metzger und die Schechner. Bei ſolchen Conjuncturen hatten unſere jungen Italiener nun keine üble Ausſicht; dabei wirkten ſie noch mit kunſtgewandten Landsleuten in ihrer eigenthümlichen Sphäre. Doch dieß ſollte bald ein Ende nehmen. Die italieniſche Oper wurde beim Regierungsantritte des jetzigen Königs aufgelöſ't; die ältern Künſtler blieben zum Theil mit kleinen Gnadengehalten privatiſirend, oder dem Kirchendienſte vorbehalten, Pellegrini lernte mit großer Anſtrengung deutſch, um den Verſuch zu wagen, ein deutſcher Sänger zu werden, aber Santini, der Arme! vermochte nicht unſere Ziſch- und Hauch-, unſere Gaumen- und Kehllaute hervorzubringen. Ehre ſey Pellegrini! den Kranz dieſer Ausdauer! Die Metamorphoſe iſt ihm herrlich gelungen, der Milaneſe iſt durch und durch zum Münchener geworden, und es mag in dieſer Rückſicht ihm nicht zum Vorwurf gereichen, daß die ſchweren, getragenen, tiefen Töne des Saraſtro ihm am Beſten gelingen, und ihm vortheilhafter das vornehme Phlegma, die erhabene Schläfrigkeit des alten deutſchen Baſſes anzuſtehen pflegt, als die petillante Laune, die ironiſirende Coloratur, und die gewagten Sprünge, womit Roſſini, der Schöpfer, und ſeit ihm die neuern Italiener, den Baß ausgeſtattet haben. Santini verzichtete, ſeiner beſſern Kraft bewußt, auf die kleine Penſion, womit man ihn bedachte, und wandte ſich nach Paris. Dort in ſteter Umgebung der ſchön-

ſten Blüthe italieniſcher Kunſt, bildete er ſich aus, ward nach und nach von den ſtrengen Beſuchern der italieniſchen Oper, (den bekannten Dilettanti), zum Liebling in ſeinem Fache erkoren, und kehrt nun alljährlich hieher zurück, ſtets begabter, entfalteter, ſicherer, characteriſtiſcher, mit der Glut und dem Leben des Südens, Italiener im Spiele, im Geſange und in der ganzen Erſcheinung.

So haben Beide, auf verſchiedenem Wege, ihre Zwecke erreicht; Beide ſind im Leben ſicher und gut geſtellt. Pellegrini ſcheint ſein Ziel erreicht zu haben, er iſt erſter Baß an einem deutſchen Hoftheater, wo weder Laune des Publicums, noch Eigenſinn des Componiſten ihn bedrohen; wo das Neue ſtets vornehme Verächter findet, und ſich überhaupt nur erſt nach und nach und ſehr beſchwerlich Bahn machen kann. Für Pellegrini iſt keine Chance mehr möglich, es iſt die Tag- und Nachtgleiche, die Höhe der Jahreszeit, das Zunehmen iſt vorüber, das Abnehmen der Stimme und aller Kräfte bildet die endliche Ausſicht.

Santini iſt hingegen auf der ſtets bewegten Höhe der Gunſt der Pariſer; eine neue Partie kann ihn zum Abgott machen, oder in Vergeſſenheit ſtürzen. Wer componirt die nächſte Oper? Donizetti, Bellini oder gar Roſſini? Wie werden ſie den Baß bedenken? Tod und Leben hängt davon für unſern Santini ab. Das verleiht Spannung, Eifer, Lernbegierde, Studium, bedingt Aufwand der beſten, edelſten Kräfte! Santini

ſtrebt noch ſeinem Ziel entgegen, was er uns zeigt ſind Werke der Fortſchreitung.

Der erſte Tenor iſt Bayer, ausgeſtattet mit einer trefflichen Stimme, und mit vielen andern Requiſiten, die ſeine Erſcheinung auf dem Theater ſehr angenehm machen. Es wäre zu wünſchen, daß er einmal reiſe, um ſeine Kraft gegen ein fremdes, unbeſtochenes Urtheil zu ſetzen, und ſich über den Umfang und den wahren Werth ſeiner Leiſtungen nicht länger zu täuſchen. Beim Sänger iſt Selbſtkritik denkbar, welche oft Eitelkeit im Uebermaße bei dem Schauſpieler gänzlich vernichtet. Schon der Umfang ſeiner Stimme weist ihm die Grenzen an, worüber er ſich nicht hinaus wagen darf, und dann hat er noch ſo manche Anhaltspuncte in ſeiner Kunſt, ſeinem Urtheile über ſich ſelbſt Richtung und Schärfe zu geben. Es iſt noch denkbar, Herrn Bayer, als einen erſten Tenor, in Deutſchland allgemeinen Ruf erlangen zu ſehen. —

Die Münchener Oper hat ganz eigene Schickſale zu erleiden gehabt. Sie war ſtets im Beſitze eines außerordentlichen Talents, das ſie auf wunderbare Weiſe gewann und eben ſo ſchnell wieder verlor.

Im Neudecker Garten, in der Vorſtadt Au, ſang einſt ein unſchönes Kind Lieder zur Harfe. Unter den Leuten, die Bier trinkend zuhörten, befand ſich ein rieſenmäßiger Mann, mit buſchigen Brauen, dicker Tabacksnaſe und plumpen Händen. Die friſche Stimme der Harfeniſten fiel ihm auf, er nahm ſie mit ſich in ſeine Wohnung, öffnete ein Klavier, und die plumpen Hände

gleiteten seelenvoll über die Tasten, und er lehrte das Mädchen die schöne Melodie:

„Ich war, wenn ich erwachte"

singen. So ward Clara Metzger Winter's Schülerin, der bald mit ihr Italien, bis zur Straße von Messina durchzog, und deren Ruf einen großen Theil von Europa erfüllte.

Nach wenigen Jahren liegt Clara todtkrank im Bette. Die Krankheit war so plötzlich gekommen wie ihr Glück. Beides hatte sie unvorbereitet getroffen. Sonderbares Schicksal der Künstlerin! Es war der lustigste Sonntag im Jahre, Fasching. Im Theater wurde „das neue Sonntagskind" gegeben, worin die Künstlerin sonst eine Partie zu übernehmen pflegte, um auch dem Tage sein Recht widerfahren zu lassen. Sie hatte sich das Volkslied eingelegt:

„Mein Schatz ist a Reiter"

um dem freundlichen Faschingspublicum eine rechte Freude zu machen. An diesem Tage sang eine Andere das Lied.

Die Kranke lag im Fieber; die matte Lampe brannte in einer Ecke des einsamen Zimmers. Leise öffnet sich die Thür, Urban tritt ein. Derselbe Urban, der wenige Jahre später auch plötzlich der Kunst entrissen wurde.

„Ich war im Theater," spricht er, „und dachte nur immer an Sie. Wie endlich aber das Lied vom Schatz angestimmt wurde, übermannte mich eine solche Weh-

muth, daß ich es nicht länger aushalten konnte. Ich mußte Sie sehen!“

Da erhob sich Clara mit dem schweren, glühenden Kopfe vom Lager, warf ein Gewand um, und schlich zum Klavier. „Sie sollen mich hören!“ lispelt sie. Mit bebender Hand überflog sie die Tasten, mit schwacher, fieberhafter Stimme begann sie. Ihr Zuhörer stand erschüttert neben ihrem Stuhl. Da hob sich ihre Brust stärker, ihr mattes Auge gewann Leben, aus der Kehle drangen die wunderbaren Töne, und wie sie das so sicher und mächtig zu geben verstand, tönten die Schlußworte mit vollster Kraft:

„Der Reiter g'hört mein!“

War es die wiederkehrende Gesundheit? —

Erschöpft ließ sie sich in's Bett bringen. Die Gesundheit kehrte aber nicht wieder, Niemand hörte sie mehr singen, nach Verlauf von wenigen Stunden war sie stumm für immer. —

Ihr Gatte, der bekannte Schauspieler Vespermann, sorgte dafür, daß die Oper wieder mit seinem Namen bereichert werde. Die Sängerin Sigl wurde seine Frau. Sie zeigte schon als Kind ein schönes Talent, und reis'te sehr jung mit ihren Eltern durch Europa, um sich hören zu lassen. Sie gehört der Oper nun nicht mehr an, und singt nur noch in Conzerten.

Kurz vor dem Tode der Metzger erwachte ein Talent, das einst ihre Stelle ersetzen sollte. Es war die Zeit des Freischützen. Aeltere unter uns erinnern sich noch der „veilchenblauen Seide,“ die ohne Ende

abgehaspelt wurde, und Friedrich Kind's in Dresden, der mit Weber gleichen Schritt halten wollte, in der Erstürmung des Nationalruhms.

In München war eine Vorstellung des Freischützen, ein Fest für das Publicum und ein noch größeres für die Casse. Eine Krankheit, welche die Darstellerin des Aennchens überfiel, drohete an einem schönen Sonntage beide Feste zu stören. Es brachte großen Allarm hervor. Da trat ein frisches, schwarzbraunes Mädchen auf, und sagte: sie wolle das Aennchen singen. Sie gehörte bis dahin zum italienischen Chore, sonst wußte man nichts von ihr. Man zögerte ein wenig, endlich willigte man ein, weil die Verlegenheit groß war, und das unbekannte Mädchen wurde bald von Allen genannt, angestaunt, bewundert. Es war Anna Schechner. So nahm sich der Himmel immer der Münchener Oper an!

Eine Schwäche, welche Anna Schechner oft befällt, verhindert sie nun schon längere Zeit in der freiesten Ausübung ihrer Kunst. Es ist gewiß, daß das rauhe Clima von München das zarteste Instrument, die Kehle zu oft verstimmt und am Ende wohl gar zerstört; — doch der Himmel wird sich der Münchener Oper gewiß wieder annehmen, und Anna Schechner wird wieder singen! —

Seit Winter's Tode lebte kein Operncomponist von solch' ausgebreitetem Ruhme mehr in München. Vor einigen Jahren erschien dort ein Franzose, Chelard, der, wie der Ruf verkündete, seines Ernstes und seiner

Tiefe wegen, bei ſeinen Landsleuten keine Anerkennung finden konnte, und ſich deßhalb zu uns herüberwandte. Ich bedauerte damals den Mann, denn Ernſt und Tiefe allein ſind es nicht, womit heut zu Tage ein Operncomponiſt bei uns Glück macht.

Aber auch Chelard gelang es nicht, wenn gleich die genannten Eigenſchaften ihm nicht hinderlich daran waren. Er iſt weder ernſter noch tiefer als alle Andere, die in dieſem Augenblicke in Frankreich ſich mit Compoſition beſchäftigen. Er ſtrebt dem Effecte nach auf Koſten der Wahrheit und behängt ſich gern mit dem Flitter einer bunten Inſtrumentirung, aber ihm iſt eine ſtarke Doſis von Unbehülflichkeit beigegeben, er vergreift ſich im Stoffe, er wird oft breit, iſt arm an Melodie, und lärmt wo es nicht hingehört. Hierin iſt er freilich vielen unſerer jetzigen deutſchen Componiſten ähnlicher als ſeinen Landsleuten, und macht deßhalb auch eben ſo wenig Glück. Außer Macbeth hat ſelbſt in München keine ſeiner neueren Opern gefallen, ſeine Meſſe mit Janitſcharenmuſik mußte faſt Indignation erregen. In Deutſchland hat ſich ſein Ruf nicht verbreitet.

Stunz, der dirigirende Capellmeiſter, erregte vor längerer Zeit in Italien einiges Aufſehen mit einer Oper von ſeiner Compoſition. Man verſprach ſich etwas von ihm, allein er erſchöpfte ſich nach und nach in kleinen Hervorbringungen, und ich glaube nicht, daß wir jetzt noch Bedeutendes von ihm zu erwarten haben. Er liefert dann und wann eine Balletmuſik, wo-

zu unbedeutende Tänzer eine Weile herumhüpfen, und die dann für immer der Vergessenheit übergeben wird.

Stunz könnte in seiner Stellung sehr viel zum Gedeihen der Kunst in München beitragen, aber man hört allgemein Klage über ihn führen, und das von den Musikern selbst. Ganz sonderbarer Weise hat die französische Benennung eines Haarconservativs, das ursprünglich aus Aepfeln bereitet wurde, von uns Deutschen eine ganz andere Bedeutung erhalten. Pommade ist ein herrliches, bezeichnendes Wort! Es sey mir vergönnt, es auf Stunz anzuwenden. —

Von dem Sängerpersonal muß ich hier noch Einen herausheben, der es versteht, ganz allerliebste, seelenvolle Lieder zu componiren. Es ist Lenz. — Würde Lenz in Norddeutschland leben, so kennten ihn alle Leute, jetzt wird es dem Manne noch schwer, einen ordentlichen Verleger zu finden, obgleich er schon einige Hefte Göthe'scher Lieder herausgegeben hat, wozu ihm der bekannte Neureuther noch überdieß Arabesken und Randzeichnungen machte. Ich will alle Freunde des deutschen Liedes darauf aufmerksam machen. Wir haben keinen Ueberfluß, und es kommt uns wahrlich nicht zu, vornehm zu verschmähen, was bescheidene Anfänger bringen. Im Anfange liegt oft Kraft, Glut und Melodie, die später der Künstelei weichen müssen.

Die Theaterdichter, die in andern großen Städten unzertrennlich vom Theater sind, fehlen hier fast gänzlich. Berlin hat seine Raupach, Holtei, Angeli, Wien hat Deinhardstein, Grillparzer, Zedlitz, Bauern-

feld, Raimund und wie viele Andere noch, Hamburg hat Töpfer und Lebrün u. ſ. w. In München lebt Mad. Birch-Pfeifer, und ſchreibt viele Stücke, die überall gegeben werden, ohne auf München einen beſondern Einfluß zu üben. Es wäre ein ſehr undankbares Geſchäft, für dieß Theater zu dichten. Das Talent der Madame Birch iſt nicht zu läugnen, ſie hat die Handgriffe alle weg, um von der Bühne herab auf die Menge zu wirken. Ihre Thätigkeit ſetzt in Erſtaunen. Da ſie faſt das ganze Jahr auf Reiſen iſt, ſo macht ſie ihre Stücke mitten in der Zerſtreuung, während ſie von großen Rollen, worin ſie als Gaſt auftritt, ganz in Anſpruch genommen wird. Neben den Stücken ſchreibt ſie nun auch Romane in mehren Bänden, bildet Schülerinnen im Geſang und in der Schauſpielkunſt, und entzieht ſich keineswegs den Annehmlichkeiten der Geſellſchaft. Während ihres Aufenthalts in München macht ſie ein angenehmes, gaſtfreies Haus, welches hier der Seltenheit wegen wohl angeführt zu werden verdient.

Ein recht ſchönes Talent für das Luſtſpiel, das an einem andern Orte, unter aufmerkſamer Pflege, ſich bedeutend entfaltet haben würde, verſiegte hier an der Gleichgültigkeit des Publicums und dem Unverſtande der früheren Bühnenleitung. Herr von Plötz hat einige ſehr anſprechende Stücke geliefert; jetzt lebt er gänzlich zurückgezogen vom Theater.

Als Ueberſetzer verſuchte ſich der fleißige Schau-

spieler Forst bereits einige Male mit Glück. Er hat sich sogar an Victor Hugo's „Maria Tudor" gewagt, und wird es gewiß eben so gut als die Andern gemacht haben, die sich daran wagten. Die Herren Uebersetzer stolpern aber gemeinhin schon wenn sie es mit dem feinen, gewandten Scribe zu thun haben, und der gewaltige Hugo muß sie nothgedrungen zu Fall bringen. Ihn zu übersetzen genügt die Kenntniß nicht, zu wissen daß oui ja und non nein heißt. Kälb hat es verstanden, ihn deutsch zu geben, und es ist nicht einzusehen, warum man zu einer andern Uebersetzung greift, wenn eine von ihm zu haben ist.

Das Theater in München kann bei geschickter Leitung und Beseitigung einiger Hemmungen leicht das Erste in Deutschland werden. An leidenschaftlicher Liebe für theatralische Genüsse fehlt es hier nicht, und die Kritik ist hier noch fast gar nicht cultivirt, und gerade das ist es, was der Sache Gedeihen verspricht. Wo die Kritik sich zu breit macht und als Hauptsache gelten will, wo sie ihrem Gegenstande schon über den Kopf gewachsen ist, da ist an kein Gedeihen mehr zu denken. Selbst die bessern Kritiker, wo sich solche noch finden, gehen nicht mehr mit dem redlichen Willen an's Werk, das Kunstwerk dem Beschauer näher zu bringen, und ihm die Vorzüge und Mängel desselben zu enthüllen, sondern sie sind bemüht, selbst ein Kunstwerk aufzustellen, sie wollen Witz, Darstellungskraft, Phantasie zeigen, unbekümmert, welchen Dienst sie damit der Kunst und dem Publicum leisten. —

Wir haben zu viel Kritik in unserem deutschen Leben und zu wenig Werke, welche die Kritik herausfordern. Die That muß dem Raisonnement darüber vorausgehen; es ist einmal Zeit, daß wir mehr thun und weniger raisonniren.

Ein Mann, der ein schlechtes Stück geschrieben hat, das bei der Aufführung keinen Beifall erhalten konnte, wird eher ein geistreicher Kritiker, statt in seinen dichterischen Versuchen fortzufahren. Und doch wäre Letzteres besser. Er würde so der Sache und dem Publicum und folglich sich selbst mehr Vortheil und Vergnügen gewähren, als dadurch, daß er das trostlose Feld der Kritik bebaut, das wahrlich keine erfreulichen, nahrhaften Früchte trägt. Fragen wir uns: was hat die beste Kritik für Wirkung auf die Bühne geäußert? Welchen Einfluß übt Tieck auf das deutsche Theater überhaupt, und auf das Dresdener insbesondere, dem er ja zu diesem Zwecke beigegeben wurde? Mir scheint nur auf dem Wege allein etwas zu erreichen, wo man sich strenger an das Theater hält, wie es nun einmal ist, und auf Erfahrung begründete Verbesserungen vorschlägt, die sogleich practisch ausgeführt werden können. Im entgegengesetzten Falle scheint mir's lächerlich, weise Rathschläge geben zu wollen; es kommt mir vor, als wenn man mit den größten Anstrengungen Anstalten träfe, ein Ding aufzubewahren und vor Verderben zu schützen, das man gar nicht besitzt. Ich habe es in München versucht,

in dem oben angedeuteten Sinne für das Theater zu schreiben, das ich nach allen Beziehungen hin zu kennen glaube.

Meine Bemerkungen über die Bühnenkunst, die ich in den zu München herausgegebenen „Unterhaltungen für das Theaterpublicum“ niederlegte, erregten einige Aufmerksamkeit, und riefen wohlwollende Urtheile darüber hervor. Eins derselben fand es seltsam, daß ich nicht öfter Tieck genannt hatte, um mich auf ihn zu beziehen. Man ist in Deutschland noch so sehr für Autoritäten eingenommen, daß man der besten Sache nicht traut, die es versäumt, sich dahinter zu verschanzen. Ich hatte aber stets die practische Bühne im Auge, an die Tieck nie ernstlich dachte, selbst wenn es so den Anschein hatte. Von Allen Verbesserern des Geschmacks in Bühnensachen, von allen, die es unternommen haben, Veränderungen vorzunehmen und lange Gewöhnungen abstellen zu wollen, hat es wohl Niemand ungeschickter angefangen, als eben Tieck. Trotz jenes mächtigen Einflusses, den er auf die Gebildeten übt, trotz der magischen Bande, die von seiner Theekanne aus die Shakespear-Dramen mit den Entferntesten verbinden, die ein Mal durch Dresden gereist sind, konnte es nicht verhindert werden, daß Einige durch ihn vorbereitete und eingeführte Stücke verspottet und verhöhnt wurden; — verspottet und verhöhnt in dem Dresden, das in dieser jungen, durchweg malicisösen Welt, von Spott und Hohn noch am wenigsten weiß, dessen schärfster satirischer Stachel noch im-

mer der geblieben ist, den einst der churfürstlich sächsische Steuerrath Rabener bei sich führte, dessen beißendster Epigrammatist Richard Roos war. — Die Dresdener schlugen die hellste Lache auf, und das Gelächter wiederhallte in ganz Deutschland, und Niemand unternahm es, für Tieck's Sache ein Wort zu sprechen. Dieses Debüt eines neuangestellten Dramaturgen hätte jedem Andern als Tieck verderblich werden müssen. Er gab nun das Publikum auf, und wandte seine Kräfte mehr nach innen. Er wollte durch sein Beispiel auf die Ausübung der Kunst wirken, er bildete Künstler, er las seit Jahren jeden Abend vor, er nannte bald diesen, bald jenen einen talentvollen, einen bedeutenden Schauspieler. Es genügte am Ende von diesem oder jenem dieß zu wissen, um vorhinein gegen ihn eingenommen zu seyn, und was die durch Tieck gebildeten Künstler und Künstlerinnen betrifft, so nannte sie die allgemeine Stimme verbildet und verschroben. Ich glaube, die bedeutendsten Schauspieler des Dresdener Theaters sind die, welche sich von Tieck's Einfluß am Unabhängigsten erhalten konnten; Andere, wie Madam Rettig büßten bei ihm ihre schöne Natürlichkeit ein, und eine Madam Mevius bleibt die verzerrteste und widerlichste Verkünstlerin, so sehr auch Tieck's Meinung sie zu etwas Bedeutendem stempeln wollte.

Von Schröder, dem gewaltigen Reformer, bis auf Holbein und Carl wurde oft und nach allen Seiten hin wirksamer für die Bühne gehandelt, und, wenn auch durch Umwege, Besseres erzielt, als es je durch

Tieck geschehen konnte. Hätte aber Tieck, seiner durchaus dramatischen Natur nach, die poetischen Gaben, über die er gebietet, zu Dramen verwendet, er würde dem deutschen Theater viel geworden seyn. Sein Genius hat ihn aber die Novellenform wie einen bequemen Schlafrock finden lassen, worin er die Theeunterhaltung vom vorigen Abend fortspinnen kann, und noch zwangloser, da er dort einen schwarzen Frack, der Etikette wegen, anziehen mußte.

Alles, was für das Theater Gutes zu erhoffen ist, kann nur vom Leben und vom Künstler selbst ausgehen. Die Kunst, welche auf die Menge wirken soll, muß eine durchaus gesunde seyn. Tieck mit seinem ganzen Anhang wird ihr nie ein förderliches Scherflein zutragen können.

In München aber ist ihm Gottlob Thür und Thor versperrt, das Publicum ist nicht höher als das Urtheil im „Volksfreund", oder das des geistreichen Kritikers, der sich hinter die Maske des „Münchener Bären" in der „Bairischen Landbötin" verbirgt. Welch' ein Glück für den Intendanten, der seine Kunst noch aus dem frischen Holze herausmodeln kann, und nur darnach streben darf, diesem Publicum zu genügen. Daher könnte man auf den ersten Blick glauben, daß hier ein gutes Theater werden müßte, wenn man gänzlich unbefangen darnach zu streben bemüht wäre. Aber nun komme ich auf die Hindernisse, welche sich hier dem besten Willen entgegenstämmen, Hindernisse, welche Küstner vielleicht beseitigt haben würde, wenn er den

Muth dazu beſeſſen hätte. Es iſt dieß die unmittelbare Einmiſchung des Königs in die ſpeciellſten Theatergeſchäfte. Da Leute aus ſeiner nächſten Umgebung demſelben alle Liebe zur Sache abſprechen wollen, ſo läßt ſich nun auch eben nicht vorausſetzen, daß ſein Einfluß der Kunſt heilſam werden könnte. Für den Intendanten kann dieſe nahe Berührung nicht angenehm ſeyn, und muß ſein Walten nach beſter Einſicht bedeutend beſchränken. Hiezu kommt nun noch die Willfährigkeit, womit der Monarch Audienzen ertheilt, wovon die Künſtler den freieſten Gebrauch machen, um das, wozu der Egoismus ſie antreibt, für ſich in Anſpruch zu nehmen. Wenn gleich der König ſtets bedacht iſt, Küſtner in dem Lichte ſeines unbegränzteſten Vertrauens glänzen zu laſſen, und jeder Verläumdung mit ernſter Erwiderung begegnet, ſo iſt doch wohl zu berechnen, was am Ende wiederholte Mittheilungen dieſer Art auf das Gemüth für Eindruck wider Willen ausüben.

Was Küſtner bis jetzt mit größtem Erfolge zu verbeſſern gewußt, iſt der finanzielle Zuſtand der Anſtalt. Die Tageseinnahmen ſind um das Mehrfache geſtiegen, ohne daß die Leiſtungen ſo ſehr gewonnen hätten. Sein Talisman beruht in der beſſeren Verwaltung, in Beſchränkungen des Billetwuchers, in der ſtrengern Controle. Man muß geſtehen, daß dieß für den geübten Geſchäftsmann ſpricht, und da die Caſſe ein ſo weſentlicher Punct bei der Leitung eines Theaters iſt und bleiben wird, ließen ſich ſchon hieraus

günſtige Folgerungen ziehen. Ja, dieſe Bewährung als guter Finanzier iſt vielleicht im Stande, ihm einſt die Theaterwirthſchaft ganz einflußlos zu überantworten. Ich wünſche es ihm, denn ich bin überzeugt, daß ihn der beſte Wille beſeelt, die eifrigſte Neigung antreibt, und Kenntniſſe, Einſichten und gänzliche Uneigennützigkeit im hohen Grade beigegeben ſind.

Möge es ihm dann glücken, neben tüchtigen Darſtellern, wahre Talente zu gewinnen, die der Bühne ihre dichteriſche Thätigkeit zuwenden wollen. Möge eine Wechſelwirkung zwiſchen der Poeſie und den Lampen entſtehen, wie ſie einſt in Weimar unter Schiller exiſtirte und ſich über ganz Deutſchland verbreitete. Möge es einmal wieder einer Intendanz gefallen, Männer von Fähigkeiten an ſich zu ziehen, und in ernſtlichen Berathungen mit ihnen zu erwägen, was in jetziger Zeit zu bringen ſey. Möge der Theatervorſtand ſelbſt aufmuntern und anregen. Ein anfänglich verfehltes Stück kann oft, nach reiflicher Ueberlegung, ein ſehr brauchbares werden. Es würde vorerſt weniger darauf geſehen werden können, Meiſterſtücke, die allen Anforderungen genügen, zu gewinnen, als eine Reihe neuer, ungekannter Originalwerke, woran wir jetzt ſo ſehr Mangel leiden, zu erhalten. So wäre es hinreichend, nur einmal die Uebergangsperiode zu bilden, die von dem gänzlichen Verfall wieder ablenkte um zur fernen Höhe langſam hinanzuleiten. Dieß wäre Pflicht eines jeden kunſtliebenden Mannes, den Zufall oder Wunſch an die Spitze einer bedeutenden

Theateranſtalt geſtellt hat. Ich ſage: bedeutend, denn die Zeit iſt nicht mehr da, wo von Gotha und Weimar aus Groſſes hierin gewirkt werden konnte, Eckhof und Schiller würden in unſern Tagen nothwendig in bedeutenden Städten leben müſſen.

Das Odeon.

Das Aeußere dieſes Gebäudes verſpricht wenig. Eine Unzahl von Fenſtern, ein alltägliches Portal. Man wollte das Leuchtenberg'ſche Palais ganz getreu wiedergeben; aber warum man das eben wollte, da es doch nichts weniger als ſchön iſt? Es iſt auf dieſem Platze, den man nach dem Odeon benennt, die Symetrie zu ſehr auf Koſten der Schönheit berückſichtiget worden; denn auch das Haus des Herrn von Klenze, des Baumeiſters, welches aus der Fürſtenſtraße herüber ſchaut, zeigt eben ſo viele Fenſter, gedrängt und gezwängt, wie der mittlere Pavillon des gegenüberliegenden Bazars. Dieſer Fenſterſchmuck, der byzantiniſch ſeyn ſoll, hat dem Hauſe den Ehrennamen: die Laterne, zugezogen. Je nun! auch das erinnert an Athen! — Der große Saal des Odeon iſt einer der Schönſten, die ich kenne. Ringsumher läuft eine doppelte Reihe joniſcher Säulen; die Verzierung iſt einfach, geſchmackvoll, freundlich; er iſt weit und hoch, und die Muſik nimmt ſich gut darin aus. Gro-

here und kleinere Gemächer ſchlieſſen ihn ein. Es iſt ein herrliches Local für Bälle und Conzerte.

Nur iſt es zu beklagen, daß der Baumeiſter es nicht in Erwägung zog, einen eigenen Weg für die Fußgänger anzulegen, oder mindeſtens an einen erhöheten und vollkommen geſchützten Weg neben der Fahrſtraſſe im Portal zu denken. Wer jetzt nicht ſtundenlang darauf harren will, bis ein glücklicher Ruck ihn aus dem engen Seitenpförtchen in das Gewühl der Roſſe und Wagen hinausſtößt, kann es riskiren durch den groſſen Thorweg zwiſchen den rollenden Equipagen hindurch zu ſchlüpfen. So gefährlich dieß iſt, und ſo überraſchend es für mich war, der ich zweckmäſſigere Einrichtungen kenne, ſo habe ich es dennoch oft dem langen Warten vorgezogen. Klenze iſt zu entſchuldigen; ſein Zweck iſt das Schöne, und ſein Saal iſt ſchön; und dann baut er ſo viel — und ſoll immer noch mehr bauen — wenn er mit München fertig ſeyn wird, gar noch Athen! wer kann da wohl an Alles denken, z. B. an kleine, unbedeutende Zuhörer eines Münchener Conzerts, die ihre graden Glieder gern nach Hauſe bringen möchten. —

Dichter, Schriftsteller, Journalisten.

Indem ich von den Dichtern Münchens zu sprechen anfange, muß ich meine Augen bedeutend erheben. Ich möchte am Liebsten selbst lyrisch werden, denn der erste Gegenstand, den ich erblicke, fordert mächtig dazu auf.

In goldener Halle sitzt ein König und rührt tönend die Saiten der Leyer, und singt Hohn der Sclaverei, Triumph der Freiheit! Und eben dieser König läßt seine Halle von Künstlern schmücken mit Gebilden aus den Liedern der größten Sänger aller Zeiten, und die Kraftgestalten der Nibelungensage entstehen neu auf sein Geheiß, um unvergänglich mit seinem Stamme diese Räume zu bewohnen.

Es ist Poesie darin, das ist nicht zu läugnen! — Denn der König ist eine durchaus poetische Natur und deßhalb gießt er auch seine Gefühle in die gewöhnliche Form der Poeten. Unbekümmert darum wie diese beschaffen sey, ungeglättet und unciselirt, wie der Guß nach dem Erkalten die Masse erscheinen ließ, so liegen

nun dieſe Dichtungen vor uns da. Man kann nicht ſagen, daß uns daraus eine oft liebenswürdige, vornehme Nachläſſigkeit entgegentritt; nein — es iſt Härte darin, die von Eigenmacht zeigt, der widerſtrebenden Sprache auch nicht das Unbedeutendſte des Gedankens aufzuopfern, und wenn Beide auch dadurch unklar werden ſollten. Das Annähern an unſere ältern Lyriker zeigt ſich überall, und man merkt daraus, daß der Dichter im Purpur die neuern verſchmähe oder nicht einmal kenne.

Daher glaube man auch nicht, daß das junge Sanggeſchlecht ſich hier beſonderer Gunſt zu erfreuen habe. Man würde ſehr irren, wenn man ſich die Halle des königlichen Sängers voll rauſchender Klänge dächte, ihn ſelbſt umgeben von einem blühenden Kreiſe edler Geiſter, wie einſt der alte, weiſe König in Indien ihn um ſich verſammelt hatte. Man würde ſelbſt dann noch weit vom Ziele ſeyn, wenn man ſich etwa einen Minne- und Liebeshof, ein arcadiſches Hofleben, wie zu René's Zeiten dächte. Das Octoberfeſt, von dem man wohl ſchon hin und wieder gehört haben mag, iſt zwar arcadiſch an und für ſich, hat aber mit ſolchen mittelalterlichen Vorſtellungen durchaus keine Aehnlichkeit. Es iſt vielmehr practiſch als poetiſch. Die Art, wie der König ſeine Gedichte macht, iſt ganz modern. Er dichtet einſam; auf dem Spaziergange etwa, oder am Schreibtiſche; er beſingt gewöhnliche Dinge, eine Schauſpielerin oder Sängerin zum Beiſpiel. Die Gedichte werden geſammelt und gedruckt,

und dann verkauft. Mit dem baaren Ertrage wird freilich ein wohlthätiges Institut bedacht; dieß kann jedoch immer nur als Nebenzweck betrachtet werden, da er auch auf andere Weise leicht zu erreichen ist. Doch auch in der Mitte lyrischer Collegen zeigt sich zuweilen der König. Freilich aber nur gedruckt. Er, der so viel ist, verschmäht es nicht so wenig zu seyn, wie ein Lyriker. Er reiht sich den guten, freundlichen Leuten an, die in dem Futteral des Musenalmanachs erscheinen, und bringt sein Liedchen mit, so gut wie die Andern. Die Führer der Schaar wissen die hohe Ehre aber auch gebührend zu würdigen. Sie geben dem Königsgedichtchen den ersten Platz, gleich nach dem Inhaltsverzeichnisse und lassen die römische Ziffer als Seitenzahl noch darauf fortlaufen, bis dann beim ersten ungekrönten Lyriker, die arabische Ziffer 1, den Anfang macht. Es ist hiedurch allerdings eine Schranke zwischen dem Gedichte des Königs und den Andern gezogen, ob aber die Höflichkeit nicht deutlicher mit der 1 als mit der x ausgesprochen worden wäre, wage ich nicht zu bestimmen. Ich bin in Sachen der Etikette stets ein Stümper gewesen. —

Mich wundert, daß die Lyriker noch nicht auf den Einfall gekommen sind, eine jährliche Versammlung wie die Aerzte und Naturforscher zu halten. Ein solches deutsches Sangesfest wäre erfreulich genug, und brächte die edeln Dichter einander näher. Sie lernten sich kennen, sprächen über ihre Kunst in Versen und Prosa, hielten Vorträge, theilten neue Entdeckungen

mit, und frische Lieder. Es käme eine sehr zahlreiche und sehr respectable Gesellschaft zusammen. Auch der Improvisator Langenschwarz würde gewiß erscheinen. Es sollte mich sehr freuen, wenn dieser Vorschlag statt des Musenalmanachs für 1836 in's Leben träte; es wäre lebendiger und zeitgemäßer. Vielleicht würde München dann zum Versammlungsort passend befunden werden, und es könnte seyn, daß selbst die dortige Polizei nichts dagegen einzuwenden hätte.

Ehe wir indessen dieser Versammlung irgendwo begegnen, sey es mir erlaubt, mich nach den Münchener Dichtern umzusehen, wo ich sie finde. An eine Rangordnung kann dabei nicht gedacht werden. Der Erste, der mir in den Wurf kommt, muß mir auch als der Beste gelten, nicht in kritischer Hinsicht, sondern um seinen Platz im Panorama auszufüllen.

Zwei junge, schöne Herren, in elegant modischer Kleidung, vor denen Jeder ehrerbietig den Hut zieht, sind mir oft als Dichter bezeichnet worden. Ich bin nie in den Fall gekommen, sie näher kennen zu lernen, kann daher nichts weiter davon berichten. Die jungen Herren stehen auf der „Menschheit Höhen" wie unser Schiller sich ausdrückte. Es ist der Kronprinz und Herzog Max.

Ein Sohn von Görres, Namens Guido, und ein junger Graf Pocci, giriren sich für eine ganze Compagnie ihrer Freunde, und singen unter dieser Firma Weisen, einfältiglich in Andacht und Herzensfreudigkeit. Diese Sachen sind gedruckt und zwar auf einzelnen

Blättern, von Arabesken und Randzeichnungen verherrlicht. Es ist eine ganz fertige Form, die nun schon einige Zeit hindurch bei Seite geschoben war, und von diesen Herren wieder hervorgesucht wurde. Das Vaterland wird nicht sehr erbaut davon werden.

Wer ist jener lange, blondgelockte Sänger, der die Brille auf der Nase, den Bleistift in der Hand, unter den Bäumen des Hofgartens, zwischen Caffee und Butterkuchen, ein Lied in das vor sich aufgeschlagene Buch schreibt? — Es ist Saphir, — einer der fruchtbarsten Lyriker Münchens. Er schleppt einen ganzen Troß Junger und Alter hinter sich. Alle sind ihm willkommen, und sängen sie nichts weiter, als das alte Volkslied des Knaben Wunderhorn:

„Warum? — Darum!“ —

Hier ist doch immer noch die frischeste und lebendigste Seite der Münchener Lyrik und Poesie. Es ist ein lauter, poetischer Markt. Saphir's Galanterie- und Liebesbazar diente allen poetischen Seufzern und lyrischen Regungen als Abzugscanal. Jeder konnte, wie es ihn drückte und zwickte, Abhülfe seiner Qualen darin finden; er entledigte sich seiner Poesie ohne viele Umstände, und am andern Morgen schon begaben sich die Schönen nach dieser lyrischen Morgue, um ihren Bekannten selbst herauszufinden.

Hier begegnen wir einem L. Feldmann, einem von Hoven, Schneyler, einem Firmenich, Trautmann, Weingarten und so weiter. Warum sie alle hier aufzählen? Exemplare des Bazars sind für Liebhaber

noch zu haben. Unermüdlich ſangen ſie, und ſie ſängen noch, wenn der Bazar nicht eingegangen wäre. Wo dieſe Lyrik nun aber bleiben wird? Furchtbare Maſſen werden ſich anhäufen, und brechen vielleicht einmal wie Waſſerfluten aus dem Gebirge hervor, wenn man ſich deſſen am Wenigſten verſieht.

Man ſchelte München nicht arm an Gedichten. Es wird hier ſo viel, wohl noch mehr gedichtet, als in andern deutſchen Städten, wenn gleich die Poeſie nicht immer davon wiſſen will. — Ich wende mich nun zu den eigentlich vaterländiſchen Dichtern. Doctor Darenberger, derſelbe, der in Spindler's Zeitſpiegel und dem Muſenalmanache von 1835 zu finden iſt, und Beilhack, der nur im Münchener Volksfreunde ſeine Gedichte abgedruckt ſah, nenne ich hier zuerſt. Wenigſtens iſt bei ihnen die Form größtentheils untadelhaft, und die Sprache gebildet und herkömmlich.

Wie ſoll ich nun aber ein Bild jener Legion von Dichtern entwerfen, die in allen Münchener Blättern, in kleinen Liederheften, „gedruckt in dieſem Jahr," oder auf einzelnen Blättchen ihre Muſe Sprünge machen laſſen? — Die bald Hellas, bald den Obelisken, bald das Salvatorbier, bald die Fresken des Hofgartens, aus reinem Patriotismus beſingen? Jener arme, bleiche Menſch, voll Kummer und Hunger im Geſichte, der ſpät am Abend aus dem Walſer'ſchen Caffeehauſe ſchleicht, um ſeine Herameter zu einem Drucker zu bringen. Er trug einſt einen beſſern Rock, war ein

gewaltiger Theaterkriticus, und redigirte ſogar einmal die Eos. Jetzt ſingt er „baieriſch“ in Hexametern und ſollte er ſich einmal nicht nennen, ſo wäre er doch an dem Worte „der Troglodyte“ kenntlich, das in jedem ſeiner Gedichte einige Mal vorkommt. Es ſcheint ihm ein wohlangebrachter Schmuck in ſeiner ſo trivialen Schreibart. Dieſer hier iſt der Sänger des Münchener Tagblatts, deſſen poetiſche Regungen ſich ſtets nach der Melodie von Bertrand's Abſchied ſingen laſſen; jener dort der „Münchener Bär,“ eine poetiſche Maske, mindeſtens eben ſo vornehm und berühmt wie die des Verſtorbenen. Dieſer heitere, lebensfrohe iſt der Naturforſcher und Sänger Giſtl, jener kurzgedrängte Jüngling Guſtav Friedrich Nord; die ſchnell vorübergehende Erſcheinung, übermäßig lang und ſtolz war einſt Guſtav Bacherer, dort der hagere Mann, mit grauen Haaren, J. A. Büſſel ſelbſt, Münchens Chamiſſo, der Neſtor ſeiner Lyriker und ſein Reiſender um die Welt.

Dieſer ganzen Dichterwelt fehlt es keineswegs an Mäcenaten. Man ſieht ſehr achtungswerthe, wohlmeinende Bürgersleute, die dieß und das beſungen wünſchen, mit gläubiger Ergebung ſich zu den ſtets durſtigen Dichterſeelen hinneigen. Der junge, griechiſche Königsthron, die Ottoſäule, die Capelle in Kiefersfelden, die Rückkehr der Truppen aus Griechenland, die dabei ſtatt gehabten Gelage, Alles das gab reichliche Veranlaſſungen, von denen nicht eine leer ausging. Iſt das zu tadeln? Nein! München iſt nicht arm

an Dichtern und an Gedichten, wenn gleich die Poeſie nicht immer davon wiſſen will! —

Wenn ich zurückdenke, wie hoch mein Blick gehoben war, als ich dieſes Bild zu entwerfen begann, ſo ſchaudere ich ein wenig, wenn ich den Punct betrachte, woran er jetzt ſchon haftet, aber es überläuft mich kalt, wenn ich den Abgrund gar überſchaue, worin ich ihn noch werde ſenden müſſen. Die patriotiſchen Sänger, die ich eben nannte, haben mich an dieſen Abgrund geführt, zu dem ſie ſelbſt als Leiter dienen werden. Denn tief unten brüten die Redactoren der Münchener Journale und Zeitungen, und da ſie ſelbſt Alle zu den patriotiſchen Dichtern zu zählen ſind, ſo bleibt mir nichts anders übrig, als ſie dieſen anzureihen. Ich kann es Niemanden zumuthen mich zu ihnen zu begleiten, ich will ſie daher heraufholen, und ſie ſo viel als möglich, von ihrem Schmutze befreit, in die anſtändige deutſche Leſewelt einführen.

Der Erſte, den ich bringe, iſt ein dicker Menſch, der ſich Doctor nennt, er gibt die Münchener Landbötin heraus. So vielerlei Doctoren es in Deutſchland geben mag, ſeltenere Eigenſchaften hat der Doctorhut nie noch bedecken müſſen, als der des Doctor Karl Friedrich Auguſt Müller. Sein Vaterland iſt Norddeutſchland. Bis jetzt hat er ziemlich allgemein für einen eingeborenen Baier gegolten, weil er mit großer Virtuoſität alle patriotiſchen Saiten eines ächten Baierherzens anzuſchlagen wußte. Die Anweſenheit der Quartettſpieler Müller, aus Braunſchweig,

verrieth uns erst sein Incognito, indem er sie als: „seine verehrten Landsleute“ begrüßte.

Müller oder seine Landbötin, welches ganz einerlei ist, sind nicht noch einmal in Deutschland anzutreffen. Um den politischen Kern hängt sich bei ihm Witz, Anecdote, Räthsel, Gedicht, wie dieß auch andere Blätter zu bringen pflegen; daneben schreiten die Unglücksfälle, die ihm schon eigenthümlicher anstehen, weil er sie mit kurzen und bündigen Redensarten und Bemerkungen begleitet. Das Herunterstürzen der Maurer von den Gerüsten, ist bei den vielen Bauten, sein stehender Artikel geworden, eben so die blutigen Schlägereien in den Wirthshäusern; dieß kann füglich der romantische Theil des trefflichen Blattes genannt werden. Nun kommen die pittoresken Reize, die Müller seinen Lesern spendet, durch ausgeführte Schilderungen von Verhaftungen, welche die herrlich organisirte, unerschrockene Gendarmerie bewerkstelligt; Lob und Tadel des Bieres, Rügen über Straßenbeleuchtung, Straßenkoth, Straßenjungen und Straßenunfug, Alles, was das öffentliche Leben Reizendes bietet, zieht er in sein Bereich. Und wie er das gibt, wie er es bespricht! mir ist es nicht gegeben ihm nachzuahmen und eine Nummer der Landbötin besitze ich leider nicht, um daraus eine Stelle ganz anführen zu können. Oft wird er ganz bildlich, d. h. er enthält sich aller Worte, und setzt bloß als Anmerkung zu einem Artikel ein Holzschnittchen: einen Esel, ein Schwein, einen Ochsenkopf und „die Landbötin“ darunter. Seine Leser wissen

ſich das immer richtig zu deuten. Die eigentliche Würze ſeines Blattes beſteht nun aber in den ſogenannten „Inſeraten," d. h. in Ausfällen auf gewiſſe Stände oder Perſonen, Beſchimpfungen, Enthüllungen von Familienverhältniſſen in leicht zu errathenden Chiffern u. dgl., die gegen „Einrückungsgebühr" von Müller jederzeit aufgenommen werden. Aber dieß iſt ein ſo arger Unfug, daß er jeden Spott, den die Landbötin hervorruft, erſtickt, und zum größten Ernſte auffordert. Dieß iſt die pöbelhafteſte Gemeinheit auf ihrer Höhe, die hier, wie nirgend, das Publicum mit der anmaßendſten Frechheit angrinzen darf. Und das Publicum läßt ſich das nicht nur gefallen, ſondern dieſe Lectüre iſt ihm zum Bedürfniß geworden; alle Stände ſind damit befreundet und mit Heißgier fällt man über die friſche Landbötin her, und ich ſelbſt ſah anfänglich mit Verwunderung Mädchen, denen ich, ihrem Stande nach, einige Bildung und einen gewiſſen Grad von Erziehung zutrauen mußte, ein von Gemeinheiten ſtrotzendes Blatt leſen, und in guter Geſellſchaft davon mit großer Unbefangenheit ſprechen.

Kürzlich ſandte Jemand der Landbötin ein Lobgedicht auf ſie ſelbſt ein. Es war in dem Tone eines Landgeiſtlichen, und auch ſo unterzeichnet, und ſprach ſeine Freude aus über die moraliſche Tendenz des Blattes, den ſegensreichen Saamen, den Müller verbreite, und wie die Landbötin des Einſenders einzige Lectüre, ihm Troſt und Stab ſey. Ein vernünftiger Mann mußte dahinter gleich den Schalk gemerkt

haben; Müller aber läßt das Ding abdrucken, und fügt Anmerkungen in seiner Weise hinzu, um seine Gefühle über eine solche Anerkennung eines würdigen Geistlichen an den Tag zu legen. Bald aber zeigte es sich, daß es ein Acrostichon war, welches die abscheulichste Zote ausdrückte. Daß die „Landbötin“ nicht unterließ, darauf in eben dem Tone zu erwidern, und einen ganzen Thierkreis der gemeinsten und schmutzigsten Thiere daneben zu drucken, kann man sich wohl denken, aber alle andern Bätter nahmen voll Schadenfreude jenes Gedicht nun auf, enthüllten die Zote und beschmutzten so sich selbst

Und was erwiderte man mir auf mein Befremden darüber? — „Das lesen die Leute gern, der Verfasser des Gedichts hat die Lacher auf seiner Seite.“ —

— Wohl bekomm's! —

Neben diesen Müller ist unbedingt Bruckbräu zu stellen. Auch er ist ein Dichter, und die Dresdener Abendzeitung brachte viele Sonnette und andere Sachen von ihm an's Tageslicht, und die geistreichen Correspondenznachrichten aus München in jenem Blatte rührten ebenfalls durch viele Jahre von ihm her. Bruckbräu hat außerdem „di Gardinenseufzer,“ „den Papst im Unterrock“ und „as galante München“ geschrieben; Werke, bei deren Nennung einem gebildeten Menschen die Haut schaudert. Alle kritischen Blätter Deutschlands haben längst ihrem Verfasser seinen Platz angewiesen. Dieser Bruckbräu war Einer von denen, die stets vom Scandale lebtn. Er glaubte, daß es

ihm gelingen würde, die obscöne Literatur wieder in Aufnahme zu bringen. Unsere Zeit hat aber den Geschmack daran verloren, und Bruckbräu schreibt so fad und geistlos, daß selbst die alten Herren, die aus früherer Gewohnheit darnach griffen, das Zeug mit Ekel wegwarfen. Sein Blatt, welches er gründete und redigirte, hieß „der Bayerische Beobachter und das Münchener Conversationsblatt.“ Jenes war der politische Theil, unbedeutend und nur Nachdruck, dieses brüstete sich mit Originalität und enthielt außer den schon erwähnten Inseraten einen eigenen Artikel: „Münchener Conversation,“ der Haarsträuben erregte, wenn man sich einen Augenblick überreden wollte, daß wirklich unsere Conversation über dergleichen Gegenstände und in solcher Art geführt würde. Zum Glücke war dieß aber nicht der Fall. — Bruckbräu stellte sich gern als ein Opfer der Verfolgungen mächtiger Feinde dar. Er erzählte unter Anderm, daß ihm einst von hoher Hand eine starke Rolle mit Kronenthalern gesendet wurde, von dem Wunsche begleitet: „er möge die Schauspielerin H* nicht mit seinen bösen Kritiken verfolgen.“ Er aber habe das Geschenk schnöde zurückgewiesen, mit dem kurzen Bemerken: „er verkaufe seine Stimme nicht.“ Dieß hochherzige Benehmen sey aber die Quelle aller später erduldeten Unbilden gewesen. Der vornehme Gönner der H* hatte von Bruckbräu's Treiben, wie es schien, eine durchaus falsche Meinung. Für die Hälfte jener Summe würde er unbedingt ein ganzes Jahr hindurch in dem „Mün-

chener Conversationsblatt“ nicht nur die H* nach Herzenslust haben loben, sondern ihre Gegner noch überdieß schmähen können. Denn so machte es ein Jeder hinsichtlich der Gegenstände seines Hasses oder seiner Neigung. Die Insertionskosten waren aber nur sehr gering. —

Bruckbräu's Verfolgungen oder vielmehr Bestrafungen lagen jedoch ganz andern Ursachen zum Grunde. Seine Tactlosigkeit trat überall zu klar an den Tag. Von dem Augenblicke an, daß er sein lächerliches Aushängeschild „Censur — Frei!“ welches so gedruckt war, von seiner Kneipenwirthschaft herunternehmen mußte, war er bemüht einen elenden Ton der Unterwürfigkeit anzustimmen, der oftmals um so empörender wirkte, wenn man ihn mit dem noch vor Kurzem vernommenen in Einklang zu bringen gedachte. All sein Streben, mußte man glauben, ging nun darauf hin, das höchste Wohlgefallen der Regierung auf sich zu ziehen. Während dieser Bemühungen aber unterliefen dann wieder Artikel, welche nicht nur Zweifel über seine Besserung erregten, sondern sogar als Beweise einer boshaften Gesinnung gelten mußten, die gleichsam unter einer schicklich gewählten Maske desto sicherer ihre Hiebe anbringen konnte. So erschien zu einer Zeit, wo die Werbung für Griechenland, nicht ohne einige Hindernisse, in's Werk gesetzt werden sollte, und alle Blätter, Bruckbräu's nicht ausgenommen, aus vollen Backen den Enthusiasmus für Hellas und seine Verbindung mit Baiern anzufeuern bemüht waren, plötzlich — über

Nacht — ein Artikel im Conversationsblatt, worin nach alten Chroniken, die Niemand mehr kannte, eine Schilderung des Elends enthalten war, dem in frühern Zeiten baierische Kriegsknechte auf Zügen nach dem Morgenlande ausgesetzt gewesen waren. Dieß saubere Pröbchen Münchener Conversation, woran ohne Bruckbräu kein conversirender Münchener gedacht hätte, kam dem Unbesonnenen etwas theuer zu stehen. Jetzt ist er von München entfernt worden und lebt — als Zollbeamter in einem obscuren Städtchen. Seine treffliche Redaction ist in andere Hände übergegangen. —

Das sogenannte „Tagesblatt" von Ulrich von Destouches redigirt, verdient deßhalb Erwähnung, weil es gewiß die leerste von allen Zeitungen ist, die in diesem Augenblicke in der ganzen Welt erscheinen. Das ganze Blatt enthält ungefähr so viel Buchstaben wie der hundert und zwanzigste Theil einer, von den sieben Columnen auf jeder Seite, der gewöhnlichsten americanischen Zeitung, worin folglich der Buchstabeninhalt von 5360 Münchener Tagesblättern jedesmal enthalten ist. Von dem übrigen Inhalte dieses Tagesblattes ist gar nicht zu sprechen, folglich sind auch keine Vergleiche damit anzustellen.

Wenn man die so oft gebrauchte, übrigens unsinnige Redensart „die Krone der Gemeinheit" einmal richtig anwenden wollte, so gebührte sie dem „reisenden Teufel" den ein Doctor Wolf Lindner redigirt.

Dieser Doctor, ein würdiger Genosse Müller's, ist Verfasser einer Menge Gedichte, mehrer Sammlun-

gen von Blüthenkränzen, einiger Romane und Novellen und eines Drama's: Arwed Gyllenstierna; Werke, die schwerlich außerhalb München gelesen werden. Hier ist er ein bel-esprit, der seinen Kreis hat, worin er Epoche macht. Die eben genannten Machwerke haben schon manchmal zu einer argen Verwechslung Anlaß gegeben. Leute, welche gegen den bekannten Publicisten Legationsrath Lindner gern etwas vorbringen wollten, griffen nach unsers Wolfs Schriften, und ließen es nicht an Seitenhieben fehlen, wenn sie sie recensirten. Wer aber jemals etwas von dem andern Lindner gelesen hat, dessen Vorzüge eben in der Klarheit der Darstellung und in einem sehr geglätteten Style bestehen, konnte unmöglich Wolfs rohe und plumpe Arbeit damit verwechseln. Der „reisende Teufel" enthält weder Politik noch Conversation, weder Gedichte noch Inserate. Der Inhalt besteht aus nichts als Familiengeschichten, Klätschereien, Untreuen, Bestechungen, Betrügereien, die der Teufel erzählt und dabei seine Leute nicht nennt, wohl aber so bezeichnet, daß man auf diesen oder jenen mit den Fingern deuten kann.

Die „bayerische Dorfzeitung" und der „Volksfreund" sind farblose Abklatsche anderer bessrer Blätter. Größtentheils enthalten sie Nachdruck, und was nicht Nachdruck darin ist, ist uninteressant.

„Der Landbote" ist mit der Landbötin durchaus nicht zu verwechseln. Er bewegt sich in ihr bescheidenen Gränzen, und von ihm ist lobend zu erwähnen, daß er nie die Fahne der Gemeinheit aufsteckt.

„Die bayerische Nationalzeitung“ kränkelt an Langweiligkeit und mundet daher der Lesewelt nicht. Die Idee, welche ihr zum Grunde liegt, ist lobenswerth, wenn die „baierische Nation“ nur mehr Stoff darböte, ihre Spalten auf eine allgemein interessante Weise zu füllen.

Indem ich mich nun dem Schlusse dieser Ausstellung nähern will, vernehme ich deutlich die Frage: aber wie ist es möglich, daß man Leuten, wie jene Müller, Bruckbräu, Lindner, die Redaction von Blättern anvertraut, ein Geschäft, das sie herabwürdigen und zu Schande und Nachtheil des Publicums ausüben? —

Weil man sich in dieser Angelegenheit um Geschmack und Bildung nicht bekümmert, und auch keinen Einfluß darauf von daher zu erwarten scheint. Das Bemühen, den sogenannten Patriotismus Eimerweise feil zu bieten ist Alles, was verlangt wird, weil man dadurch vermeint, gute Gesinnungen beurkunden und verbreiten zu können.

Und zu diesen Leuten gesellte sich Saphir, der, man mag ihm noch so unfreundlich gesinnt seyn, wohl aus besser'm Teige geknetet war, und sich in einer andern Sphäre zu erhalten verdient hätte. Aber die Gemeinheit der Andern und die Nichtigkeit der Kräfte, worüber man in München nur gebieten kann, müssen nothwendig jeden Redacteur herunterziehen, wenn er das dortige Publicum im Auge hat. Welchen Standpunct nahm Saphir, der Herausgeber zweier Berliner Zeitschriften, trotz aller Anfechtungen und seiner innern

Haltlosigkeit ungeachtet, immer noch ein, und wie stand er in München da mit seinem Horizonte belastet, und seinem traurigen Bazar? Ein kurzer Aufenthalt in München, während dessen man dem dortigen Publicum allein seine literarischen Bestrebungen widmen wollte, würde genügen um einen bedeutendern Ruf, als Saphir's zu verwischen. Wir könnten viele Beispiele aufzählen.

Als Saphir in München erschien, machten seine Witzeleien über das Theater, worin er bekanntlich die größte Stärke besitzt, eine angenehme Wirkung. Man war gewohnt, die Leistungen Eßlair's und der Fries, stets mit einem langweiligen Ernste in einer ungelenken, von Provincialismen erfüllten Sprache, schwerfällig beurtheilt zu hören, und man konnte nicht anders, als es unterhaltend finden, diese Sachen in Saphir's Weise einmal heiter, gefällig und leicht betrachtet zu sehen. So witzelte Saphir einige Zeit fort, die Leute drängten sich um sein Blatt, und er bekam viel Geld von seinem Verleger, aber er ließ ihn bald mit dem Manuscripte im Stich, ging nach Augsburg zu seinem Vergnügen, nannte öffentlich seinen Redactionsverweser, erfuhr deßhalb eine öffentliche Zurechtweisung von dem Genannten, der von nichts wissen wollte, und endlich machte der Verleger bekannt, daß wegen Mangels an Manuscript das Blatt nicht mehr erscheinen könne. Und Saphir saß nicht weiter, als in Augsburg! — Dergleichen Dinge gehören zu einem Saphir'schen Blatte, welches Lachen erregen soll. Das

Publicum lachte auch über dieſes Intermezzo und las „den Bazar“ noch eifriger wie zuvor, ja was noch mehr als das bloße Leſen dafür ſpricht, es hielt ihn ſogar, und Saphir kam zurück und ſchrieb weiter, und ließ das Geſchriebene wieder drucken.

Es iſt bekannt geworden, wie gewaltig der Schlagbaum war, der ihm dieſe heitern Tändeleien mit und über Tand unterſagte. Eben ſo bekannt iſt es, wie Saphir nach einem kurzen Aufenthalte in Paris, hieher zurückkehrte und ſeinen „deutſchen Horizont“ begründete. — Man gefällt ſich in München von Saphir's politiſcher Sinnesänderung zu ſprechen und entſchuldigt oder verdammt dieſelbe. Auch er ſelbſt ſpricht gern davon, um ſich intereſſant zu machen. Wann oder wo hat eine ſolche aber wohl ſtatt gefunden? Hat Saphir je einen politiſchen Sinn entwickelt? Hat er mit Ernſt und Eifer ſich dieſer oder jener Partei zugewendet? Iſt er ſeiner politiſchen Meinung wegen jemals verfolgt oder verbannt worden?

Die Schauſpieler hat er durch ſeine Witze geärgert und ſie wußten ſich vor ſeinem giftigen Stachel nicht zu bergen. Sie hetzten ihm einen Kerl auf den Hals, der ihn auf offener Straße prügeln mußte; ſie ließen ſich's mehr als gewöhnliche Einrückungsgebühren koſten, damit Müller und Bruckbräu Inſerate aufnähmen, ſie nannten Hunde „Saphir“ und kündigten dann verlaufene Pudel und Möpſe an, die auf den Namen: Saphir hören; ſie nannten ihn ferner bei ſeinen ehrlichen, jüdiſchen Vornamen öffentlich, brach-

ten ihn in carrikirter Gestalt auf das Theater, kurz, sie thaten Alles, wodurch edle Menschen sich rächen, — aber vergebens! Saphir hörte nicht auf zu stechen und zu verfolgen, und je hitziger der Kampf wurde, desto mehr Vergnügen empfand das Publicum dabei. —

Da beschwerte sich Eßlair über den Unfug, er, „der so weit die deutsche Zunge reicht," wie er sich selbst ausdrückte, ehrende Anerkennung gefunden, und verlangte seine Quiescirung. Er erhielt das bekannte königliche Handbillet mit der Beruhigung, daß es kein anderes Ziel für ihn geben müsse, als seinem Könige zu gefallen — und Saphir eine ernste Warnung: die großen Schauspieler in München fürder nicht zu ärgern und in ihrem Berufe zu stören. Saphir lieh der Warnung kein Gehör, und die Fortweisung erfolgte.

Liegt nun wohl hierin ein politischer Grund verborgen? Kann davon die Rede seyn, daß sich Saphir sein Schicksal durch zu weit getriebenen Liberalismus zugezogen habe?

Dieß Alles geschah „um Hekuba" — und nichts weiter.

Nachdem er endlich zurückberufen worden war, beiferte und klaffte er zwar ein wenig gegen einige Volksrepräsentanten. Viele wollten hierin zum ersten Male einen politischen Antrieb erblicken, und er riskirte damals viel dabei. Auf allen Straßen, in allen Bierhäusern, im Bockkeller, an allen Versammlungsorten der schönen und geistigen Welt wurden Carricaturen auf ihn verkauft, und jeden Abend konnten sei-

ner an allen Straßenecken tüchtige Schläge harren. Der Angriff auf den damals volksthümlichen Schwindel hätte fast seinen Tod herbeigeführt. Wenn er Abends nach Hause ging, begleitete ihn stets ein vierschrötiger Bediente mit einem starken Knüppel, und konnte er es haben, so hing er sich gern in den Arm einer Dame, um auf solche Weise geschützt zu seyn, weil er seinen Gegnern Zartgefühl gegen Damen zutraute. Bei jedem Geräusche zitterte er zusammen, und eine schnell um die Ecke ihm entgegentretende Gestalt verursachte ihm Entsetzen. Er durfte sich an vielen Orten gar nicht mehr sehen lassen, und Niemand wußte, wo er eigentlich anzutreffen war, oder schlief. Aber eine herrliche Stunde sollte ihn für diese Widerwärtigkeiten reichlich entschädigen.

Es geschah auf einem flüchtigen Spaziergange im Hofgarten, wie er sich dessen gar nicht versah, als ihn die Kunde erreichte, er möge sich in das königliche Kabinet verfügen, er habe die Ernennung zu einer Stelle als Belohnung seines treuen Eifers erhalten. Man kann denken, in welchen Sätzen Saphir's lange Beine die hohen Marmorstufen maßen, die zum Cabinete führten, aber noch leichter kann man sich seine Ueberraschung vorstellen, als er oben seine Ernennung zum Hoftheaterbibliothecar erfuhr. Ganz vernichtet erklärte er, daß er für diese Gnade danken müsse, und lieber M. G. Saphir ohne Titel bleiben wolle, als den von ihm so arg mitgespielten Schauspielern, die Comödienbücher in Ordnung zu halten und die weg-

geworfenen Rollen aufzulesen und sorgfältig aufzubewahren. Der nächste Augenblick sah ihn wieder hochaufathmend und glühend unter den Schatten des Hofgartens. Da ereilte ihn zum zweiten Male das Glück in ehrfurchtgebietender Gestalt mit der Nachricht: es sey ein Irrthum gewesen, er möge nur noch einmal in das Cabinet sich verfügen. Er sprang wieder mit großer Leichtigkeit die Marmorstiege hinan, aber wie er sie stolz herunterging, tönte sein Schritt um Vieles gewichtiger, denn es war der Schritt eines „Hoftheaterintendanzrathes."

Am andern Tage bestätigte ihm ein Handbillet des Intendanten Poißl, die mündlich notificirte Ernennung und dabei hatte es sein ganzes Bewenden. Weder das Regierungsblatt theilte sie mit, noch erhielt er ein königliches Rescript darüber.

Saphir im Taumel seiner Freude, wollte die ganze Welt an das Herz drücken, und miethete dazu vorläufig einen Fiaker, um mit seinen Feinden, den Schauspielern, den Anfang zu machen. Die Leidenschaftlichkeit hatte Eßlair consequent gemacht, und er nahm nicht nur Saphir's Besuch nicht an, sondern er beschwerte sich sogar darüber und äußerte: „er wolle es nicht glauben, daß sein König ihm und allen ächten Künstlern durch die Erhebung dieses Menschen zu dieser Stelle, eine so bittere Kränkung bereitet haben könne."

Dieses wäre dem alten Eßlair fast übel bekommen,

wenn nicht ein ärztliches Zeugniß ſeinen geſchwächten Kopf vorgeſchützt hätte.

Bald zeigte es ſich, daß Saphir nie einen Einfluß auf die Theatergeſchäfte bekommen ſollte, er hatte weder Gehalt noch Function, und Alles fiel ſpottend über ihn her. Da aber erwachte auch ſein Ingrimm. Angriffe auf die Schauſpieler wechſelten ab mit herben Anſpielungen auf Regierung und Verwaltung; ſein Spott wurde bitterer, ſein Witz kühner, als je zuvor, und erhielt dadurch, ganz gegen Saphir's bisherige Art und Weiſe, einigen Anſtrich von Ernſt und Würde.

Unbegreiflicher Weiſe ließ man ihm Alles dieſes hingehen, und das Publicum blieb dennoch immer feſt dabei, Saphir ſey nicht mehr Derſelbe, ſeitdem er den Liberalismus abgeſchworen habe und ſervil geworden ſey.

Seine Servilität ließ ſich aber zu allen Zeiten nachweiſen, wenn wir ſie in ſeinen huldigenden Verſen an Hohe und Vornehme bemerken wollen, woran er es nie fehlen ließ. — Der Mangel an einem tüchtigen Verleger und guten Mitarbeitern in München, ließen bisher keines der Saphir'ſchen Blätter zu einigem Flore gedeihen. So ſchweifte er mit ſeinen fliegenden Blättchen umher, nahm bald den, bald jenen Titel, bald dieſe, bald jene Form an, las ſich bald auf Velin-, bald auf Druckpapier, und gerieth endlich in die Hände eines reichen Buchdruckers, der Bruckbräu's Blätter für eigne Rechnung übernommen hatte und deren Redaction Saphir übertrug.

Nun war Saphir mit einem Male ein Münchener Tagesblattschreiber im eigentlichen Sinne des Worts geworden. Was er jetzt lieferte, war nur noch von localem Interesse, und seine Witze überschritten das Weichbild Münchens nicht mehr. Die Schauspieler ließ er in Ruhe, und als ihm einst der Theaterintendant in einer vertrauten Zusammenkunft die Bemerkung machte; „daß es wie Geringschätzung aussähe, wenn er über so glänzende Erscheinungen, wie sie die Bühne in neuester Zeit gesehen, gar nichts sage," soll Saphir laconisch erwidert haben: „ich kann nicht schreiben, wie ich will, und Zwang lasse ich mir nicht anlegen."

Lange Zeit hindurch hat er mit unglaublicher Consequenz das Ziel verfolgt, ein baierischer Angestellter zu werden. Es war für den Zuschauer peinigend, welchen Chancen er sich blosgab, wie er von Hoffnung und Angst stets geschaukelt, sich zu Allem verstand, um nur mit einem elenden Gehalte in irgend einem Büreau anzukommen. Endlich, da Alles vergebens war, besann er sich eines Bessern und wandte sich in neuester Zeit nach Wien, von wo er ausgegangen war, und trat dort auf Bäuerle's Turnierplatz in seiner gewohnten Rüstung, mit Applaus empfangen, wieder auf.

Vor seiner Abreise von München war es Saphir gelungen, als Mitarbeiter an einem Blatte aufgenommen zu werden, welches einen halbofficiellen Character trägt. Dieß ist „die Münchener politische Zeitung," spottweise wohl auch „die Frau Base" genannt.

Ihr früherer Redacteur war der Professor Sendtner, der durch eine Gedächtnißrede auf Göthe, die mit den Worten schloß: „Lange lebe der König!“ einige zweifelhafte Celebrität erreichte. Nun ist der gute Mann über Jahr und Tag todt. Aus diesem Blatte war für eine kurze Zeit die baierische Staatszeitung gemacht worden, die jedoch, trotz ihres Redacteurs, des schonerwähnten Legationsraths Lindner, keinen Fortgang hatte.

Nach Sendtner's Tode verbreitete sich das Gerücht, der erst vor Kurzem von Berlin angekommene, katholisch gewordene Professor Philipps würde an seine Stelle treten. Philipps selbst aber sah sich veranlaßt, diesem Gerüchte öffentlich zu widersprechen.

Nicht lange, so erschien der ehemalige Redacteur der Frankfurter Oberpostamts-Zeitung, Hofrath Rousseau, und übernahm die Zügel der „Frau Base.“

Man kann nicht sagen, daß bei all' diesem Wechsel, denn nach Sendtner's Tode war sie auch einige Zeit von dem Verleger selbst redigirt worden, dieß Blatt jemals einen andern Geist oder eine andere Farbe verrathen hätte. Es war immer dieselbe Nüchternheit, dieselbe Unbedeutenheit; und selbst die Zahl des erlegten Wildes in den officiellen Berichten der königlichen Jagd hatte der Landbote oft richtiger und früher, und die politische Zeitung sah sich dann genöthigt, ihn nachzudrucken. Jedoch trotz dieses Festhaltens am Bestehenden und der Einförmigkeit nach In-

nen und Außen, entspannen sich Differenzen im stillen Schoße des Zeitungs-Bureau's, und nach wenigen Monaten verlangte Rousseau seinen Abschied.

Mit diesem Bureau hat es nämlich die Bewandtniß, daß es unmittelbar mit dem Ministerium des Innern zusammenhängt und sich auch in dessen Local befindet. Das Ministerium läßt gewisse Artikel bearbeiten, zu deren Aufnahme der Verleger der Zeitung verbunden ist, wofür ihm eine bestimmte Abonnentenzahl zugesichert wird.

Dieses Zeitungs-Bureau wurde erst von dem jetzigen Minister des Innern, dem Fürsten von Wallerstein, creirt, und der Freiherr von Lichtenstein ihm zum Vorstande gesetzt.

Die Familie dieses Freiherrn hat einiges Renommee in der Theaterwelt erlangt. Sein Vater hat die vielen Opernübersetzungen geliefert und ist Regisseur am Berliner Theater; er selbst aber hatte einst die Direction einiger kleinen und wollte bei seinem ersten Auftreten in München die Hoftheaterintendantenstelle ambitionniren. Auch seine Gemahlin gehörte der Bühne an. Ich erkannte in ihr, trotz des Livreebedienten, der jedem ihrer Schritte folgt, eine artige Schauspielerin, die vormals in Berlin unter Iffland engagirt war.

Baron Lichtenstein ließ im Jahre 1832, wie man anfing, dem tollgewordenen Liberalismus nach allen Seiten hin Mauern aufzubauen, auch eine kleine Erheiterung für patriotische Gemüther in die Welt lau-

fen, unter dem Titel: „Altbaiern.“ Ich müßte lügen, wenn ich ſagte, daß ich in dieſem Hefte irgend etwas Neues, Geiſtreiches, Ueberraſchendes gefunden hätte. Es iſt Alles recht wohlgemeint, dem Anſcheine nach, aber es lohnt ſich nicht der Mühe, ſo etwas drucken zu laſſen, ſo lange man es noch auf offenem Markte hören kann. Deſſenungeachtet erregte dieſe Broſchüre Aufſehen und ward von hohen Perſonen ſehr wohlgefällig aufgenommen. Kurze Zeit darauf hatte Lichtenſtein eine Anſtellung als Regierungsrath, und wurde zum Chef des Zeitungsbüreau's ernannt. Außer den Artikeln für die Münchener Zeitung, werden auch hier Auszüge aus fremden Blättern beſorgt, welche dem Miniſter und von dieſem dem Könige vorgelegt werden, um Demſelben der Mühe zu überheben, alle Zeitungen ſelbſt zu leſen.

Auch ſollen aus dieſem Büreau Artikel in die allgemeine Zeitung übergehen, und gewiß iſt es, daß der Miniſter ſich's ſehr angelegen ſeyn läßt, dieſe durch ihn in's Leben gerufene Anſtalt auf alle Weiſe zu erhalten, wenn gleich die nicht unbedeutenden Koſten, die ſie verurſacht, zu manchen Bedenklichkeiten dabei Veranlaſſung geben ſollten.

In ſeinem jetzigen Wirkungskreiſe hat nun Herr von Lichtenſtein ſeine frühern theatraliſchen Beſtrebungen gänzlich zu vergeſſen geſucht. Und auch das Publicum hat ſie vergeſſen, ſowohl ſein Drama „Ferdusi,“ einen lyriſchen Süßholzabſud auf den alten Dichter des Schah-Nameh, als auch das einmal über

Nacht erschienene Broschürchen gegen den damaligen Theaterintendanten Stich, eine Art von dramaturgischem „Altbaiern," welches aber nicht so sicher zum Ziele geführt hat, als das politische. —

Um meine Gallerie der Münchener Blätter zu vervollständigen, muß ich noch der „Baierischen Annalen" Erwähnung thun, einer Wochenschrift, welche alle alten, langweiligen Literaturzeitungen, die bereits lange schlafen gegangen, wieder in's Leben zu rufen bemüht ist. Da stehen sie nun, diese Annalen, und schauen mit dem bleichen Gesichte und den schläfrigen Augen, wie ein überwachter Schulpedant in der Schlafmütze, in's frische, jugendliche, rasche, überstürzende Treiben der Welt und sprechen über Alles, ohne eigentlich zu wissen, was sie sagen wollen, weil sie nach dem alten Sprichworte: „nie wissen, was die Glocke geschlagen hat."

Auch Schelling hat sich schon in diesen Annalen drucken lassen, auch Görres, Schubert, der Sinologe Neumann, der mann- und turnhafte Maßmann. Will man das für die Gelehrtenaristocratie München's gelten lassen? Meinthalben; ich habe nichts dagegen! aber die Annalen sind dennoch ein langweiliges Product, trocken und unfruchtbar, ohne Witz und Geist und Geschmack. Ich bin überzeugt, daß die Mitarbeiter über mein Urtheil Nasen rümpfen und Achseln zucken und dabei von der jetzt grassirenden seichten Alltäglichkeit sprechen werden; die Mitarbeiter verste-

hen es eben nicht beſſer — die Leſer habe ich auf meiner Seite.

Ich glaubte nun, das Münchener Zeitungs- und Journalweſen hinlänglich beleuchtet zu haben, und griff, um zu ſehen, ob Niemand vergeſſen worden ſey, nach einem Büchlein, das unter dem Titel: „das gelehrte München“ kürzlich erſchienen war.

Durch Zufall fielen mir unter dem Buchſtaben „S“, die Namen: Saphir, Schaden und Schelling auf, und dieſer alphabetiſche Witz brachte mir den Herausgeber des Büchleins ſelbſt ins Gedächtniß, den ich auf dem Titel ganz überſehen hatte, und der doch ſo ſehr verdient, in gegenwärtigem Tableau ſeine ihm gebührende Stelle auszufüllen.

Nur *ein* Zweig der Schriftſtellerei iſt es, der hier recht eigentlich goldene Blüten treibt, und das iſt derjenige, der ſich mit den Beſchreibungen von München und deſſen Umgebungen befaßt. Herr Sauer, ein bekannter Buchhändler, bearbeitet dieß Feld mit unermüdlichem Fleiße. Stets neu und neu erſcheinen „die humoriſtiſch-topographiſch-ſtatiſtiſchen Beſchreibungen“ bei ihm, eine verſchlingt die andere, und es gibt keinen Winkel, keinen Stein am Starnbergerſee, den er nicht beſchreiben ließ oder lithographirt herausgegeben hätte.

Der Hauptverfertiger derſelben und mithin Hauptlieferant des Herrn Sauer iſt nun aber jener Herr von Schaden, auf den ich kommen wollte.

Man erinnert ſich vielleicht noch hin und wieder, wie Adolph von Schaden vor ungefähr zwanzig Jahren in Verbindung mit Julius von Voß in Berlin auftrat, und welche triviale und zotige Kinder aus dieſer geiſtigen Vermählung an das Licht der Welt gezogen wurden. Dieſe Ehe iſt längſt gelöſ't, und beide Gatten, von denen der Eine neulich ſtarb, faſt gänzlich verſchollen, eben ſo ſind jene Kinder von den Leuten von Heute nicht mehr gekannt.

So ſeltſam iſt's in München. Während Männer, die jetzt in Deutſchland eines allgemeinen Rufes genießen, völlig ungekannt und unbeachtet in München ſind, leben Andere, deren ephemerer Ruf längſt verflogen iſt, hier in einer unausgeſetzten Thätigkeit, von der das übrige Deutſchland keine Ahnung hat. Schaden iſt in dem Fache dieſer Beſchreibungsliteratur unermüdet und unerſchöpflich. Stets weiß er neue Titel zu erſinnen, um ſeiner Verlagshandlung Muth und Hoffnung zu machen, und ſeine große Induſtrie iſt wahrhaft bewundernswerth. Kürzlich hatte er den köſtlichen Einfall, zu ſeiner humoriſtiſch-topographiſch-ſtatiſtiſchen Beſchreibung des Schlier- und Tegernſee's, ein zweites Titelblatt zu geben: „Neue Reiſebilder in Heine's Manier.“

Daß der Verleger darüber auſſer ſich war, kann Jeder leicht denken. In neueſter Zeit hat wohl nichts ſolch' Aufſehen bei der Leſewelt gemacht, wie Heine's Reiſebilder; nichts von dieſer Gattung von Schriften einen ſtärkern Abſatz in ſo kurzer Zeit erlebt. „Scha-

den copirt Heine — übertrifft ihn wohl gar!“ dachte der Verleger, „und iſt nicht ſo ſchwer zu honoriren!“

Wodurch hat Herr von Schaden nun aber dieſe Hoffnung des Verlegers gerechtfertigt? — Durch nichts als den Titel eben; das Ganze iſt eine trockene Beſchreibung geblieben, wie er ſie ſchon oft geliefert hat. Nur einmal wird er drollig-burlesk, und wirft ohne Sinn und Verſtand eine Epiſtel zwiſchen den Schlier- und Tegernſee, klopft dabei Heine gutmüthig auf die Schulter, rückt die ſchwarze Nachtmütze ein wenig, und apoſtrophirt ihn: „Bruder im Geiſte!“

Bruckbräu in ſeinem Converſationsblatte ärgerte ſich ächt patriotiſch darüber, daß ein Baier, ein Mann wie Schaden, von dem elenden Scribenten Heine, einen Titel geborgt und noch dazu deſſen Namen, an der Stirne ſeines Buches genannt habe. Er rief ihm vor aller Welt den Troſt zu: „Heine ſey noch im Kinderröckchen umhergelaufen, wie er (Schaden) ſchon viele Bücher geſchrieben hatte. Heine würde nie einen ſolchen Platz wie Schaden in der deutſchen Literatur einnehmen.“ —

Und darin kann man dem Manne nicht widerſprechen. Schaden iſt übrigens noch Referent des Blattes „Unſer Planet.“ —

Ich durchblätt're nun von Neuem Schaden's „gelehrtes München,“ um für meine Gallerie noch mehr Figuren zu haben. Welche ärmliche Ausbeute! —

Kiebe? — Ein dicker, alter Hofrath, ſonſt Herausgeber der Zeitſchrift Flora und ein Schrecken der Co-

möbianten, der jetzt nur noch das Staats-Handbuch, eine Art von Adreßkalender, redigirt, und sich nebenher damit beschäftigt, auf Saphir zu schimpfen. Er soll den Mater Hahn aus der Ferne durch das selbstgedichtete Kriegslied:

„Hau' zu den Juden!"

mächtig angefeuert haben, als dieser den pöbelhaften Angriff auf Saphir wagte; dieses war sein letzter poetischer Versuch, der ihm die Hinausweisung aus dem Museum eintrug; in früherer Zeit dichtete er auch für das Theater, so ist z. B. das Vorspiel bei der Eröffnung des neuen Comödienhauses von ihm verfertigt worden. —

Caspar? — Richtig. Der kleine Regierungsrath, der eine Zeitlang die Bruckbräu'schen Blätter redigirte, und dabei Schauspiele schreibt. Der Mann hat mir ganz unaufgefordert Beweise seiner Discretion als Redacteur, und seiner Vortrefflichkeit als Dichter abgelegt, und seine klägliche Gestalt, sein abgetragenes Röckchen, sein zerdrückter Hut schweben mir in diesem Augenblicke vor den Augen und stimmen mich ganz weich. —

Ein Unbekannter drängt sich noch hinzu, um raschen Schrittes den Beschauern des Panorama's vorüberzueilen. Er bringt ein kleines Büchlein, 86 Seiten mit mehren Titelblättern und splendid gedruckt. Es heißt: Skizzenbuch von Phantasus. Es steckt ein Incognito dahinter, das Buch ist „der Fürstin S. W." gewidmet. Man sollte auf einen vor-

nehmen Verfaſſer ſchließen, wenn man nicht wüßte, wie oft die Leſer ſchon hinter's Licht geführt wurden. Schon im vorigen Jahrhunderte gab ein junger Menſch eine Reihe intereſſanter Romane heraus, und machte ſich dabei den Spaß, die Vorreden derſelben aus Madrid zu datiren und „Marquis von Groſſe" zu unterzeichnen, obgleich er irgendwo in Deutſchland ſaß und Schmidt, Maier oder Schulze hieß. —

Dieſes Ariſtocratenweſen in unſerer Literatur gewinnt aber nun auf eine wahrhaft lächerliche Weiſe an Umfang. Seitdem der Verſtorbene von einem glänzenden Erfolge getragen, ſeine bunten Anſichten im bunteſten Geſchmacke regelmäßig zu Markte bringt, will Alles die vornehme Maske vorbinden. Einige Grafen und Barone ſchreiben, und verbergen ſich ſo ſchlecht und leicht, daß man den Zipfel mit dem alten Wappen deutlich erſpähen kann; nicht ohne Neid ſieht Jung und Alt darauf hin. Vornehmheit iſt die Loſung — Alles will vornehm ſeyn! Man iſt zerriſſen, nachläßig, breit, fein, geſpreizt, langweilig! Man enthüllt alle vornehmen Geheimniſſe; ſelbſt die höhere Küche muß heran und man will der Notüre die Schule der Höflichkeit zeigen. Aber nicht blos Altadelige thun vornehm, auch die Söhne der Tuchmacher und Leinweber wollen es ſeyn. Der alte Regierungsrath Rehfues thut, als wär' er Metternich und Talleyrand wenigſtens an die Seite zu ſetzen; Immermann, ein anderer preußiſcher Regierungsrath, bläht ſich nicht minder auf; Laube will mit einem

Male ein feiner, hochgestellter Mann erscheinen. Und was gilt die Wette! Müller, Bruckbräu und Consorten, nehmen bald ihre Tabagieschilder ab, und nennen ihre literarischen Kneipen: Salon! —

Ich traue meinem Phantasus eine eben solche Schalkhaftigkeit zu, und citire ihn daher ohne Umstände.

Man höre ihn selbst:

„Die Sonne stand schon ziemlich hoch, daher auch die Hitze schon begann, weswegen wir sie das dunkle Pinienwäldchen aufsuchen sehen, woselbst sich die Reizende auf eine Ruhebank niederließ.“ — — Da spricht ihr Jüngling zu ihr: „Du hast geweint, Geliebte? Folge mir in ein fernes Land; suchen wir einen stillen Ort, wo wir ungestört dem Glücke ewiger Liebe und Freundschaft leben können, woselbst eine neue Glaubenslehre blüht, nach deren menschenfreundlicher Milde uns längsterfehnte Vereinigung entgegenlächelt. — Fieberschauer durchrieselte der Gräfin Leib!“ —

Am Schlusse gibt uns Phantasus einen Schattenriß: Pfarrers Röschen betitelt, nach Bürger's Gedicht: des Pfarrers Tochter von Taubenhain. Welche Schilderung entwirft er von der Scene in der Laube, wie himmlisch weiß er diesen „Schatten zu reißen“ und ein zauberisches Licht an seine Stelle treten zu lassen. Also — „die Laube.“ —

„Wo der vorwitzige Mond hindurchblickte, das blaßgewordene Antlitz des lüsternen Kindes bescheinend,

mit halbgeöffnetem Mund, aus dem eine Perlenreihe blanker Zähne blitzte; die holden Aeuglein in übermäßiger Luſt erglänzend, und ſie ließ es geſchehen, als des koſen Junkers Hand die Hülle des Buſens luftete, ließ es geſchehen, daß er ſie leiſe auf die moſige Bank ſtreckte, ... daß .... daß? ...." —

Was iſt Heine-Schnabelewopski's Gedankenſtrich, der ein Sopha bedeutet, gegen dieſes Fragezeichen, das eine ganze Suite von Seligkeiten einhüllt — und dann noch die Punkte und zum Schluſſe ſogar der Gedankenſtrich auch, hier eine Raſenbank in der Laube andeutend! Gäbe es eine Fürſtin S. W in der Welt, ſie müßte über die Widmung des Skizzenbuchs, ſchon dieſer einzigen Stelle wegen außer ſich gerathen. Aber wie geſagt, es iſt eine moderne Maske der Schriftſteller geworden, ſich „vornehm" zu ſtellen, und die Fürſtin, ſo wie Phantaſus, ſind ganz gewöhnliche Perſonen, wenn gleich Letzterer als Dichter und Skizziſt keineswegs gewöhnlich genannt werden darf. —

Hier will ich nun aber meine Wanderung durch die Münchener ſchöne Literatur beſchließen, ſie war lang und ermüdend. Von der königlichen Halle ſtiegen wir nieder und im Garten des Pfarrers zu Taubenhain ſehen wir uns am Ziel. Alles, was nicht einen näheren Bezug auf München hatte, iſt uns ſeitwärts liegen geblieben.

Jetzt noch beim nach Hauſe gehen einen Blick in ein Caffeehaus. Es iſt hier eng, finſter und ſchmutzig, wie man es in vielen Gegenden Deutſchlands

nun eben liebt, und dann: gemüthlich, traulich, heimlich zu benennen pflegt. Das Caffehaus liegt in einem cul de sac, hat zwei Ausgänge und ist daher für Viele bequem. Eine freundliche, hubsche Wirthin trägt noch überdieß dazu bei, daß es den ganzen Tag nicht an Besuchern fehlt. Leute, die uns nicht das geringste Interesse einflößen, spielen hier unaufhörlich Schach und Domino. Nur Abends, wenn ein mystisches Dunkel sich im Saale verbreitet, reihen sich junge Männer im Kreise, die lebendig, laut, endlich heftig miteinander sprechen. Es sind einige Maler und ein Paar Schriftsteller, die für kurze Zeit in München stationär sind, und hier einen lebendigen Ideenaustausch treiben.

Der lange Mann mit der ernsten, doch milden Miene und dem starken Barte, verräth sogleich in seinem Aeußern den Ausländer. Man ist geneigt, ihn für einen Italiener zu halten. Es ist Lotichius, der so eben von einem langen Aufenthalte in Italien zurückkehrt, der „Deutschitaliener L.....s," im Morgenblatte, aus dessen freundlichen Schilderungen die Freude hervorbricht, die er empfindet, endlich wieder im Vaterlande zu seyn. Er ist ein Hesse. Unabhängig, wie er war, schien es ihm interessant, die Einladung des Fürsten Bacciochi, Napoleon's Schwager, anzunehmen, der ihn mit der Erziehung seines Sohnes beauftragte. Nachdem er zwölf Jahre in diesem Verhältnisse gestanden, und mit den merkwürdigsten Personen der Familie Napoleon's in nähere Berüh-

rung gerathen war, kam ſein Rivale, durch einen Sturz vom Pferde, in Rom um's Leben, und Lotichios kehrte nach Deutſchland zurück. Wir haben ſehr intereſſante Mittheilungen von ihm zu erwarten. Er kennt Italien, wie Wenige; die glänzendſten Zirkel öffneten ſich ihm, und zu den maleriſchen Partien des Volkslebens zog ihn das Gemüth des deutſchen Beobachters. Seine friſcheſten, pikanteſten Schilderungen hat er in einem Gedichte niedergelegt, womit er bald vor das Publicum zu treten gedenkt.

Jener kleine, bleiche junge Menſch, mit den blonden Haaren, faſt bartlos, um deſſen Mund ſtets ein ſpöttiſches Lächeln ſpielt, der ſo unnachahmlich nachläſſig ſich in die Stuhllehne wirft, und mit den geiſtreichen Augen ſcharf einen Gegenſtand zu faſſen ſcheint, iſt „der Narr, der an ſeine Närrin" ſchrieb, der Verfaſſer des „Maha Guru," der „öffentlichen Charactere" in der allgemeinen Zeitung, und dabei erſt ein und zwanzig Jahre alt! Er ſpricht ſehr langſam und gemeſſen und geſticulirt dabei ein wenig mit den Händen. Sein Nachbar, bleich und hohläugig, kurz lächelnd und ihm ſtets ſchnell in's Wort fallend mit „Hm! hm!" und „Ja, ja!" iſt Schottky ſelbſt, der zu der meiſterhaften Schilderung in der eleganten Zeitung ſitzen mußte, die ſich Allem an die Seite ſtellen läßt, was Engländer und Franzoſen in ſolcher Gattung beſitzen.

Ein anderer Jüngling, nicht einmal ſo alt wie Gutzkow, mit einer herrlichen Ruhe begabt, und von

sehr markirtem Aeußern, ist Friedrich Rohmer. Ich hege eine starke Vorliebe für ihn, und daher will ich hier nichts weiter über ihn sagen. Er hat noch nichts der Oeffentlichkeit übergeben; ich hoffe aber, daß er einst von sich sprechen machen wird. Ihn hier wenigstens zu nennen war mir Bedürfniß, auch konnte ich ihn in dem Kreise, den ich andeuten wollte, nicht wohl übergehen, da er eine der hervorragendsten Figuren darin war, und sich durch seine laute Opposition sehr bemerkbar zu machen wußte.

Alles, was wir hier noch antreffen, ist fremd und steht zu dem eigentlichen Münchener Treiben in keinem Rapport. Wie es denn auch, ohne daß man es erst anzuführen braucht, verstanden wird, daß die wahrhaft Gebildeten in München mit dem oben geschilderten Journal- und Schriftstellerwesen keine Gemeinschaft haben können.

Nur mit Widerwillen betrat ich daher dieses Revier und nur die Liebe zur Wahrheit vermochte diesen Widerwillen zu beilegen. Diese Partie des Münchener Treibens ist so gar nicht im Auslande bekannt; diese Leute, die sich hier Schriftsteller nennen, und Redacteure heißen, so baar an Kenntnissen, plump, inhuman, unbekannt mit Allem, was die Ehre und Würde eines Literaten erheischt, die sich anmaßend genug die öffentliche Stimme nennen, und dabei keinen Begriff haben von dem, was in diesem Augenblick in Literatur, Kunst und Leben die Welt interessirt und bewegt, sie durften hier nicht übergangen

werden, und werfen nun leider einen tiefen Schatten auf das größtentheils heit're Bild!

Schnell! eine rasche Wendung bringt sie uns aus dem Gesichte! hoffentlich für immer. — Im dritten, äußersten Postrayon des kleinen Königreichs Baiern verfliegt diese ganze Literatur; über der Gränze ist keine Spur mehr davon anzutreffen. Gottlob! Wir heben unsere Blicke wieder zu Größen, deren Ruhm weiter reicht; weg von dem stehenden Sumpfe menschlicher Niedrigkeit zu dem schön bewegten Elemente eines reichen Künstlerlebens!

Ein Künstlerleben.

Werfen wir einen Blick auf jenen schönen Platz, mit geschorenen Grasstücken, duftigen Boskets, der marmornen Glyptothek, den Säulenschaften zur Basilika und den vielen freundlichen Villen! Hier wohnen die Künstler; ich möchte diesen Theil der Stadt das griechische Viertel nennen, wie man das Viertel der Universität in Paris das lateinische benennt. In jenem rothen Hause wohnt Thiersch, dort in dem großen Eckhause hat Bandel sein Bildhaueratelier aufgeschlagen, hier wohnt Schnorr, drüben Zimmermann, auch die Schröder unweit davon — überall blicken uns durch die geöffneten Fenster, Modelle, Pasten, Acte, Staffeleien, Pallete, Bilder und Statuen an; hier ist sie heimisch, die Kunst! Nur etwas weniger Sturm und rauhe Luft, und man könnte sich in dieser Umgebung ziemlich wohl befinden. — Wir wollen uns einen recht sonnigen Morgen zu unserem Besuche auserwählen. Hundert Schritte von hier fangen die Bierkeller an, wir müssen uns auf einen kleinen Raum beschränken. —

Wer ſendet die Töne zu uns hernieder, dort aus jenem einzeln ſtehenden Hauſe? — Es iſt eine Clarinette, die mit Meiſterſchaft geblaſen wird. Auch hier wohnt ein Künſtler, ſo bedeutend als Alle, die ich oben nannte, auch er iſt in ſeinem Atelier beſchäftigt, er ſchafft Gebilde wie die Andern, er thürmt einen Bau von Tönen auf — Luftſchlöſſer, nichts Anders — da gibt es nichts zu zeigen. Wollen wir zu ihm hinauf ſteigen, ihn belauſchen während des Schaffens? Ja! dann wär's möglich, ſich ſeiner Kunſt zu bemächtigen. Aber ſo wie wir eintreten, legt er das Inſtrument weg, und nichts vermag ihn dazu, es wieder anzuſetzen. Es iſt die Stunde der Uebung, er nennt dieß unvollkommene Verſuche, und will ſich ſo ſelbſt ſeinen beſten Freunden nicht zeigen. Sey es immerhin Beſcheidenheit, wir zürnen ihm dennoch! Wir blicken rings umher — aber welche Ausbeute vermag das Atelier eines Clarinettiſten zu ſpenden? Noten? die uns traurig-ſchwarz vom weißen Grunde anſehen. Inſtrumente? runde, ausgehölte Holzſtücke! So ſollen wir denn ganz leer dieſes Künſtlers Atelier verlaſſen? Nichts mitnehmen, was uns eine bleibende Freude machen könnte? Je nun, wir wollen einmal den Künſtler ſelbſt näher betrachten, ſein Leben mag uns Stoff bieten, der Muſiker ſoll uns ſeine maleriſche Seite leihen, ſie wird ſich intereſſant genug darſtellen, auf's Wort! denn ich ſpreche hier von Baermann!

Er iſt jetzt funfzig Jahre alt; Potsdam iſt ſeine Vaterſtadt; den erſten Muſikunterricht erhielt er in

der dortigen Militärmusik-Schule. Mit vierzehn Jahren war er schon Hoboist der Leibgarde, mit einundzwanzig blies er bei Jena zum verderblichen Tanze auf, und gerieth auf der Flucht bei Prenzlow in französische Kriegsgefangenschaft.

Es war damals einen eiserne Zeit voll Kanonendonner und Feldgeschrei, und junge Leute mit friedlichem Sinne und von heitern Talenten wurden fortgerissen von dem gewaltigen Orcane, der zu Anfang des Jahrhunderts die Welt durchsauf'te; dann wurden sie auf irgend ein blutiges Schlachtfeld geschleudert, weit weg von ihren gewohnten Bestrebungen, von ihren Neigungen, ihrem Studium, ihrer Kunst und ihren Lebensplanen.

Die jungen Leute von jetzt haben keinen Begriff davon. Sie finden kein gewaltiges Geschick, das sie beherrscht, keine Macht, die unbedingte Folgsamkeit fordert, keine Nothwendigkeit, die sie der Gefahr blosstellt; sie finden nichts als eine geduldige, alte Welt, die zu ihren eigenen Schwächen wohlgefällig lächelt, aber sie dennoch nicht ablegen will, und woran jene bequem herumreformiren können, ohne daß man deßhalb die geringste Veränderung spürt.

Unser Künstler aber marschirte in jener unruhvollen Zeit an der Spitze des zweiten Garderegiments blasend einher. Alle die genialen Verbesserungen in der Behandlung seines Instruments, alle jene schmelzenden Melodien und rührenden Töne, die in seinem Gemüthe noch umhüllt lagen, durften noch nicht er-

weckt werden, um ihre spätere Wirkung nicht gänzlich zu verlieren und ohne Nachhall zu verklingen, wie so viel Schönes in jenen Tagen. —

Louis Ferdinand, dieser königliche Prinz par excellence, der zu so vielen Neigungen, die er großartig umfaßte, auch wie bekannt Musik zählte, hatte mehre seiner Compositionen mit ziemlich schweren Klarinettpartien versehen, und berief schon im Jahre 1804 Baermann nach Berlin, um an seinen musikalischen Unterhaltungen Theil zu nehmen. Er bezeigte dem jungen Künstler seine Zufriedenheit, und diese Ermunterung wirkte sehr wohlthuend auf ihn, der durch den militärischen Zwang, worin er lebte, bereits sehr niedergedrückt war. Die Beschwerden des Marsches, die Drangsale, der unglückliche Ausgang der Schlacht, die französische Kriegsgefangenschaft endlich waren nicht im Stande, ihn zu erheben, vielmehr gränzte sein Zustand an Verzweiflung, bis daß es ihm gelang, die Aufmerksamkeit der Escorte zu täuschen und zu entfliehen. Er erreichte glücklich Berlin, wo sich damals der Kronprinz von Baiern aufhielt, der ihm ein Schreiben an seinen Vater gab, und ihn dadurch ermunterte, nach München zu reisen.

Hier befand sich Baermann in einer neuen Welt. Sitten und Sprache waren ihm fremdartiger als sie jetzt dem Norddeutschen erscheinen, weil der Verkehr gehemmt war, und das Reisen überhaupt noch nicht so üblich und leicht zu bewerkstelligen. Es gab in jenem Augenblicke kein Deutschland mehr, und der Preuße

befand sich in Baiern nicht heimischer, wie jenseits der Alpen oder des Meeres. In seinem Vaterlande, welche trostlose Aufregung, eine Hauptstadt ohne Hofhalt, eine verlorene Hauptschlacht vor ihren Thoren, überall ein Alles verhöhnender Feind; hier in Baiern, am Hofe des Königs Maximilian Joseph, der Glanz einer jungen Königswürde, die Vermählung der ältesten Tochter des Hauses mit dem Vice-König von Italien, ein Asyl für alle Künste, um solche Ereignisse zu verherrlichen. Der flüchtige Preuße mit seiner Clarinette mußte willkommen seyn, und das so innig stammverwandte Volk sollte ihm nicht lange fremd bleiben.

Gleich nach dem ersten Hofconcerte, worin er sich hören ließ, wurde er als erster Clarinettist der Capelle engagirt. Nachdem 1809 sich die früheren Verhältnisse in Berlin wieder ordneten, organisirte man auch die königliche Capelle auf's Neue, und berief die abwesenden Virtuosen zurück.

Baermann glaubte ohne Erlaubniß seines Landesherrn nicht in fremden Diensten bleiben zu dürfen, und erklärte sich bereit, für die Hälfte seines bairischen Gehalts nach Preußen zurückkehren zu wollen. Man antwortete ihm: „daß S. M. sich freuete, daß ihm ein Glück in der Fremde zu Theil geworden, welches ihm sein Vaterland für jetzt nicht bieten könne."

Hiemit beruhigt blieb er in München.— Baermann's erste Kunstreise fiel in das Jahr 1808, wo er in Gesellschaft des Violoncellisten Legrand die Schweiz und das südliche Frankreich bereiste. Die günstige Auf-

nahme, die ihm überall zu Theil ward, ſollte jedoch nur als Vorſpiel zu ſeinen nachfolgenden Triumphen gelten.

1811 kam Carl Maria von Weber nach München. Der bleiche, ſchwärmeriſche Kopf, mit den dünnen Haaren, der kleine, unanſehnliche Körper, der ſich mühſam auf dem ſchwachen Fußgeſtelle fortbewegte, waren damals noch nicht im Stande, beim erſten Erſcheinen jene Achtung einzuflößen, die ihm zehn Jahre ſpäter mit Enthuſiasmus gezollt wurde, als Preciosa und der Freiſchütz von allen Lippen ſchallten und in allen Herzen wohnten, und das ganze deutſche Volk in Zigeuner und Jäger ſich verwandelt hatte.

Es war um die Zeit, als Vogler ſein muſikaliſches Erziehungsinſtitut aufgegeben hatte, und die darin gebildeten jungen Meiſter ihre erſten Flüge verſuchten.

Weber gab in München ein Concert, und wünſchte, daß ſich Baermann darin hören laſſe. Dieß war die Veranlaſſung des herrlichen Concertino in C moll, welches er für ſeinen Freund ſetzte, und das mit ſolch' glänzendem Erfolge belohnt wurde, daß Weber von dem Könige von Baiern den Auftrag erhielt, für ſeinen erſten Clarinettiſten noch andere Werke zu ſchreiben, welches den zwei berühmten großen Concerten in F moll und Es dur ihre Entſtehung gab.

Dieſer wechſelſeitige Rapport machte aus beiden Künſtlern innige Freunde, und ſie beſchloßen eine Reiſe

über Prag, Dresden, Weimar, Gotha nach Berlin gemeinschaftlich zu unternehmen.

Eine characteristische Anekdote, Weber betreffend, möge hier einen Platz finden. —

Während des Aufenthalts in Prag forderte man Beide auf, in einer vornehmen Abendgesellschaft sich in einem Duette hören zu lassen. Vergebens suchen sie Ausflüchte, das Drängen und Bitten wird dadurch nicht beschwichtigt. Weber findet endlich die triftige Entschuldigung, daß das Piano nicht gleiche Stimmung mit der Clarinette habe, aber auch das soll nicht gelten. Die rasenden Dilettanten wollen sogleich den Stimmer herbeirufen lassen, und nur das Versprechen, für den folgenden Abend ihnen den Willen zu thun, befreit die ganze Gesellschaft von dem ewigen Hämmern und Anschlagen, rettet die Conversation und beflügelt die Sehnsucht auf den morgenden, durch nichts verkümmerten Genuß. —

Mitternacht war vorüber, als Bärmann und Weber den Zirkel verließen, und recht herzlich über das Acharnement der Dilettanten lachten, sich jedoch mit einem Male sehr ernst an ihr gegebenes Wort erinnerten, und mit Schrecken sich gestehen mußten, daß Keiner von ihnen ein Musikstück dieser Art besitze. Was war zu thun? kein ersprießlicher Gedanke wollte herbeifliegen, und sie legten sich schlafen, das holde Glück erwartend. Kaum graute der Tag, da sprang Weber aus dem Bette, um ein Thema aus seiner „Silvana" zu variiren; Baermann mußte eine Varia-

tion für ſein Inſtrument dazu liefern, und der Mittag war noch nicht da, ſo ſpielten ſie ſchon die flüchtig ſkizzirten Bdur-Variationen, die dieſen Abend die Geſellſchaft electriſiren ſollten, und jetzt ſo allgemein bekannt geworden ſind.

Baermann mußte in Berlin die traurige Erfahrung machen, daß ſein genialer Kunſtgenoſſe und Reiſegefährte auf die ungerechteſte Weiſe beurtheilt wurde. Man ſagte ihm unverholen: „daß man nicht begreife, ihn in der Geſellſchaft dieſes muſikaliſchen Narren anzutreffen.“

Man wird ſich über dieſe Aeußerung nicht wundern, wenn ich ihre Urſache hier enthülle; denn ſo ſehr ſich Geſchmack und Bildung ſeit zwanzig Jahren geändert haben mögen, ſo ſind gewiſſe Dinge dafür ganz unwandelbar geblieben. Unverſtand, Neid, Bosheit, Scheelſucht, Anmaßung und der Widerwille gegen Neuerungen in den Künſten bei jenen alten Machthabern, die das Heft für immer in den Händen zu haben wähnen. Dem vergötterten Vater des Freiſchützen ging es eben nicht beſſer.

Damals war dieſer Zwillingsbruder, ſeiner Silvana, noch nicht geboren, die als ein halbwildes, glühendes, doch reizendes und in lieblicher Naivität getauchtes Waldmädchen über die Bretter des Berliner Opernhauſes ſpringen ſollte. Man hatte, um ihre Bekanntſchaft zu machen, eine Probe veranſtaltet. Doch dem armen naiven Geſchöpfe war von ſeinem Vater ein Gefolge ernſter Hörner und anderer Beſchützer auf

den Weg beigegeben worden, und gegen diese verschworen sich nun die feindseligen Mächte.

Die Sänger, welche ihre Stimmen erst bei dem Eintritt in den Probesaal erhielten, tappten unsicher hin und her, kirten und fehlten in Einem fort, während die Hörner, vom Componisten in verschiedener Stimmung behandelt, in gleichem Tone dazu geblasen wurden. Es war eine Kakophonie zum Tollwerden, man warf Noten und Instrumente unwillig weg und beehrte Weber mit dem Titel eines Rasenden, der es auf nichts Unbedeutenderes abgesehen habe als dem gesammten Menschengeschlechte die Musik auf ewig zu verleiden.

Nun kann man sich vorstellen, welchen Begriff die Leute von Baermann faßten, der nicht nur dieses musikalische Ungeheuer mit sich herumführte, sondern ganz im Ernste die Absicht zeigte, ein Concert von ihm zu blasen. Berlins damalige Dilettanti klapperten mit den Zähnen.

Die Concertprobe war da, Weber selbst zugegen. Das Tutti begann, und die Hörner zeigten dieselbe Vortrefflichkeit, wie bei der Silvana.

„Mein Herr", sagte der bescheidene, reizbare Mann, der jede Kränkung desto tiefer fühlte, und darum so jung in London darauf gehen mußte — „mein Herr, wenn man in der Probe meiner Oper nicht gewissenhafter mit dem, was ich geschrieben habe, umgegangen ist, so wundere ich mich nicht, daß man mich hier für einen Besessenen hält." —

Er berichtigte hierauf sehr gelassen die Stimmen, instruirte die Musiker und wandte sich lächelnd zum Dirigenten: „Nun hoffe ich, soll es wohl anders klingen.“ Und kaum war das Tutti vorüber, so erschallte ihm ein anhaltendes Bravo, und das Entzücken wuchs bis zum Ende. Von diesem Augenblicke an ward Weber der Gegenstand einer allgemeinen Verehrung, und jene Gegner, die sein Talent gern in Schatten zu stellen wünschten, mußten sich beschämt zurückziehen.

Sein Concert in Es dur, welches Bärmann entzückend vortrug, steigerte noch diesen Enthusiasmus für ihn.

Im Jahre 1815 ließ unser Virtuose sich in Wien hören. Meyerbeer, der eben anwesend war, componirte ein Quintett für ihn. Hier erregte am Meisten sein unübertrefflicher Gesang auf der Clarinette die Bewunderung der Zuhörer. Die ersten Kunstkenner behaupteten, daß die Sänger es nicht versäumen sollten, bei Baermann die Geheimnisse zu erforschen über Ansetzen, Bilden, Schwellen und Hinsterben des Tones, über seelenvollen Vortrag, Athemholen, Triller und alle jene Eigenschaften, die der gebildete Sänger so sehr wünschen muß in der Vollkommenheit zu besitzen. Der kunstliebende Fürst Lobkowitz nahm ihn besonders in Affection.

In Venedig 1815 erreichte der Beifall eine noch größere Höhe. Es scheint aber auch, daß Baermann von Jahr zu Jahr seine Art des Spiels immer kunst-

voller entwickelte, und, durch Selbstvertrauen gestärkt, mehr Kühnheit entfaltete. Venetianische Blätter aus jener Zeit bestätigen diese Meinung vollkommen. Es verdient noch Erwähnung, daß in Baermann's Concert zu Venedig zum ersten Male eine Symphonie von Beethoven gehört wurde. Sie fand enthusiastischen Beifall.

Nun beschloß Bärmann einen kühnern Flug zu wagen; die letzten Erfolge ermuthigten ihn dazu.— Nicht wahr, das Leben eines solchen Mannes gleicht einem beständigen Triumphzuge? Von einer Hauptstadt in die Andere, aus einem glänzenden Saale in den Andern, vor den Ersten und Höchsten eine bezaubernde Kunst zu entfalten, empfangen, gehuldigt, belohnt! und dann die Thräne in schönen Augen, die Sehnsucht im aufwallenden Busen, der angehaltene Athem beim Piano; die Lust, die Freude in allen Mienen beim Forte! Es ruht ein Zauber in der Clarinette, das ist gewiß; glücklich, der ihn zu wecken versteht, wie Baermann.

Paris war 1817 und 18 sein Ziel. Hier gab er in Verbindung mit Madame Catalani eine Reihe von Concerten, die damals der allgemeine Gegenstand der Conversation waren. Die Gazette de France vom 2. Februar 1818 sagt: „On n'a jamais rien entendu dans ce genre d'aussi merveilleux, d'aussi séducteur.“ — „Mr. Baermann fait des prodiges sur la Clarinette, mais il charme autant qu'il étonne.“ — Alle Urtheile nannten ihn: la première Clarinette de l'Europe.“

1819 wurde Baermann von seinem alten Freunde Weber nach Dresden eingeladen. Er spielte mehre Male bei Hof, und verlebte dann 6 glückliche Wochen im Hause seines Freundes, der damals in Osterwitz, in der Nähe von Pillnitz wohnte, und seinen Freischütz schrieb.

1820 war Bärmann in London und mußte auf besondere Einladung des Prinz-Regenten einige Zimmer im Palaste von Brighton beziehen. Dieser musikliebende Prinz nahm unsern Künstler auf das Huldvollste auf, und seine berühmte Harmoniemusik mußte drei Stunden vor dem fremden Musiker spielen, wobei der Prinz zugegen blieb und in seinen Bemerkungen so tiefe Kenntnisse entwickelte, daß sie selbst einen Musiker vom Fache Ehre zu machen, im Stande gewesen wären. An drei hinter einander folgenden Abenden spielte Bärmann in dem Zirkel des Prinz-Regenten, der ihm dabei immer zur Seite stand, und es sich nicht nehmen ließ, ihm selbst die Notenblätter umzuwenden.

Die philharmonische Gesellschaft in London, mit welcher er schon früher einen Vertrag geschlossen hatte, entzog ihn jedoch diesem glänzenden Kreise, und er eilte, seiner Verbindlichkeit nachzukommen. Schon bei der Probe erregte sein Spiel ein solches Aufsehen, daß der grade anwesende Director des Coventgardentheaters ihn sogleich für die bevorstehenden Oratorien engagirte. Auf diese Weise verlebte er sechs geräuschvolle Monate in London, belohnt und geehrt. Dabei

kein geiziger Sonderling, keine unheimliche, phantastische Gestalt in Mährchen, langen Haaren und schlotterigen Röcken eingewickelt, wie einer der Götter des Tages; sondern ein herrlicher Mensch voll Gemüth, dem Leben zugewendet, von dessen schönsten Früchten er genossen, mit Augen aus denen Seele blickt, dessen Herz offen ist der Freundschaft und jedem schönen Gefühle, und dabei einfach wie ein Deutscher, rechtlich, mild im Urtheile, Jedem zugänglich.

Sein Concert in London, zu einer Guinee Eintritt, wurde von nachfolgenden Damen patronisirt, wie es die dortige Sitte erheischt: Her Royal Highness the Duchess of York, Her Excellence the Countess of Lieven, the Right honourable the Countess of Jersey, Lady Shelly, the most noble the Marchioness of Conyngham, the Countess of St. Antonio und Mrs. Fremantle. In der That, unter solchem Patronate kann man nicht anders als glücklich seyn! Die Namen der Damen waren alle in großen Lettern auf dem Zettel zu lesen. Baermann selbst blies an diesem Abende nur Zwei Mal; das Concert enthielt aber dreizehn Stücke. Man muß sagen, daß die Londoner genügsamer für ihre Guinee waren, als die Deutschen es in solchen Fällen für den siebenten Theil einer Guinee zu seyn pflegen, die mindestens verlangen, der fremde Concertgeber solle die Hälfte der vorzutragenden Stücke übernehmen, und ihm nur immer ein Einschiebsel zum nothdürftigsten Ausruhen gestatten.

Nach seinem Concert, das eines der glänzendsten

der ganzen Season war, sollte er im Verein mit Cramer die Direction der Musik des Prinz-Regenten übernehmen. Seine Dankbarkeit gegen den König von Baiern, legte ihm jedoch die Pflicht auf, diese Ehre abzulehnen.

1821 wollte Baermann eine Reise nach St. Petersburg antreten. Bei seinem Eintreffen in Berlin machte ihm der bekannte Dichter Michael Beer den Vorschlag, ihn nach Italien zu begleiten, um seinen Bruder Meyerbeer zu besuchen. Baermann ging darauf ein. Der Ausbruch der Revolution in Neapel, den sie in Wien vernahmen, hielt sie indeß ab, weiter zu reisen. Unser Virtuose blieb jetzt vier Monate in Wien, wo er abwechselnd mit der gerade anwesenden Madame Catalani Concerte mit dem glücklichsten Erfolge gab. —

Mir sagte einst die Catalani in einer vertraulichen Unterredung, wo sie mit mir von dem großen Verluste sprach, den ihr Vermögen durch den Fall eines englischen Banquierhauses erlitten hatte: daß Lissabon der Ort gewesen wäre, wo sie das meiste Geld erworben habe, nächstdem aber St. Petersburg. Baermann bestätigte mir diesen Ausspruch in Bezug auf die letztere Stadt.

Künstler von Ruf werden im kalten Norden gewöhnlich sehr warm empfangen, und noch wärmer belohnt. 1822 sollte auch unser Virtuose diese Erfahrung machen. Er reis'te in diesem Jahre durch die Schweiz nach Straßburg, Frankfurt, Cassel, Hamburg, Riga, St. Petersburg, Moscau und zurück über War-

schau, Breslau und Prag. Er spielte zwei Mal vor dem Kaiser von Rußland und wurde mit Geschenken und Ehren überhäuft. Nach 16 Monaten kam er wieder in München an. Nun ruhete er fast vier Jahre auf seinen Lorbeern aus, bis 1827 ihn abermals die Reiselust ergriff, und er Berlin, Strelitz, Schwerin und Kopenhagen besuchte. Hier traf er wieder mit der Catalani zusammen, die jedoch jetzt nicht mehr die gefeierteste Gesangsheldin war. Sie reis'te damals, wie sie mir selbst gestand, um, wenn es möglich wäre, einen Theil ihres verlorenen Eigenthums für ihre Kinder wieder zu erwerben. Ob es ihr möglich gewesen? ich zweifle. Ihre großartige, doch sehr eigenthümliche Manier, dieses Herausschütteln der Triller, diese heftige Bewegung des Unterkiefers, diese mächtige Stimme — mächtig noch immer, aber der Frische entbehrend; man hatte viel auszustellen; die Begeisterung für sie war fort; und die kleine, lieblich flatternde Nachtigall: „Si grande dans son petit genre," wie die Regina del Canto selbst sagte, hatte längst Palme und Lorbeer und Herzen und Alles errungen, und wollte auch nicht ein Tütelchen von ihren Eroberungen wieder herausgeben. —

Baermann spielte in Kopenhagen bei Hof, und wohnte mehren Soireen des Prinzen Christian bei, der ein großer Musikfreund ist; dann gab er noch zwei Concerte vor dem Publicum. Seine Rückreise machte er über Hamburg, Braunschweig und Hannover.

Ungefähr vier Jahre lebte er dann wieder in München, wo er sehr fleißig für sein Instrument componirte. Auch hierin leistete er sehr vorzügliches, und die musikalischen Zeitungen enthalten die günstigsten Urtheile darüber. Ein großer Schatz von Compositionen ruht noch im Pulte des Künstlers. Seine größere Strenge läßt ihn noch mit der Herausgabe zögern. Ein besonderes Verdienst hat Baermann sich dadurch erworben, daß er die Quartette von Mozart, Beethoven, Haidn, Weber, Spohr u. A. für zwei Clarinette, Bassethorn und Fagott arrangirte, und dadurch diesen Instrumentalisten Gelegenheit verschaffte, sich in einem neuen Genre zu üben. Wer jemals diese Quartette von ihm selbst vortragen hörte, wird gestehen müssen, daß keine vollendetere Execution derselben denkbar ist.

Die letzte Reise machte Baermann in Begleitung seines Sohnes, der, ein Schüler von ihm, ebenfalls ein schönes Talent entfaltet, über Dresden, Berlin nach St. Petersburg. Dießmal fand er noch lebhaftere Anerkennung als bei seinem früheren Besuche, und ihm wurde die Ehre zu Theil, überall bei Hofe spielen zu dürfen.

Seit dem vorigen Jahre befindet er sich wieder in München, und obgleich er bereits funfzig Jahre alt ist, sind sein Gemüth und seine Kraft noch immer jung, sein Auge hat die Größen dieser Welt in der Nähe geschaut, und sein Blick ist dabei ungetrübt und klar geblieben.

Dieß iſt der flüchtige Lebensumriß eines ächt deutſchen Künſtlers. Man ſage nun nicht mehr, daß nur dem Fremden ſolcher Lohn erblühe; man ſpreche nicht davon, daß Abenteuerlichkeit und Charlatanerie dazu gehören, ihn zu erwerben; eine eigene günſtige Conſtellation mag freilich dazu erforderlich ſeyn, damit ſich Alles ſo geſtalte, denn ohne dieſe wäre der den Franzoſen entlaufene preußiſche Hoboiſt nie dazu gekommen, in Brighton zu wohnen, und ſich von Georg IV. die Notenblätter umwenden zu laſſen, die ihm auf der Potsdamer Parade ſonſt wohl der erſte beſte Straßenjunge vorhalten mußte. —

— — Jetzt wollen wir Abſchied von unſerem Künſtler nehmen, der eine Zierde des trefflichen Münchener Hoforcheſters bildet. Ich glaube, daß die Ausbeute ſeines Ateliers den Freunden der Kunſt nicht unintereſſant geweſen iſt.

Möchte ſie beſonders von jungen Künſtlern, die eine glänzende Laufbahn ambitionniren, beherzigt werden. Mit gränzenloſem Eifer ſich von früheſter Jugend der Kunſt hinzugeben, ſey ihnen heiligſte Pflicht. Nur unausgeſetzter Fleiß, mechaniſche Uebung und raſtloſes Bemühen, nur die beſtändige Richtung der Gedanken auf einen und denſelben Gegenſtand, nur das Verſagen und Entbehren aller Zerſtreuungen und flüchtigen Freuden ſind im Stande, jenes willkührliche Beherrſchen, jenes Spielen mit dem Schwerſten hervorzubringen, das die Welt in Erſtaunen ſetzt. Der hiezu erforderliche Ernſt fehlt aber gewöhnlich der deut-

ſchen Jugend, und beſitzt ſie ihn, ſo ſind andere Eigenſchaften damit verbunden, welche die abmattenden, gedankenloſen Uebungen eines indianiſchen Jongleurs überragen. Dann wird Allem nachgejagt; ein junger Muſiker begnügt ſich nicht damit, über ſein Inſtrument und deſſen Spiel zu denken, ſondern er will die Dichter kennen und für einen gebildeten Menſchen gelten, und competent aburtheilen; er will ebenſo über Maler ſprechen, und über Alles, was ihm in den Wurf kommt. Hiedurch zerſplittert ſich die Kraft; Univerſalität iſt nicht Jedem erreichbar; nur durch das Zuſammenhalten aller Fähigkeiten und ihre Richtung nach einem Puncte hin wird das Bewunderungswerthe hervorgebracht; und wäre es nichts Anders, als das Werfen von ſechs Kugeln in Spirallinien um den Kopf. Nebenbei wollen unſere jungen Künſtler auch das Leben genießen, und zwar auf ihre Weiſe. Eine Fahrt auf's Land, ein froher Sang bei Wein und Punſch, der tägliche Beſuch gewiſſer Vereine, wo bei Bier und Taback mit Feuer und Leben gewöhnlich um des Kaiſers Bart geſtritten wird. Aber auch dieß wendet den Sinn ganz ungebührlich nach Außen und zerſtreut Blick und Gedanken. Wie ſo anders treiben es Italiener und Franzoſen in dieſer Hinſicht; wie ernſt und entſagend, bloß ihrem Streben lebend; wie einfach in ihrer Lebensweiſe; wie gewiſſenhaft in der Benutzung ihrer Zeit. Der Deutſche, ſtatt zu lernen und zu entbehren, bleibt auf halbem Wege ſtehen und gibt Lectionen,

um ſich ein gemächlicheres Leben, wenn gleich nur nothdürftig, zu verſchaffen. In Italien gibt nur der Meiſter Lectionen, bildet ſeinen Schüler zur Vollendung, zieht aber in ſpätern Jahren einen Theil ſeines Erwerbes. Bei uns haben der halbausgebildete Lehrer, ſo wie der ſtümperhafte Schüler, ſelten eine hinreichende Einnahme. Und dabei will Alles Concerte geben, Ehre und Gold ernten, und ſieht ſich ſchmählich getäuſcht.

Aber der Sinn für die Kunſt iſt deßhalb nicht verſchwunden, nur iſt es der Mittelmäßigkeit nicht geſtattet, ihre goldenen Früchte zu pflücken. Baermann's Leben möge dazu dienen, dieſen Satz zu beweiſen; und dann ſind dieſe Zeilen nicht vergebens geſchrieben.

Der Bazar.

Das Gebäude iſt ziemlich lang und mager; es macht keinen Eindruck von der Seite des Odeonplatzes, auf der andern ſind die bekannten Freskogemälde.

Als Bazar

„wo das Herrlichſte wird zur Schau gelegt“

ſpielt es eine klägliche Rolle. Wir wollen uns gern überreden, daß es größere Herrlichkeiten in München gibt, als die hier zur Schau gelegt werden.

Alter Käſe, Nudeln, Roſoglio, Würſte, Hobelſpäne, Bretter, ordinaire Meubel zum täglichen Bedürfniß unbemittelter Leute, eine Blumenmacherin, eine Modehandlung, ein Buchladen — et voilà tout!

Oft zeigt ein Markt einer unbedeutenden Provinzſtadt, eine einzige Straße ſchönere, reichere Laden als dieſer Bazar. An die Bazars von London, Paris und Mailand dabei zu denken, kann und darf uns nicht einfallen, aber ſelbſt der Kohlmarkt in Wien,

Hamburg's ganze Altſtadt, Frankfurt, Leipzig, ſelbſt Stuttgart's Königsſtraße ſind mit geſchmackvollern Auslagen hinterlangen, breiten Fenſtern reichlicher verſehen.

Der Brillenschleifer.

Brillenschleifer und Artilleristen flößen mir eine ganz eigene Art von Respect ein, die beiden größten Menschen neuerer Zeit sind aus ihnen hervorgegangen, der Riese Gedanke und der Riese That, Spinoza und Napoleon.

In München sind die Brillenschleifer berühmter geworden als die Artilleristen; Frauenhofer kennt Jedermann, indeß Niemand nach dem Verfertiger des Feuerwerks auf der Octoberwiese sich erkundigen mag.

Zu dieser Schilderung bringt mich aber eigentlich der Tod des berühmten Optikers Jecker in Paris. Ich kannte Jecker wohl, der sich selbst, den Parisern zu Gefallen, Jeckèr zu nennen pflegte, obgleich er ein wackerer Schweizer war. Er hatte lange Jahre bei Ramsden in London seine Kunst studirt, und diese Mischung von deutsch, englisch und französisch prägte sich schon in dem Aeußern des Mannes aus, und ließ ihn sehr interessant erscheinen. Mir ging es so mit ihm von dem Augenblicke an, daß wir uns auf der Diligence kennen lernten. Später besuchte ich ihn in seinem schönen Hause des Boulevard du Temple, unweit des Ambigû-comique, das Jeder

kennt, der in Paris war, an dem mit ellenlangen, goldenen Buchstaben nichts zu lesen ist, als das Wort: JECKER! — und Jeder weiß, was das sagen will.

Glücklich das glänzende Talent, das auf dem Boulevard geboren wurde, oder dem das Schicksal dahin den Weg zeigte; es wohnt in schönen Häusern, es sieht sich gesucht und geehrt, und hat nichts nöthig als seinen Namen auf die Mauer zu schreiben, um jedem Vorübergehenden Bewunderung einzuflößen.

Es findet einen vortrefflichen, gemachten Weg, eine Eisenbahn, eine Dampfmaschine; Alles ist bereit, es zu heben und zu fördern, die ganze Welt richtet ihre Blicke darauf hin, ein französischer Journalist setzt die Posaune an, und Europa wiederhallt den Ton um vieles verstärkt.

O mein guter Niggl! und was ist Dein Loos! wie wenig wird Dein Name genannt, wenn Du gleich schönen und häßlichen Augen Hülfe und Trost spendetest! Und kennt man Deinen Namen an den Ufern der Themse oder der Seine, so war es die Gewinnsucht der Kaufleute, die ihn verbreitete. Niggl gilt so viel als vortrefflich im Bereiche der geschliffenen Gläser; man verlangt einen Niggl, wenn man gesonnen ist, es auf zehn Guineen nicht anzusehen. Was für einen Begriff macht sich der Gentlemen, von der Wohnung des Optikers, von seinen Magazinen, wie freut er sich in München, an der Quelle, in diesem

Vorrathe wühlen zu können; welch' eine ſchöne Hoffnung in unſerm Zeitalter der geſchwächten Sehnerven.

Aber der Lohnbediente läßt ſich den Namen zweimal ſagen, und will ſich erſt nach der Wohnung des Mannes erkundigen. Wie? ein ſo berühmter Mann? un magazin d'Optique de prémière qualité? es iſt unglaublich — und doch iſt es ſo. Nur durch Zufall gelang es mir, mich im eigentlichen Sinne zu ihm hinzutappen; ſeine Gläſer findet man überall, und Viele kaufen ſelbſt in München Niggl's, ohne zu wiſſen, daß der Mann im kleinen Häuschen hinter der Kreuzkirche wohnt, ohne zu wiſſen, wie er lebt, und welche Freude man ihm mit einem Zwanzigkreuzerſtück machen kann! Es lohnt der Mühe, in Deutſchland ein berühmter Mann zu ſeyn! —

Daran iſt aber nur der deutſche Character Schuld. Das will und mag ſich nicht hervorthun — Beſcheidenheit — ſtilles Verdienſt — Eigenſinn — einige Trägheit — ein Jünglings-Erröthen bei öffentlichem Lobe — Genügſamkeit vor Allem! o die Thoren! — der engliſche Optikus an der Börſe in Hamburg, bekommt ſeinen Niggl über London, den der Handelsmann in München, dahin ſchickte, und der reiche Hamburger bezahlt ihn mit zweihundert Mark, und glaubt, Niggl throne inmitten der City, der indeß im Häuschen hinter der Kreuzkirche, im niedrigen Stübchen daſitzt, und ſchleift und hungert und friert. — Was nützt nun Niggl ſeine deutſche Beſcheidenheit, ſeine freiwillige Entſagung, ſeine Zurückgezogenheit, er iſt

dennoch, wider seinen Willen, berühmt worden, wenn er auch keine Früchte davon pflückt.

Wir wollen ihn hier näher kennen lernen. Joseph Niggl ging aus dem Frauenhofer'schen Institute hervor, und etablirte sich in München. Ohne Vermögen ward es ihm sehr schwer, sich fortzubringen, und er war bald genöthigt, Leute zu suchen, die ihm kleine Vorschüsse leisteten, welche er dann mit seinen geschliffenen Gläsern zurückerstattete Er war im Verhältniß, als einheimischer, armer Brillenschleifer, nicht wohlfeil, die Leute sagten es ihm einmal über das Andere, und der ängstliche Mann glaubte in der That zu viel zu fordern. Seine Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, die ihn nur langsam eine Arbeit vollenden ließen, die harten Zinsen, die ihm vom geliehenen Capitale abgezogen wurden, verhinderten ihn aber wohlfeiler zu seyn, wenn er auch nur den kümmerlichsten Unterhalt dabei finden wollte.

Seine ganze Zeit widmete er der mechanischen Arbeit und der Wissenschaft, mit geringen Hülfsmitteln gelang es seinem unsäglichen Fleiße, das Vollendetste zu leisten, und da seine Ehrlichkeit so weit ging, jedes Glas, das nicht — nach seiner Meinung — den höchsten Grad möglicher Vollkommenheit erlangt hatte, zu verwerfen und nie mit seinem Namen zu bezeichnen, so kam nur Ausgezeichnetes von ihm in den Handel. So wurde seine Arbeit bald gesucht, wenn er gleich keinen Vortheil davon zog; so blieb er arm, und wurde alt, und wenn er selbst einmal blind seyn wird, wenn keines

ſeiner trefflichen Gläſer ihm mehr helfen kann, dann wird er wahrſcheinlich in einem noch ſchlechtern Winkel München's, als den er jetzt bewohnt, verhungern müſſen. —

Das erſte Mal ſah ich ihn in einem Galanterieladen. Ein kleiner, grauer Mann, ſehr dürftig angezogen, gebeugt, mit niedergeſchlagenen Blicken. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt, und ging auf und ab, ohne meine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, bis daß der Herr des Ladens ihn ziemlich barſch anfuhr:

„Was treiben Sie hier den ganzen Vormittag, Niggl? Wär's nicht geſcheiter, Sie gingen nach Hauſe und arbeiteten?“

Der Mann blieb nun ſtehen, hob die Blicke ſchwer und ſeufzte ganz leiſe.

„Nicht wahr? Sie brauchen Geld“ — fragte der Andere.

Der Mann nickte ernſt und ſenkte den Blick ſogleich wieder.

„Wie viel wollen Sie?“ —

Der Mann hob fünf Finger in die Höhe, ohne den Blick zu heben.

„Drei ſind auch genug für heute,“ ſprach der Inhaber des Ladens, und während er das Geld aus ſeinem Beutel nahm, fügte er noch hinzu: „wann aber bekomm' ich mein Glas?“

Der Mann empfing drei Zwanzigkreuzerſtücke und ging, ohne Antwort zu geben, aus der Thüre.

„Ein Taubſtummer?“ fragte ich.

„Keinesweges," erwiderte der Kaufmann, „es iſt der Optikus Niggl, er ſpricht nicht gern, und man hört nur ſelten ein Wort von ihm. Es iſt ein armer Teufel, aber er will es nicht beſſer haben. Ein Sonderling wie Keiner! An Beſtellungen fehlt es ihm nicht, da er jedoch Alles ſelbſt verfertigt, und keinen Geſellen hält, überdieß nicht fleißig und oftmals krank iſt, ſo können Sie wohl denken, daß nichts vorwärts geht. Ein Jumelle-Glas, nach einer neuen, von ihm erfundenen Einrichtung, habe ich ſchon ſeit einem halben Jahre bei ihm beſtellt, und kann es nicht erhalten, obgleich ich ihm ſchon an die dreißig Gulden darauf vorgeſtreckt habe, immer zu drei bis fünf Zwanzigern, wie ſie eben ſahen. In London bekomme ich freilich hundertfunfzig Gulden dafür."

Jetzt ſpielte ich den Stummen, blickte zu Boden und ſeufzte tief.

„Sie glauben nicht, was er für ein Narr iſt," fuhr mein jovialer Ladenbeſitzer fort, „neulich empfange ich einen Brief mit Geld für ihn. Ich laſſe ihn rufen, um ihm denſelben einzuhändigen. Gleichgültig öffnet er den ſchweren Brief, und eben ſo gleichgültig faltet er ihn zuſammen, nachdem er ihn geleſen, fordert Papier und Feder, ſchreibt einige Zeilen, ſiegelt das Geld hinein, und bittet mich, es auf die Poſt zu ſchicken. Es waren zehn Louisd'ors, die ihm Graf S. ſandte, der ein von ihm erkauftes Glas zerbrochen hatte, und ein Neues verlangte. Niggl ſchrieb ihm kurz: er habe Keines fertig, und es ſey ihm jetzt nicht

möglich, krank, wie er ſey, in den kurzen Wintertagen, bei den ſchon eingegangenen Verbindlichkeiten, ein Aehnliches zu verfertigen. Was ſagen Sie dazu? da haben Sie den ganzen Mann.“

„Den muß ich kennen lernen,“ ſagte ich ſchnell, „ſchon längſt wünſche ich mir ein Glas von ihm, und da gehe ich denn lieber zu ihm ſelbſt, anſtatt es von Ihnen zu kaufen.“

Der Kaufmann lächelte: „Sie werden wenig von ihm erfahren, Sie haben ſchon geſehen, wie er es macht. Er ſpricht nicht und iſt von einer Grobheit die ſich nicht beſchreiben läßt. Die vornehmſten Leute, läßt er es fühlen, daß er der Niggl ſey. Ja, ja, er iſt ſtolz! Und was kümmert's ihn, wer zu ihm kommt? Was liegt ihm daran, ob er Geld verdient oder Keines? Hat er ſein einziges Bedürfniß befriedigt, und das kann er leicht, ſo iſt er kalt gegen alle übrigen Reizungen der Welt. Und dieſes Bedürfniß iſt Taback. Dieß iſt auch das einzige Mittel, ihn zur Beendigung einer Arbeit zu bringen. Geht ihm einmal der Taback aus — kommt es ſo weit, daß er ſeine leere Doſe zeigt — ſo darf man ihn nur ein wenig zappeln laſſen, und er arbeitet ſicher Tag und Nacht. Ohne warme Suppe bringt er oft Wochen hin, ohne Schnupftaback keinen halben Tag.“

„Und den armen Mann laſſen Sie zappeln?“ rief ich entrüſtet, nahm meinen Hut, und verließ den Laden.

Nachmittags, deſſelben Tages, konnte man mich,

von Haus zu Haus, in der Gegend der Kreuzkirche wandern sehen, um die Wohnung des berühmtesten Optikers des Continents aufzusuchen.

Kein Schild, kein Name leitete mich; die Nachbarschaft wußte mir keine Auskunft zu geben. So trat ich auf gut Glück in die kleinsten Häuser, tappte manche finstere Stiege hinauf, öffnete viele Thüren, die Armuth und Elend genug verschlossen, bis mich endlich der Zufall, der gefällige Gott, an eine Thür führte, woran ein Zettel geheftet war, auf dem schön und deutlich, in deutscher Schrift, zu lesen war:

Joseph Niggl, Optiker.

Ich schellte; ein altes Weib machte auf. Es war Niggl's Köchin, wie sie mir später selbst sagte. Ein Blick in die Küche, die offen stand, zeigte mir aber, daß sie hier nur selten in den Fall kommen müsse, ihre Kunst zu üben. Alles war aufgeräumt, das wenige, ärmliche Geräthe stand oder hing an seinem Platze, und der rothe Heerd, zeigte auch nicht die leiseste Spur des Feuers. Weder Asche, noch angebranntes Holz erblickte man, und Beides wäre mir sehr wohlthätig hier erschienen.

Ich trat in die Stube; sie war klein, niedrig, kalt. Es war im November. —

Auf dem einzigen vorhandenen Stuhle saß der Mann, den ich suchte, am Ofen, vor ihm ein Tischchen mit Büchern, Brillengläsern und einigen Instrumenten. Er war eben so gekleidet, wie am Vormittage, die einzige Bequemlichkeit bestand in einem Paare

Pantoffeln, in München „Tappen“ genannt. Er erkannte mich nicht wieder, worüber ich mich nicht verwunderte, da er im Laden die Augen faſt gar nicht aufgeſchlagen hatte. Mein Beſuch ſchien ihn angenehm zu befremden, weil nur ſelten wohl Leute zu ihm kamen, um von ihm ſelbſt zu kaufen.

Ich ſagte ihm meinen Fall. Er führte mich zum Fenſter und blickte mir ſcharf und lange in die Augen. Hierauf fragte er mich um Beſchaffenheit und Eigenheiten meiner Sehwerkzeuge mit großer Umſtändlichkeit, und als ich ihm bemerkte, er ſey ein ganzer Augenarzt, lächelte er und ſprach: ein Halber wohl. —

Er ging in eine anſtoßende Kammer; die Köchin blieb gegenwärtig und ein kleiner Junge, mit bloßen Füßen, der mittlerweile mit einem Kruge Waſſer hereingekommen war, und ſich zum Ofen geſetzt hatte. Es war Niggl's Schüler.

Ich öffnete einige Bücher, deren eine ziemliche Anzahl im Zimmer umher lag. Es war Berzelius, und einige andere chemiſche und mathematiſche Werke. An der breiteſten Wand hing ein Kalender, am Fenſter, wie es herkömmlich iſt, der Vogel, im Winkel, am Ofen, ſaß die Katze neben dem Schüler, ein Spiegel war nicht vorhanden; die Möbel beſtanden in einer Bank, einem Tiſch und Niggl's Stuhl. Man tadle meine Genauigkeit nicht, an einem berühmten Mann intereſſirt Alles. —

Er trat, mit einem Schächtelchen von Pappe unter dem Arme, wieder zu mir heraus. Es waren

Brillengläser darin, zwei davon hielt er zwischen den Fingern. Er öffnete ein Buch und ich mußte ihm vorlesen, indem ich durch die Gläser sah, die er vor meinen Augen hielt. So probirte er es mit Mehren, dann überreichte er mir zwei, und sagte in seiner baierschen Mundart:

„Dä taug'n Ihn'; 's Gestell können's bei 'n Vaccano oder Ueberall dazu kauf'n. Denn meine heißen nit Viel und für so ein'n Herrn schon gar nit."

Als ich ihm sagte, daß ich meine ganze Brille bei ihm kaufen wollte, und er mir sowohl Gestell als Futteral dazu liefern möchte, da brachte er Beides plump und grob herbei, und meinte, er sey eben nicht darauf eingerichtet, und riethe mir ab, dieß bei ihm zu nehmen. Da ich darauf bestand, bat er mich, andern Tages wiederzukommen, er wolle bis dahin die Gläser einsetzen.

Mir lag aber daran, ihn heute schon im Besitz des Geldes dafür zu wissen, da ich Zeuge gewesen war, wie der hartherzige Kaufmann ihm Vormittags zwei Zwanziger von seiner kleinen Forderung abgebrochen hatte.

Ich legte ihm das verlangte Geld auf den Tisch, und sagte ihm, daß ich am andern Tage meine Brille abholen würde; er nahm diese Vorausbezahlung ohne ein Wort zu erwiedern hin, aber die Köchin stand seitwärts, heiter zuschauend, wie sie die Kronenthaler auf dem kleinen Tisch des Meisters liegen sah, die dieser gleichgültig liegen ließ, ohne sie einzustreichen.

Ich verließ meinen Mann. Als ich die Brille abzuholen kam, war er ausgegangen, und die Köchin händigte ſie mir ein.

Die plumpe, unanſehnliche Brille, welche ich jetzt noch trage, und die mir treffliche Dienſte leiſtet, iſt ein ächter Niggl, ſo ächt wie Alle, die in London und Paris dafür verkauft werden, und wodurch die ſchönſte und eleganteſte Welt, nunmehr die Elsler betrachtet! — Sie iſt mir werth, meine Brille! —

Und doppelt iſt ſie mir's, weil ſie mir einen ächten deutſchen Character vergegenwärtigt. —

O, die oberflächlichen Franzoſen, die uns zu kennen glauben, und heut zu Tage ſo viel über uns faſeln! Der Deutſche ſey penſif, reveur, philosophe, meinen ſie, aber Alles nur nach der Bedeutung, die ſie jenen Worten einräumen, wenn ſie ſich überhaupt etwas bei ſolchem Urtheile denken mögen. Kämen ſie doch nur einmal nach Deutſchland, und lernten unſere Originale kennen, und beſäßen dabei ſo viel deutſches Gemüth, ſie ganz zu verſtehen. Mein heiterer Janin! Du Allerweltskritiker! weißt Du, was penſif, reveur, philosophe bedeutet? Komme nach München, und ſieh' den Mann, der die Operngläſer ſchliff, wozu Dein Dérepas Dir im Palais-Royal die koſtbare Hülle von Gold und Türkiſſen fabrizirte, und Du könnteſt eine Ahnung davon haben. Und findeſt Du Gefallen daran, ſo ſuche weiter, wir haben mehr von der Gattung aufzuweiſen. —

Schweiger.

Dieß Bild ſollte mit Laune entworfen werden, der Gegenſtand verdient es und ſcheint beim erſten Blicke dazu aufzufordern. Weil ich aber Schmerz und Mitleid mit dem Manne fühle, ſo iſt es mir nicht möglich. Der Leſer möge mir verzeihen; ich will ihm dießmal trockene Geſchichte geben, und thun, als ob ich Janin's Meiſterſtück „Deburean" nie geleſen hätte.

Haben meine Leſer nie vom „Lipperl" gehört? Lipperl iſt die Verkleinerung von Philipp, wie Kaſperl von Kaspar. Lipperl war ein Ideal, wie Kaſperl. Alle Eigenſchaften des gemeinen Münchners wurden in höchſter Potenz im Lipperl zur Anſchauung gebracht; Lipperl war zu gleicher Zeit träg, dumm, übermüthig, voll, durſtig, grob; es genügte nicht eine Jede dieſer Eigenſchaften beſonders darzuſtellen, ſondern es mußte jeden Abend Alles perſonifizirt im Lipperl daſtehen, und war es nicht möglich ſo viel in gedrängtem Raum und gegebener Zeit in allen Situationen zu erſchöpfen, je nun! was that's? wer ihn heute

nicht ganz kennen lernte, kam Morgen wieder, und Uebermorgen, und in acht Tagen, Lipperl war immer da. Man konnte ihn alle Schickſale durchkämpfen ſehen, vom Glücke getragen, vom Ungemach hinabgeſchleudert, im Zelte, in der Zelle, am Hofe, in der Schenke, im Kreiſe der Familie, am Galgen, in der Hölle, als Geiſt, der aus dem Grabe aufſteigt, um unter den Lebenden zu wandeln. Und immer war es derſelbe, immer trug er daſſelbe Kleid, ſchon von Weitem erkannte man ihn, und der lauteſte Jubel brach los ihn zu empfangen. Es war der gute Genius des Münchener Volks, der ſich auf der lichten Wolke des Scherzes zu ihm herabſenkte und ihm den Himmel zeigte, aus dem er kam, und der wirklich voller Geigen hing. War das nicht Kunſt? Die beſeligende, heitere, ideale? Ich weiß es nicht ſogleich, und es würde uns zu weit vom Wege ablenken, hier ſehr ernſte Betrachtungen darüber anzuſtellen.

Das Theater, auf welchem Lipperl erſchien, trug ſeinen Namen; der Schauſpieler, der ihn darſtellte, ebenfalls. Lorenzoni war der berühmteſte Lipperl, dieß genügt um ihn als einen Mann von ausgezeichnetem Talente der Nachwelt zu überliefern. Man wird einſehen, wie ſchwer es war, dieſen Character darzuſtellen, der nur vom Dichter in den äußern Conturen leicht angedeutet wurde, und der vom Schauſpieler ausgefüllt werden mußte. Welche Maſſe von geſundem Witze, welche practiſche Lebensweisheit mußte ſich über ſeine Reden ergießen; nie durfte die Begeiſterung

fehlen, ſtets rege die Kraft zum Schaffen ſeyn. Lorenzoni war ein herrlicher Menſch! Sein ganzes Leben hindurch bemühte er ſich die trübe Laune ſeiner Mitbürger durch ſeine Kunſt zu verſcheuchen, und nach ſeinem Tode vermachte er ſein erworbenes Gut einer Stiftung, die noch heute florirt, und das Lorenzoniſche Armenhaus genannt wird. Ich habe die guten, armen Leute dort beſucht; des Stifters heiterer Geiſt ſcheint noch in dieſen Räumen zu walten, ſo vergnügt und zufrieden ſah Alles aus.

Das Lipperltheater Lorenzoni's ging in die Hände des Schwiegerſohnes über. Schweiger war ein noch größerer Künſtler. Wer in München ſich des alten Schweiger noch erinnert, muß ſelbſt ſchon alt ſeyn, dann aber lacht er gewiß in der ſeligſten Rückerinnerung. O ihr herrlichen Zeiten der Kunſt! Wie reich damals die Leute waren; ſo reich, daß ſie im Entfernteſten nicht unſere jetzige Armuth geahnet hätten. In jenen Tagen, wo Marchand, Nouſeul, Zuccarini, Heigel und Huck ihre prachtvollen Kunſträder auf dem Hoftheater ſchlugen, wucherte eine Blume vor den Thoren, dicht unter den alten Stadtmauern, in einer Hütte von Holz, beim Dunſte von wenigen Talglichtern, zur innigen Ergötzlichkeit von Tauſenden — Schweiger! — Man gefällt ſich darin München von damals voll Finſterniß und Aberglauben gegen das München von Heute darzuſtellen; ich mag es nicht glauben, wenn ich mir Schweiger und ſein Lipperltheater und ſein darin ſchwelgendes Publicum denke. —

Aber noch vor funfzehn Jahren hatte München ſeinen Lipperl. Der alte Schweiger war indeß geſtorben, und ſein Sohn war ſein Stellvertreter geworden. Ihn hab' ich noch als Lipperl gekannt. —

An einem ſonnigen Nachmittag gehe ich mit einem Freunde aus dem Carlsthor an einer Bretterbude vorüber, die mir einen Wolf, ein Kameel, einige Vögel und Affen einzuſchließen ſcheint. Für eine große Menagerie ſchien ſie mir zu klein und ärmlich zu ſeyn. Ich will vorübergehen, aber mein Freund ſpricht lächelnd, indem er nach der Uhr ſieht: „Es geht ſo eben an; wollen Sie unſer Nationaltheater ſehen?“ — Es war vier Uhr, der Anfang der erſten Vorſtellung, welche um ſieben endet; dann wird eine Stunde pauſirt, und um acht beginnt daſſelbe Stück, welches um eilf ſein Ende erreicht.

Wir traten ein und zahlten ſechs Kreuzer. Ein Parterre mit Bänken, eine Gallerie ringsumher, woran kleine Blechleuchter mit dünnen Kerzen angebracht waren. Aus der Helle des Sommertages getreten, machten Finſterniß, Hitze und Dunſt in dieſem Raume nicht eben den angenehmſten Eindruck. Die Freude jedoch einmal etwas ganz Neues im Bereiche einer von mir geliebten Kunſt zu erblicken, hob mich bedeutend, und ich nahm meinen Platz auf der ſchlechten Bank der Gallerie, mit ſo großer Erwartung ein, als ſäße ich auf dem Balcon des glänzendſten Opernhauſes, dem prächtigſten Vorhange gegenüber. Ich kann nicht angeben was damals auf dem Schweiger'ſchen abgebildet war. Die

Muſik begann, ſie war weder melodiös noch rauſchend, und zeichnete ſich durch nichts als durch Mangel an Stimmung aus. Beim Aufziehen des Vorhangs ſangen Ritter einen Chor. Sie waren alle anſtändig gekleidet. Gute, einfache, altdeutſche Röcke, was man in der Theaterſprache „Hauskleider“ benennt, breite, weiße Schärpen wie Handtücher (vielleicht waren ſie es), von der Rechten zur Linken umgehängt, ganz neu verſilberte Helme von Pappendeckel und eben ſolche Schilder. Um den rauhen Anblick des Mittelalterlichen bedeutend zu mildern, waren ſie nicht ſehr bewaffnet; nur Einige hatten einen Galanteriedegen angeſteckt, Andere hielten eine Stange in der Hand, welche eine Lanze verſinnlichen ſollte. Aber Alle hatten ein ſchwarzes Escarpin, weiße Strümpfe und Schnallenſchuhe an, und dieß gab der Ritterverſammlung wirklich ein ſehr elegantes Anſehen. Jetzt verſtand ich „das ſchwarze Beinkleid,“ wonach vormals alle Theaterprinzipale zuerſt fragten, wollten ſie ein junges Talent für ihre Unternehmung anwerben; „das ſchwarze Beinkleid“ war de rigueur, unzertrennlich von der Kunſt, unveräußerlich für den Künſtler, das einzige outil du metier, im wahren Sinne des Worts.

Ich hörte nicht auf den Geſang dieſer Ritter en escarpin.

Doch mit einem Male vernehm' ich ein ungeheueres Lachen und ein Mann von mittler Größe, in einem gelben Knappenanzuge, mit einer breiten Halskrauſe und einem kleinen, grauen Hütchen auf dem Kopfe tritt

auf. Mein Freund bemerkt, dieß ſey der Lipperl, von Schweiger dargeſtellt.

Anfänglich brachte ſein Spiel keine beſonders beluſtigende Wirkung auf mich hervor, nachdem ich ihn aber mehrmals geſehen hatte, und ein wenig mit den Beziehungen vertrauter geworden war, theilte ich ganz die Fröhlichkeit der Andern, und klatſchte ihm Beifall wie meine Nachbarn.

Wenn Jemand durch das den Bühnenkünſtlern bekannte „Liegen laſſen," Wirkung zu machen verſtand, ſo war es Schweiger, in ſeiner guten Zeit, denn er ließ Alles liegen. So total verneinend iſt mir nie ein Künſtler im Leben aufgeſtoßen. In ſeinen Zügen brachte keine Leidenſchaft die geringſte Veränderung hervor, und es wäre auch ſchade geweſen, ſo himmliſch dumm war der Ausdruck, der ſtereotyp darin herrſchte. Seine Bewegungen ſtanden damit vollkommen im Einklange und ſein Ton ſtieg und fiel gleichförmig, um eine einfache Melodie herauszubringen, welche durch den Vortrag der localen Mundart bedingt wurde; keine andere Schattirung zeigte ſich darin. Wo iſt der Künſtler, der ſich ſo aller Mittel begibt, und ähnlicher Wirkung gewiß iſt? Hatte Schweiger, ganz trocken und theilnahmlos, einen treffenden Witz gemacht, eine grelle Zote geriſſen, und ſah dann mit weit aufgeriſſenen Augen, wie ein Automat, deſſen Räderwerk abgelaufen iſt, ſein Publicum eine Weile an, ſo war dieß unwiderſtehlich. Alles lachte, Alles

applaudirte! Es war wirklich ein Phlegma zum Küssen! —

Auch dieser Spaß ist untergegangen. Der Fremde, der jetzt nach Schweiger fragt, findet einen alten, von Sorgen niedergedrückten, gegen den Hungertod ankämpfenden Mann, und das Lipperltheater ist zum Volkstheater geworden.

„Alles hat sich bei uns in Prosa und Versen veredelt,
Ach! doch hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!" —

Man verzeihe mir die Veränderung des Schiller'schen Verses, hier ist sie bezeichnend.

Nachdem man in neuerer Zeit überall an's Verbessern zu denken anfing, konnte es nicht fehlen, daß ein Ding wie das Lipperltheater auch heran mußte. Man fand, daß diese selbstständige Volkskomik den Geschmack verderbe; die nachgemachte Komik einiger Schauspieler aus der Iffland'schen Schule, sollte auch dem Volke zusagen, wollte man. So lange Lipperl noch lebte wäre dieß unmöglich gewesen. Er, der so oft auf der Bühne aufgehenkt worden war, zur Belustigung der Menge, wurde daher nun in allem Ernste getödtet. Und das Volk sah zu, und Keiner bat für ihn, und Keiner forderte seinen Liebling wieder; Niemand trauerte um ihn und jetzt hat man ihn vergessen. Schweiger's Theater rivalisirt nun mit dem Hoftheater; es hat Lumpacivagabundus früher gegeben, Yelva später, Lenore zugleich; wo bleibt da der Contrast? Der Reiz? Das Neue? Sind Moral und Geschmack

dadurch gerettet, daß wir alles Mittelmäßige und Schlechte jetzt doppelt zu sehen bekommen, daß es sogar für die rohe Menge in seiner ekeln Nacktheit, um ein Spottgeld, feilgeboten wird? Ist es erlaubt, daß in derselben Stadt, wo für die Kunst so viel geschieht, das Schweiger'sche Volkstheater bestehen darf, wie es jetzt besteht? Es wäre schon an dem großen Hoftheater genug, um den guten Geschmack zu tödten. Wer mir nicht glauben will, der gehe hin und sehe einmal die Häßlichkeit, die sich dort für Schönheit verkauft. Jene alten, welken Brüste der Heldin, aus der sich die kreischenden Töne emporarbeiten, jene hagern Römerarme in einen faltigen Strumpf gehüllt, jene Jammergestalten in Toga und Rüstung, doch genug! wer kennt nicht dieß Alles? Wer dieß schön fände, der könnte beim Anblick des Barbariniſchen Fauns und des Niobiden nichts empfinden, oder es wäre schnöde Heuchelei und Lüge mit allem wahren Geschmacke.

Aber es ist um das Schönheitsgefühl in Theatersachen ein eigenes Ding. Der alte Director des Hamburger Theaters, Schmidt, mag als Beispiel dienen. Er findet den Diebstahl schön, den Mord häßlich, und verändert daher, wo es nur immer angeht, einen vorkommenden Mord in einen Diebstahl. In den „drei Tagen aus dem Leben eines Spielers" muß der Spieler den Reisenden auf der Straße nach Ulm, dem er als Wegweiser dient, bestehlen, statt ihn zu ermorden, wie es von Victor Ducange gedichtet wurde, blos weil es nach Schmidt's Theorie schöner ist. Man könnte

vielleicht das Schleichen, die krummen Wege des Diebes auf Hogarth's Schlangenlinie zurückführen, während bei dem Mörder, mehr das Eckige, beim Ausholen des Armes z. B., hervorspringt. Doch, was weiß ich? Man müßte sich bei einer zu versuchenden Erklärung in Acht nehmen, nicht zu weit auszuholen und nicht zu scharfsinnig zu seyn, weil man sich in beiden Fällen von dem Erfinder der Theorie zu weit entfernen würde. Die Münchener Reformatoren wurden aber gewiß von ähnlichen Ansichten geleitet, als sie das Lipperltheater abstellten, und dem jetzigen Volkstheater die Bewilligung ertheilten.

Ich will keine weite Perspective hier eröffnen, die kürzeste aber ist, daß der alte Schweiger nächstens verhungern kann. Jedenfalls eine traurige Aussicht für ihn, ganz abgesehen von der Kunst. Nach meiner Meinung kann dieser nicht so leicht aufgeholfen werden, als ihm, daher ist auch dieses Kapitel meines Panorama's in keiner andern Absicht, als in der menschenfreundlichsten von der Welt, niedergeschrieben, um die Aufmerksamkeit einiger Fremden, die vielleicht dieses Buch lesen, auf den alten Mann im grünen Bretterhäuschen an der Isar hinzulenken. Mögen sie sich dann einen Lipperl bei ihm bestellen, er ist gefällig, und wird, durch den Wunsch geehrt, sein moderngeschmackvolles Hoftheater-Repertoir willig über den Haufen stoßen, um den volksthümlichen Gesellen wieder einmal heraufzubeschwören, so gut es ihm bei den

obwaltenden Verhältniſſen und ſeiner abnehmenden Kraft möglich iſt.

Der alte freie Schwung iſt freilich nicht mehr dabei; die alten Künſtler fehlen, die ihm ſonſt zur Seite ſtanden, ſeine Stimme iſt ſchwach, ſeine Laune glimmt nur noch ſpärlich unter der Aſche, aber ſeine unveränderliche Miene iſt ihm noch immer geblieben und der trockene Spaß, dieſe ſtehende Decoration ſeiner Stücke, und was gilt's? ſie wird auch jetzt noch ihren Effect nicht verfehlen.

Der Harmlos.

Der Eingang in den engliſchen Garten, eine herrliche Zierde München's, verſpricht wenig. Es bleibt hier dem Verſchönerer manches zu thun übrig. Der Fremde eilt gewöhnlich hindurch, um die maleriſchen Laubpartien zu gewinnen, die rauſchenden Iſarfälle, die lachenden Wieſen, die lärmenden Guinguettes, oder die ſtillen Denkmäler Gesner's und Rumford's. Er bemerkt nicht die Statue von weißem Marmor zur Seite des Eingangs, deren Inſchrift ihn aufmuntert, ſich aller Sorgen und Laſten abzuthun, und mit heiterm, harmloſem Gemüthe, den idylliſchen Freuden hinzugeben, die ihn in dem anmuthigen Reviere, welches er zu betreten gedenkt, erwarten. Von dieſer Inſchrift, die mit dem Worte: „Harmlos“ beginnt, hat nun der ſteinerne Genius, den Namen erhalten. Es iſt natürlich, daß das Volk ihn ſo benannte, da man annehmen kann, daß vor vierzig Jahren die Bedeutung dieſes Wortes in München eben ſo wenig allgemein verſtanden worden iſt, als wäre es ein Griechiſches. Und noch heute dürfte dieß mit mehren Aus-

drücken der Fall seyn, die in Norddeutschland bereits seit lange im täglichen Verkehr gäng und gäbe sind.

Saphir speculirte daher ganz richtig, die Lacher im Publicum sich zu gewinnen, als er den Herausgeber eines ihm feindlich gesinnten Blattes, der ein Ausländer war, und das Wort „harmlos“ seinen Bemerkungen und Urtheilen bis zur Ungebühr beifügte, stets mit: „der Doctor Harmlos“ bezeichnete. Ein übrigens unschädlicher Witz, der dem Doctor selbst ein Lachen abnöthigte.

Unser Harmlos aber, von weißem Marmor, der aus dem duftigen Grün der ersten Boskets im Garten hervorschimmert, ist der Gott des Schweigens, der Beschützer treuer Liebe, die im Verborgenen ihrer Sehnsucht Lust umfängt, es ist „Nikel's Grab“ für München's Pyrame und Thisben.

Die Zärtlichen, die sich am Fuße der Harmlossäule finden, haben nun zwar den Löwen nicht zu fürchten, wie jenes antike Liebespaar, aber manchen Trunkenbold, der Nachts durch den Garten streicht. Ich glaube daher, daß man in neuerer Zeit übereingekommen ist, zärtliche Stelldichein an andern Orten stattfinden zu lassen, bin jedoch nicht im Stande diese zu verrathen.

Wahrscheinlich hat Keiner noch die Allgemeinheit errungen wie einstmals der Harmlos.

Kneipen.

Kneipen findet man nur in Deutschland. Alles in dieser Art, was andere Länder aufzuweisen haben, ist entweder ekelerregend, abenteuerlich, schauerig oder gefahrdrohend und kann mit jenen traulichen, gemüthlichen Versammlungsorten in unserm Vaterlande nicht wohl verglichen werden. Vorzugsweise haben nun wieder jene Provinzen, wo Bier getrunken wird, die liebenswürdigsten Kneipen, und München mag wohl mit den seinigen den ersten Rang einnehmen.

Aber es weiß dieß auch, und nicht ohne Selbstgefühl lächelt der Münchener in der Fremde, wenn er sein breites Gesicht in dem großen Spiegel der Caffeehäuser betrachtet und denkt bei sich: „Daheim — ja daheim! beim Sterz, oder beim Süß, oder im grünen Baum! ja daheim!“ —

Wir wollen die drei genannten der Reihe nach mustern, und wenn meine Phantasie auch nicht ausreicht, eine lebendige Beschreibung dieser Orte zu entwerfen, so wird mein guter Wille und die Sorgfältigkeit meiner Studien mir dennoch nützlich dabei seyn können.

Zuerſt beim Sterz! Was denken ſich meine Leſer darunter? — Es iſt ein Caffeehaus — nicht wahr? Zeitungen, Chocolade, Kuchen — oder Tabak, Wein, Bier, viele Gäſte, Geſchrei, Kellner? wer kennt das nicht? c'est partout comme chez nous!

Folgen Sie mir gefälligſt, und Sie werden immer mehr finden, daß München ſeine Eigenthümlichkeit hat.

Sehen Sie hier das große Haus mit dem Frescobilde an der Fronte, von Aſam oder einem andern baierſchen Raphael der Vorzeit gemalt. Es iſt der nächſte Nachbar der königlichen Reſidenz. In dieſem ſtattlichen Gebäude ſind gewiß viele große Zimmer, hoch, luftig, mit hellen Fenſtern; aber das kleinſte, niedrigſte, räucherigſte, mit einem trüben, ſchmutzigen Fenſter, im Erdgeſchoſſe, iſt das Zimmer, wo der ſehr freundliche Eigenthümer des großen Hauſes ſeine Freunde empfängt. Er ſelbſt ſitzt am obern Ende eines ſchmalen Tiſches, der faſt den ganzen Raum ausfüllt, und ſeine Stammgäſte und beſten Freunde ſitzen ihm zur Seite. Sind acht zugegen, ſo ſchreit Alles über zu üppige Bequemlichkeit; kommen zehn, ſo iſt man ſehr gedrängt beiſammen; erſcheint Einer mehr, und iſt keiner der Anweſenden geſonnen, ihn auf den Schoß zu nehmen, oder ſich zu entfernen, ſo wird er von der Pforte abgewieſen. Hier geht es freundlich und heiter zu. Muß ich nun wohl erſt noch ſagen, daß das Bier vortrefflich iſt? daß der Kalbsbraten ſeines Gleichen ſucht? Was wäre

sonst im Stande, die Gäste herbeizuziehen? Was? das Local! — Man lache nur immerhin darüber! Unternähme es einmal Jemand hier, ein Café d'Orléans zu errichten, er würde bald auf die Sandbank gerathen. —

Beim Süß ist die Stube ungefähr noch einmal so lang, aber der Raum ist dennoch beschränkter. Längs der Wände laufen Bänke und die Stellung der Tische ist so genau berechnet, daß wohl an funfzig Personen hier ihr Unterkommen finden. Das Bier ist im höchsten Grade bei den Trinkern beliebt, und der Ort wird im zärtlichen Tone nur „das Häusel" genannt. Studenten, Musiker, Maler, Beamte, Offiziere finden sich hier; jung und alt, bedeutende und unbedeutende Personen in der Gesellschaft.

Der Kalbsbraten, obgleich in hohem Grade vortrefflich, ist hier doch um ein Bedeutendes theurer, d. h. die halben Portionen sind etwas kleiner wie an andern Orten. Deßhalb bringen viele Gäste ein Stückchen Käse, eine Wurst, oder „was Geselcht's" (geräuchertes Schweinefleisch), in der Tasche mit, ziehen ein Messer hervor und essen es gleich vom grauen Löschpapier, worein sie es gewickelt haben. Man glaube jedoch nicht, daß das „mauvais genre" sey. Das darf ein Jeder thun, das wirft keinen übeln Schein auf einen sonst guten Namen. —

Ich saß manchmal stundenlang in dem Raume, und neben mir wurde dann und wann eine schneidende Hand sichtbar, und der Duft von frischem „Ge-

felchtem drang mir in die Naſe, ohne daß ich noch die Perſon entdecken konnte, die ſich damit beſchäftigte, ſo dick war nämlich der Tabaksrauch, der mich und alle Gegenſtände ringsumher einſchloß. Endlich erkannte ich irgend einen Freund in Amt und Würden an dem Siegelringe auf dem Finger, der die Schnitte vom Tiſche in das Tabaksgewölke hob, oder irgend eine bekannte Naſe oder ſonſtiges befreundetes Glied tauchte aus dem Nebel hervor, und wir freueten uns dann, ganz unbewußter Weiſe den langen Abend ſchon uns ſo nahe geweſen zu ſeyn. Bei Süß iſt es wahrhaftig recht ſchön! Wer nach München kommt, ſollte nicht verſäumen, dieſe Kneipe kennen zu lernen. Sie liegt am Ende der Windenmachergaſſe, recht im Mittelpuncte der Stadt, und wurde bisher von den Fremden viel zu wenig gewürdigt.

Was nun aber noch vorzüglich den Reiz dieſer Orte erhöht ſind die Kellnerinnen. Was ſind Kellnerinnen? Griſetten? halb und halb — ihrer Function nach — aber eine Griſette in's Deutſche, in's Altbaieriſche überſetzt. Keine andere Stadt in Deutſchland hat ſie, am wenigſten Bremen, wohin ſie der unwiſſende Balzac verſetzt. Bremen, dieſes bigotte, reinliche, ehrenwerthe, neblige, ſtille! Dort weiß man nichts von dieſen ſinnlichen, ehrlichen, gutmüthigen, heitern, freien, ungenirten, liebevollen, ergebenen Weſen! Man ißt und trinkt dort vortrefflich, ſolid, ſyſtematiſch — ſonſt nichts. Aber die Kellnerinnen in

München beſitzen Bildung und Menſchenkenntniß. Für das erſte zeugt, daß ſie Saphir's Schriften und die Landbötin leſen, für das zweite, die Art und Weiſe, wie ſie mit den Gäſten umgehen.

„Ich wünſche Ihnen einen recht vergnügten Abend," iſt die gewöhnliche, kürzeſte Anrede, die ſie für ganz unintereſſante, wildfremde Leute ſtets in Petto haben. Sagt man, daß man ein Glas Bier wünſche, und fügt: „ſchönes Kind" hinzu, ſo erwidert die Kellnerin gleich: „Ja, wer ſo ſchön wäre, wie Sie, mein ſchöner Herr!" und lächelt, oder lacht dabei. Iſt man eitel, ſo kann man das für ein Compliment nehmen. Bringt ſie das Bier hochſchäumend im Glaſe, ſo fragt ſie: „Schaffen's a Brod a?" und bejaht man dieß, ſo wirft ſie das Brod, das ſie ſchon in der Hand hatte, auf den daſtehenden Teller und geht fort, damit es nicht heißen ſoll, ſie dränge ſich den Gäſten auf. Geht man weg, ſo ruft ſie einem Jeden nach: „Ich wünſch' einen recht vergnügten Abend, kommen's bald wieder, erzeigen uns ferner's die Ehr'!" —

Dieſe Aufnahme erfährt ein Jeder; der eiſige Ruſſe vom Pol, der neugierige Britte, der die Welt durchzieht, der ſpöttiſche Franzoſe, der ſich über unſere Sitten ſo gern aufhält. Was hat aber der Glückliche zu gewärtigen, der zwiſchen Lech und Donau zuerſt das Licht der Welt erblickte, oder deſſen Wiege nicht weit von der Iſar geſtanden, oder der zur Taufe in die St. Peters- oder Frauenkirche getragen

wurde! Welche ungeahnete Freuden entfalten ſich für ihn, welche Aufmerkſamkeit ohne Gränzen, welche Bedienung, welche Höflichkeit, welche holdſelige Redensarten!

Die Münchener Kellnerinnen ſind ein ſchöner Menſchenſchlag von 16 bis 30 Jahren. Aelter werden ſie nur ſelten angetroffen. Junge Jahrgänge werden beſonders geliebt. In ihrer Kleidung lieben ſie die hellen Farben, ſie iſt nach der üblichen Mode zugeſchnitten. Das Riegelhäubchen darf nicht fehlen. Aus alten Kellnerinnen werden oft Caffeewirthinnen, oder Haushälterinnen bei Hageſtolzen gemacht. Im erſtern Falle bewahrten ſie ihre frühere Liebenswürdigkeit; im Letztern ſollen ſie ihren Character verändern.

Dieß aber iſt die kurzgefaßte Naturgeſchichte der Münchener Kellnerinnen.

Sehr freundliche Exemplare davon trifft man im „grünen Baum," einem kleinen Häuschen am Strande der grünen, raſch dahinſtrömenden Iſar, wo die Flöſſe nach Wien abgehen, und von wo man jetzt zu Waſſer nach den Mündungen der Donau reiſen kann. Dieß wird dem „grünen Baum" jedoch weder an Reiz, noch an Celebrität einen Zuwachs zu verleihen im Stande ſeyn. Die Zimmer ſind hier eben ſo klein und niedrig, wie in den früher geſchilderten Kneipen, aber das Bier iſt noch beſſer, kräftiger, friſcher, und der Zudrang ſo außerordentlich, daß man

nur mit Mühe Platz erhalten kann. Hieher ging Spindler jeden Abend während seines Aufenthaltes in München, und die hübsche Wirthin, rund und drall, mit dem stets lächelnden Munde, hatte aus alter Anhänglichkeit gleich nach ihrem Erscheinen schon die Nonne von Gnadenzell verschlungen, ehe ich sie noch einmal kannte, da ich doch Spindler sehr schätze.

Die Wirthin zum „grünen Baum" hat ein sehr gesundes Urtheil, aber es ist etwas einseitig, weil sie nur jene Novelliſten kennt, die Bier bei ihr getrunken haben. Um die andern kümmert sie sich gar nicht. „Der Herr muß wohl noch niemalen nicht nacher München gekommen seyn," sagt sie etwas geziert, wenn man ihr von dieser oder jener Erscheinung in der schönen Literatur spricht, deren Verfasser ihr nicht persönlich bekannt wurde. Ich verdanke es dem „grünen Baum" allein, daß ich diesseits der Isar eine gefühlvolle Leserin gefunden habe.

Der „Duschl-Keller" ist ein Ort, der — wenn er auch nicht eben nach mohamedanischen Begriffen — ein Paradies genannt werden kann, doch nach Münchener Begriffen nicht sehr davon verschieden seyn wird. Hier sind einige reinliche Zimmer, mit langen Tischen und Bänken; in der Küche prasselt stets ein flackerndes Feuer, die Hühner drehen sich am Spieß und das Bier ist excellent.

Im vergangenen Herbste brachte ich einen Abend dort zu. —

Unweit von mir saßen einige Jünglinge in moderner Kleidung, mit auffallend gelben Gesichtern, schwarzen Bärten und struppigen Haaren. Ich hielt sie anfänglich für Griechen; ihre Sprache und der slavische Schnitt der Nase und Augen zeigten mir bald, daß sie aus den türkischen Fürstenthümern waren. Einige Bürger, die an demselben Tische getrunken hatten, standen auf, und da Jene sich nunmehr etwas weiter und bequemer auseinanderrückten, hatte ich nichts zu thun, als mich ein wenig zu nähern, um von ihnen bemerkt und in's Gespräch gezogen zu werden, das sie jetzt Französisch und Italienisch fortführten.

Die Wallachen stehen hier nicht im besten Rufe. Man hält sie für roh und wild und erzählt von ihren weit verbreiteten Händeln. Mit Pistolen wissen sie übrigens sehr geschickt umzugehen, und beleidigen lassen sie sich nicht, ohne sich sogleich dafür zu rächen. Das wird ihnen nun hie und da übel genommen. Meine neue Bekanntschaft an dem Tische des Duschl-Kellers zeigte jedoch die friedlichsten Gesinnungen, und wir wurden bald vertrauter.

Sie waren von vornehmen Geschlechtern, ein Paar Bojaren darunter. Ihre Art und Weise, so wie ihre Unterhaltung erinnerten mich an einige Russen, deren Bekanntschaft ich in frühern Jahren gemacht hatte. Dieselbe Sucht, sich modisch zu kleiden, dieselbe Eitelkeit auf körperliche Schönheit, dieselbe wilde Grazie im Benehmen, dieselbe Sinnlichkeit. Es

wurde viel von verliebten Abenteuern und von Pferden gesprochen; auch legten Einige Proben ihrer Stärke ab.

Unter Anderm riß ein junger, schmächtiger Mensch ein ganzes Spiel Karten auf Einmal mitten entzwei, und rollte mehre Zinnteller zusammen, ohne sich im Geringsten dabei anzustrengen. Es wurde laut gesprochen und viel gelacht. Die eigentlichen Griechen sind schüchterner. Sie sprechen leise und lachen heimlich, nur wie verstohlen. Auch sind sie viel süßlicher und zärtlicher in der Freundschaft. Bei den Wallachen erscheint Alles stürmischer.

Einer von ihnen hatte eine schöne Stimme und sang im Nachhausegehen einige Lieder, deren Melodie sehr klagend und weich klang. Er übersetzte sie mir dann, und ich fand, daß die Worte, obgleich sie sich sehr gut zur Melodie singen ließen, doch nicht recht dazu paßten. Sie waren wild und schauerig. Ich gebe sie hier, ohne von dem Meinigen etwas hinzuzuthun. Zierliche Verse und Reime hätten ihre ergreifende Einfachheit zerstört.

I.

In Croatien lebt' ein Ban,
Rechts erblindet, links nicht hörend;
Rechts sieht er des Volkes Elend,
Links hört er Gebrechen an.
Reiche wurden angeklagt,
Angeklagte wurden hingerichtet;

So auch Woiwod' Zambolich,
Und Humanai=Bei, die Reichen,
Weil er ihre Schätze wollte.
Beide ſtarben Henkerstod. —
Da erzürnte drob der Himmel,
Und er ſendet ihre Geiſter
Zu des alten Banes Lager.
Humanai und Zambolich
Stehen nächtlich, ſtieren Blickes,
Zu den Füßen ſeines Bettes.
Und zur Stunde, wenn die Sterne
Bleichen, und der Morgen dämmert —
Schrecklich iſt es zu berichten! —
Neigen wie zum Hohne ſich die Geiſter,
Grüßend ihren Mörder — und die Köpfe
Fallen hin, dumpfrollend auf den Teppich. —
Nacht war's; kalte Winternacht;
Sprach der Eine von den Geiſtern:
„Siehſt, wie lang wir Dich ſchon grüßen,
Gibſt den Gruß uns nie zurück?" —
Und der Ban erhob ſich bleich und bebend;
Und als er ſich beugte wie zum Gruße,
Fiel ſein Haupt, hinrollend auf den Teppich.

II.

Zu mir, alter, weißer Adler!
Ich bin Gabriel Zapol,
Der Dich ätzte mit Panburenfleiſche,
Die mir immer arge Feinde waren.
Nun bin ich verwundet — werde ſterben —
Doch bevor Du Deiner Brut
Bringſt mein ſtarkes Herz zur Atzung,
Leiſte mir den letzten Liebesdienſt.

Nimm den Waidſack in die Krallen,
Trag' ihn hin zu meinem Bruder,
Auf daß er mich räche!
Drinnen ſteckten zwölf Patronen,
Zwölf Panduren ſiehſt Du todt;
Doch es kamen Dreizehn; Botzai
War dabei, der Feige;
Rücklings hieb er mich zuſammen.
Auch dieß Tuch nimm in die Krallen,
Weiß und fein und ſchön geſtickt,
Bring's zur ſchönen Khava, Adler!
Daß ſie ihre Thränen damit trockne. —
Und der Adler ſchwang ſich auf, und brachte
Zu dem Bruder hin den Waidſack,
Und er fand ihn ſchwer berauſcht von Branntwein,
Und das feine Tuch bringt er zur Khava —
Doch die ſchöne Dirne freite Botzai. —

Der Schluß des erſten Liedes macht gewiß einen höchſt ſchauerigen Eindruck, und das Teſtament, das der tapfere Krieger in die Krallen ſeines Adlers niederlegt, iſt groß und rührend zugleich. Characteriſtiſch ſind Beide.

Und wer ſie nun erſt ſingen hörte, von meinem ſchönen, gelben Jünglinge, wie wir über den Gaſteig hinſchlenderten, zu unſern Füßen die Iſar brauſend und ſchäumend, am jenſeitigen Ufer der ſchweigende, dunkle engliſche Garten, am Himmel der Mond, uns zur rechten die Häuſer von Haidhauſen, wo die wei-

ßen Statuen im Garten des Steinmetzen Nipfel, vom Mondschein beleuchtet, fast ein gespenstisches Ansehn erhielten. Sie grüßten aber nicht und verloren auch nicht die Köpfe, und wir hatten Alle gerade so viel getrunken, um sie auch nicht zu verlieren.

Caffeehäuser.

Unmittelbar an die Kneipen reihen ſich die Caffeehäuſer Münchens. Nicht ein Einziges iſt der Idee entſprechend, die der Fremde davon mitzubringen pflegt. Faſt alle ſind im erſten Stockwerke; man muß eine finſt're Treppe hinaufſteigen, und tappt oft lange umher, bis man den räucherigen Schlot auffindet, wodurch man in das Caffeezimmer gelangt. Ein auch zwei Billarde findet man hier; ſtets warme und kalte Speiſen, Wein und Bier; Caffee nicht zu allen Tageszeiten, und gewöhnlich ſehr ſchlecht.

Das Aushängeſchild dieſer Caffeehäuſer iſt aber eine Taſſe, die auf Wolken ruht! —

Eines der intereſſanteſten iſt das Fink'ſche, die ſogenannte Malerkneipe, vor dem Carlsthore. Hier verſammeln ſich die jungen Maler, und oft ſchon ſind Genrebilder mit dem Beifall der Kunſtwelt beehrt worden, deren Originale in dieſem unanſehnlichen Winkel zuſammengedrängt ſitzen. Vor einigen Jahren hat ein junger Mann, der leider zu früh der Kunſt entriſſen wurde, die ganze Malerkneipe, mit Allem, was

d'rum und d'ran hängt, ganz trefflich gemalt. Ein Bild, welches mehre Ausstellungen zierte, und großen Beifall fand.

Tamboſi iſt ein Name, der in München's Caffeewelt wohl den bedeutendſten, umfangreichſten Klang hat. Fragt man bei den Conzerten im Odeon, wer das gutbeſetzte Büffet hält, ſo heißt es Tamboſi; auf den Bällen, im Theater? gleichfalls Tamboſi; im Frohſinne? Tamboſi noch einmal! gibt man ſich ein Rendez-vous? ſo beſtellt man ſich zu Tamboſi im Hofgarten; will man Vormittags eine gute Taſſe Chocolade, ſo geht man in Tamboſi's Chocolade-Fabrike gegenüber der Theatinerkirche; gibt die vornehme Welt ein Diner, ſo beſorgt Tamboſi Glace und Deſſert, und wird es verlangt, auch Silber und Gedecke.

Alles, was Tamboſi in ſeiner Kunſt leiſtet, iſt ausgezeichnet und verdient den Beifall des Publicums. Sein Caffeehaus, das er im Hofgarten, unter den Arcaden des Bazars hält, iſt jedoch eben ſo entfernt von Eleganz, als die übrigen. Auch hier wird geraucht, Billard geſpielt und warm und kalt gegeſſen; Bier jedoch nur im Innern getrunken, an den Tiſchen unter den Bäumen des Hofgartens iſt es nicht geſtattet, eben ſo darf dort nicht geraucht werden. Dieſe Maßregel macht das Plätzchen dem Fremden beſonders werth und auch feine Welt und Damen ſieht man hier oft einige Stunden des Nachmittags zubringen.

Sein Büffet im Foyer des Theaters ist elegant, und gibt den Münchenern einen Begriff von eleganten Cafés anderer großen Städte.

Man ist der Meinung, daß sich ein Café nach Art derer auf dem Marcusplatze oder des Palais-Royal, in München wegen der vorherrschenden Neigungen zu Bier und Tabak nicht halten könne; ich jedoch glaube, daß eine Stadt von München's Einwohnerzahl, wo tagtäglich eine gewisse Anzahl von Fremden ein- und auswandert, die von Jahr zu Jahr zunehmen muß, mindestens einen geschmackvoll eingerichteten Raum genügend wird bevölkern können, wo man die öffentlichen Blätter, und Café, Sorbets, Chocolade u. s. w. findet, ohne von knallenden Bierstöpseln und dampfenden Pfeifen belästigt zu werden.

Der Bazar hätte eine sehr geeignete Lage dazu, und ich erblicke in Gedanken schon das weiß und blaue Zelt sich über dem herrlichen Trottoir in gehöriger Ausdehnung erheben. Wer es unternehmen sollte? Tambosi! Tambosi for ever! Encore Tambosi! Würden Engländer und Franzosen rufen. Aber Tambosi kennt die Caffeehäuser Italiens und Frankreichs *) und es ist nicht zu bezweifeln, daß er dem Bedürfniß am ersten, seinem ganzen Umfange nach, würde abhelfen können.

*) Er war chef d'office und glacier des verstorbenen Herzogs von Leuchtenberg.

Das Octoberfest.

(1 8 3 2.)

In unſerm Vaterlande ſind eigentliche Volksfeſte ſelten. Die Zeit der Weinleſe, den ſogenannten „Herbſt“ am Rhein und in Schwaben, kann man nicht wohl dazu zählen. Der Himmel läßt den Wein reif werden, das Volk trinkt ſich einen Rauſch und verpufft einiges Pulver dabei — das iſt Alles. In Hamburg iſt das Waiſengrün, ſeiner Intention nach, ein ſchönes Feſt. Es gewährt einen eigenen Anblick, wenn die mit Kränzen geſchmückten Waiſenkinder durch die alte Stadt herumziehen, und überall, noch ehe der Zug ſich naht, die Einwohner ganzer Straßen vor den Thüren ſich ſehen laſſen, um die milde, oft ſehr bedeutende Gabe in die Büchſe zu werfen und nebenbei auch noch dieſem oder jenem Bübchen oder Mädchen ein reichliches Geſchenk in die Hand zu drücken. Aber mit der Fröhlichkeit, mit der Volksfreude, iſt es dabei ſo gut wie nichts. Die armen, den ganzen Tag herum-

gehetzten Kinder werden, von Schweiß und Staub bedeckt, in ein Zelt vor dem Thore geführt und von der Stadtbehörde bewirthet; wobei sich's einige Bürger in den umliegenden Gärten auch wohl seyn lassen.

Ob der Stralauer Fischzug in Berlin als eigentliches Volksfest hier zu nennen sey, wage ich nicht zu entscheiden.

In dem katholischen Deutschlande hingegen sind die kirchlichen Feste und Umgänge, durch den sie begleitenden äußerlichen Pomp, zu gleicher Zeit auch zu den Volksfesten zu zählen, eben so bringt die kirchliche und religiöse Jahresabtheilung ähnliche Feste; wie z. B. der Carneval als heiteres, der Frohnleichnam und die Charwoche, als ernste und erhabene Volksfeste gelten mögen.

Ein Fest eigener Art wurde für München von einigen sinnigen Männern begründet, als der jetzt regierende König Ludwig, als Kronprinz seine Vermählung feierte. Der hohen Braut zu Ehren wurde es am ersten Sonntage im October, ungefähr um die Zeit ihres Namenstages gehalten, und aus diesen Gründen das Theresia- oder Octoberfest geheißen.

Ungefähr zwanzig Jahre, die seit jener Gründung verflossen sind, haben ihm immer mehr Ausdehnung verschafft, und ihm jetzt eine solche Sanction von allen Seiten angedeihen lassen, daß es als ein wahres Volksfest für Baiern betrachtet werden kann.

Vor dem Sendlinger Thore, seitwärts von der Straße, die nach Italien führt, liegt eine weite Wiese,

von einer langen, mäßigen Hügelkette eingefaßt, die zum Theil in Teraſſen abgetheilt, der Menge einen willkommenen Standpunct zum Ueberblicken des Ganzen gewährt. Gegen Süden erheben ſich ganz nahe einige Kirchdörfer, darüber hinaus eine ausgedehnte Strecke waldiger Höhen, die nun ſchon von herbſtlichen Tinten gefärbt werden und über Alles dieß ragen die Alpen empor. Von der andern Seite iſt es München, in erheblicher Ausdehnung, das ſich den Blicken präſentirt.

Auf dieſer Wieſe ſieht man hohe, blau und weiß gemalte Bäume, worauf eben ſolche Flaggen wehen, hin und wieder eingepflanzt, um den Rennkreis für die Roſſe, und die eigentliche Scene des Feſtes von dem Uebrigen abzuſondern. Ein mit grünen Tannen abgeſteckter Raum, von kleinen Hütten und Zelten umgeben, iſt zum Schießplatz beſtimmt. Auf einer Eſtrade erhebt ſich in blau und weiß das königliche Gezelt; ihm gegenüber auf der Teraſſe ein geräumig angelegtes Orcheſter. In einiger Entfernung hinter dem Zelte ſind die Abtheilungen für die Landleute, welche mit den Ergebniſſen ihres Fleißes, ihrer Einſicht und Kenntniß ſich zu dem Feſte einfinden, um einen Preis aus der Hand ihres Königs zu empfangen. Aufſchriften zeigen an, wo die Landleute ſich mit ihren verſchiedenen Zweigen der Viehzucht oder des Ackerbaues, hinzuſtellen haben, um den Augenblick abzuwarten, wo die Beſichtigung der Gegenſtände vor ſich gehen ſoll. Unweit davon werden neue Erfindungen, die auf die

Verbesserung der Landwirthschaft hinzielen, in Hütten und Zelten ausgestellt.

Doch alle diese Vorrichtungen sind vor dem eigentlichen Feste nur leer und todt und ziehen daher noch nicht die Aufmerksamkeit an. Mehr ist dieß ein mit hölzernen Arcaden rings eingeschlossener Raum im Stande, wohl so groß als ein bedeutender Marktplatz einer beträchtlichen Stadt, umgeben von leicht gezimmerten Hütten, die mit Tannenreisern, Blumenkränzen und bunten Schildern geschmückt, mit unzähligen blau und weißen Fähnchen bewimpelt, und größtentheils flachen Dächern, die Altane bilden, versehen, die Spaziergänger anlocken und mit Speis und Trank bewirthen.

Ueberall sind Gäste vollauf und jeder Wirth sucht es durch irgend eine Anzeige, die er an seine Hütte heftet, seinem Nachbar zuvorzuthun, um mehr Besuch an sich zu locken.

In der Mitte dieses Marktes des lauten Genusses erhebt sich ein Orchester, wo von dem Musikcorps des Bürgermilitärs an schönen Abenden gespielt wird; dessenungeachtet erschallt aber auch vor jeder Hütte Musik, hier ein Ländler, dort ein Volkslied, Lützow's wilde Jagd, und die Barcarole aus der Stummen, in der Restauration von Tamboſi eine Symphonie, aus der gegenüberliegenden zum „Könige von Griechenland" ein Straußischer Walzer.

Dieses Gewirre von Tönen, das in einem geschlossenen Raume unerträglich wäre, trägt hier jedoch zur Fröhlichkeit bei, und man fühlt sich durch Alles

dieß doch wenigſtens mit fortbewegt, wenn gleich nicht mit fortgeriſſen.

Tauſende ſpazieren auf und ab, während andere Tauſende ſitzend eſſen und trinken.

Equipagen und Fiaker halten ringsumher.

Ausgelaſſenheit wird nicht bemerkt, aber die Menſchen laſſen ſich's wohl ſeyn und gut ſchmecken. Erfreulich iſt es', daß die arbeitende, ärmere Claſſe der Geſellſchaft, die anderwärts nur von außen ſteht und neidiſch und begehrlich zuſieht, hier mitgenießen kann.

Fängt es nun an dunkel zu werden, und ſtreicht der trockene, wenn gleich kühle Gebirgswind, über die hochgelegene Wieſe, aus der ſich nur ſpärlicher Nebel hebt, ſo ſteigen Raketen und Schwärmer in den blauen Abendhimmel, die Muſik verſtummt nach und nach, aber die Menſchen werden lauter, und der Mond vom wolkenloſen Himmel herab, die Gebirgskette vom Dufte nun umzogen, die Wälder, die nächtlich daliegen, die tauſend Lichter, die in der Stadt angezündet werden und die hie und da, auch in den fern liegenden Dörfern auftauchen — geben der Scene neue Reize, und der Norddeutſche wandelt heiter durch das Gewühl, und vermeint, er ſey viele Grade tiefer nach dem Süden hinabgerutſcht, als es in der That der Fall war. —

— Eine ganze Woche der heiterſten Luſt und des ſchönſten Wetters war bereits verſtrichen und die Wieſe wimmelte von Gäſten. Man ſah dem eigentlichen Hauptfeſte, das am Sonntage den 7. October abgehalten

werden ſollte, erwartungsvoll entgegen. Von allen Seiten ſtrömten ſchon die Landbewohner der Hauptſtadt zu, um die Erzeugniſſe ihrer Provinz beim Feſte auszuſtellen. Die Ställe füllten ſich mit herrlichen Rindern und Pferden, welche durch Maſt und Zucht zu einem ſeltenen Grade der Vortrefflichkeit gediehen waren, ihren Beſitzern die höchſten landwirthſchaftlichen Preiſe verheißend, und das eigenthümlich regſame Leben, welches dieſe Gäſte in gewiſſen Bezirken verbreiteten, fing ſich auch ſchon an bemerkbar zu machen. In den Gaſthöfen war Alles beſetzt, und man begegnete auf den Promenaden Leuten, die in Betragen und Tracht leicht das Fremdartige errathen ließen.

Dabei regte ſich noch eine andere Erwartung, die ganz geeignet war die feſtliche Stimmung Aller bedeutend zu erhöhen.

Es war die Nachricht verbreitet worden, daß der zweitgeborene Prinz des Regentenhauſes, zur Krone von Griechenland berufen worden war, und bald gewann dieſe Nachricht ein offizielles Gewicht. Man erfuhr die Ankunft einer griechiſchen Geſandtſchaft in Trieſt, von wo ſie nach Beendigung der Quarantaine ſich nach München begeben würde, um die Huldigung ihrer Nation dem jungen Könige darzubringen.

Miaulis, Bozzaris, Koliopulos, nannte man als Mitglieder dieſer Geſandtſchaft; ohne irgend eine andere Stimmung bei dieſer merkwürdigen Gelegenheit angeregt zu fühlen, nahm es ſchon eine ungemeine Theilnahme in Anſpruch, dieſe Männer von Angeſicht

kennen zu lernen. Es war daher ein natürlicher Wunsch, die griechischen Gesandten beim Volksfeste erscheinen zu sehen. Durch die Erkrankung des Admirals Miaulis wurde jedoch ihre Ankunft zur bestimmten Zeit unmöglich gemacht, und auf Anordnung des Königs die Feier um acht Tage hinausgeschoben. Diese Maßregel erregte nur Steigerung des Vergnügens und der Erwartung, denn sie verlängerte die frohe Zeit um eine volle Woche, und da nun noch der zum eigentlichen Feste bestimmt gewesene Sonntag Regen brachte, so war die Zufriedenheit allgemein.

Mittlerweile traf der königliche Hof von Aschaffenburg, der Sommerresidenz, ein, und bezog das gewöhnliche Winterresidenzgebäude. Der junge König von Griechenland erhielt ein, seinem neuen Range angemessenes Apartement, in einem Flügel des Schlosses nach dem Hofgarten, eine Hartschierwache und alle dem Könige gebührende Ehren.

Man sah in den Straßen Landeskinder in der Uniform der neuen griechischen Garde, mit der griechischen Schärpe umgürtet, die zufällig gleich der baierischen aus blau und weiß besteht.

Die hoffähigen Cavaliere und die gesammte Diplomatie fuhren zur Aufwartung bei Otto I. in steifer Galla und mit ziemlich fremdartigem Gepränge.

Das Hotel der Grafen Preising, dem königlichen Schlosse gegenüber, wurde für die Regierungsmitglieder des neuen Königreichs eingeräumt; und eben so war dort Alles zum Empfange der Gesandten vorbe-

reitet. Neugierige umstanden zu allen Tageszeiten das alte, graue Hotel, dessen Pforten und Thore man nun wieder einmal nach langer Zeit geöffnet sah, und vor welchen zwei Posten hin- und hergingen. —

Durch diesen Aufschub war nun aber ein Tag, der sonst in die Octave des Festes gefallen wäre, in der Vorfeier desselben erschienen — ein Tag der Erinnerung, der Erhebung und der Trauer zugleich.

Im Jahre 1825 war es, als in der Nacht nach seinem Namenstage Maximilian Joseph die schönen, väterlichen Augen auf ewig schloß. Dieser Tag kehrte jetzt wieder und der Morgen desselben beschien zum ersten Male Griechenlands Krone auf dem Haupte seines Enkels, und die Krone auf seinem Sarkophage unter der Kuppel der Hofkirche zum heil. Cajetan.

Nachmittags strahlten unzählige Lichter durch die geöffneten Thore der Kirche. Umgeben von Hartschieren in der alterthümlichen Tracht und den Pagen in Galla, geschmückt mit den Orden und den andern Insignien der Herrscherwürde, unter einem Trauerbaldachin, erhob sich der Sarkophag, unfern des Hochaltars, wo die Vigilien gehalten wurden. Ueberall auf schwarzen Drapperien sah man das baierische Wappen angebracht. Am darauf folgenden Morgen wurde eine Todtenmesse gefeiert.

Auch dieses ernste Trauerfest lockte die Masse an; auch dieser lugubre Glanz befriedigte die Neugier der Herbeigeströmten.

Doch seitwärts in den Capellen knieten alte vom

Schmerz berührte Geſichter, die aus tiefergriffenem Herzen Gebete für das Seelenheil des vortrefflichen Mannes zum Himmel ſteigen ließen, der auf dem Throne ein der Menſchenliebe ganz gewidmetes Leben, im ſiebzigſten Jahre noch zu früh für die Leidenden beſchloß.

Die aus allen Theilen des Königreichs zuſammengeſtrömten Landleute durchziehen am Sonnabende, der dem Sonntage des eigentlichen Feſtes unmittelbar vorhergeht, in ihren Feſttagskleidern die Stadt, und vermehren das Gewühl, welches alle Straßen und Plätze erfüllt, um ein Beträchtliches.

Alles was München Sehenswürdiges enthält, iſt dem Publicum geöffnet, und zu dem Elfenbeincabinet, den phyſikaliſchen Sammlungen, dem naturhiſtoriſchen Muſeum und den braſilianiſchen Curioſitäten ſieht man lange Züge Neugieriger durch die weit offenen Pforten ein- und ausgehen.

Vor Allem ſind es aber die Herrlichkeiten des königlichen Marſtalls, der Sattelkammer und die Remiſen der Hof- und Staatswagen, welche die Aufmerkſamkeit der ländlichen Gäſte in Anſpruch nehmen. In dieſen Räumen wird das Gedränge ſo, daß man nur mit Mühe hindurch zu kommen vermag. Was ſind aber auch die kunſtvollſten Cabinetsſtücke gegen einen Wagen von Spiegelglas, wo ein goldener Engel den Bock trägt und Drachenköpfe und Blumengewinde ſich in Pracht überbieten, und wobei das wirklich Wunderbare iſt,

daß ſelbſt acht ſtarke Pferde im Stande waren, den Koloß fortzubewegen. Mehr noch als die Wagen aber ſind es die Schlitten, die angeſtaunt werden müſſen. Hier reitet ein, das Poſthorn blaſender, Engel, auf einem Delphin, dort ſitzt eine ganz natürliche Nymphe, mit roſafarbenem Leib und ſchwarzen Haaren auf einer Muſchel, weiterhin erblickt man einen Drachen ganz in Gold, in deſſen rothſammtenem Bauche einſt die mächtigſten und huldreichſten Damen ſich über die glatte Schneedecke hinziehen ließen.

Dieſen baroken Geſchmack an Schlitten findet man in allen jenen Ländern, wo das Schlittenfahren zu den ſeltenen Vergnügen gehört, er verſchwindet im Norden, wo eine wahrhaft geſchmackvolle Eleganz ſich über Alles darauf Beziehende verbreitet.

Auch die Kunſtausſtellung zog die Volksmenge in hohem Grade an. Erfreulich war es, die ſchnurrbärtigen Gebirgsbewohner in ihrer maleriſchen Tracht, vor den großen Tyroler Schlachtgemälden zu ſehen, oder vor ſchön gemalten Pferden, und die Mädchen vor den religiöſen Schildereien, mit einer Andacht und einem Ausdruck von Bewunderung im Geſichte, die dieſen liebenswürdigen Naturkindern vortrefflich anſtanden.

Auf dem Platze vor der Reitſchule hatte das eigentliche Landwirthſchaftsfeſt bereits begonnen. Das zur Preisbewerbung beſtimmte Vieh war hier zuſammengetrieben worden und Alles ging mit einer nicht

genug zu lobenden Oeffentlichkeit zu. Hier war von keiner Deviſe, von keiner Chiffre, von keinem verſiegelten Zettel die Rede, wie bei literariſchen Preisbewerbungen; da ſtand der Bauer, daneben ſein Stück Vieh, und das Urtheil wurde geſprochen. Dennoch fehlte es nicht an den verſchiedenartigſten Bewerbungen. Hier war es eine Idylle in einem kleinen Pferche, Schaafe mit feiner Wolle; dort Ingredienzien zu einem Schlachtgemälde, bäumende und ſchlagende Hengſte; weiterhin ein häusliches Stilleben, glatte, breitgeſtirnte Rinder und Kühe; als freche Satyre, die weithin ekelerregenden Duft verbreitenden, ſpringenden Böcke; und zuletzt als ergreifende Familienſcene, eine Sau mit ihrem Wurf, vierzehn an der Zahl, die im aufgewühlten Erdreich einer behaglichen Ruhe genoſſen. —

Kanonenſchüſſe, die vom frühen Morgen, während des ganzen Tages, in abgemeſſenen Pauſen ſich vernehmen ließen, deuteten inzwiſchen auf eine ernſtere Feier. Man ſah Gallawagen durch die Straßen rollen und Militair, wie zur Parade, aufziehen. Die St. Michaelskirche war weit geöffnet und Wache am Portale, mußte dem übermäßigen Andrange Schranken ſetzen. Hier wurde das Todtenamt für die gefallenen Max-Joſephs-Ritter begangen. Eine ſolche militairiſch-kirchliche Feier iſt ſtets geeignet, dem Haufen zu imponiren, um wie viel mehr hier, wo eine ſo gemiſchte Volksmenge daran Theil nehmen durfte, die ſchwerlich die eigentliche Bedeutung des Trauerfeſtes ganz zu faſſen im Stande war.

Die Diplomatie dauerte mich aber sehr in diesen Tagen. Das große Costüm mußte angelegt werden und der Galla ward kein Ende. Da diese Feste nun von ganz speziellem Interesse für das Land waren, und weiter keine politische Beziehung hatten, so sah man diese zum Theil nicht uninteressanten Gesichtsbildungen, hier ziemlich nüchtern und theilnahmlos dareinschauen.

Der politische Act des festlichen Dramas war nämlich noch nicht angegangen. Die hauptsächlichsten Personen fehlten noch. Es hatten sich beunruhigende Gerüchte im Publicum verbreitet: die griechische Gesandtschaft werde erst nach dem Feste in München erscheinen. Der König hatte einen seiner Adjudanten den so sehnlichst erwarteten Gästen bis an die Gränze entgegengesandt.

Abends endlich ward die Menge, welche das Hotel der griechischen Regentschaft umstand, mit einer offiziellen Kunde erfreut. So eben war die Nachricht angelangt, daß die Gesandten auf dem Wege zur Hauptstadt seyen, und ein königlicher Fourier hatte sich bereits in ihr Hotel verfügt, um die Tafel auf sieben Uhr Abends anzuordnen.

Der ungestüme Wind, der bei übrigens heiterm Himmel, den ganzen Tag gewährt hatte, war nun stiller geworden, aber wie es vorauszusehen war, fing jetzt ein leichter Regen an, der für Morgen anhaltend zu werden drohete. Kein Stern war sichtbar, der Abend unfreundlich, tiefe Finsterniß ringsum; dennoch

blieben die Gruppen frierend und plaudernd beiſammen, und ſchaueten nach den erhellten Fenſtern des Geſandtſchaftshotels hinan.

Da ſprengte plötzlich ein Reuter auf keuchendem Roſſe einher. Es war der Poſtmeiſter der nächſten Station und nicht lange, ſo raſſelten die ſchweren Reiſewagen von klatſchenden Poſtillonen im Sturme geführt daher, und man konnte ſich der beruhigenden Gewißheit überlaſſen, die griechiſchen Gäſte in München's Mauern zu beherbergen. —

Trotz eines ungünſtigen Wetters füllte ſich am andern Tage die weite Thereſiawieſe mit einer ungeheuern Volksmenge. Kundige Leute haben ihre Zahl auf 80,000 angeſchlagen. Die Terraſſen, welche die Wieſe im Südweſten einſchließen, waren überſäet, und in den Hütten und bei den ausgeſtellten Sehenswürdigkeiten wogte der Haufe, der durch lange Züge aus der Stadt, die ſich von verſchiedenen Seiten der Wieſe näherten, noch vergrößert wurde.

Die Sonne brach ſich Bahn durch dickes Gewölk, ein blaues Feld nach dem andern, wurde am Himmel ſichtbar, und die verſammelten Baiern richteten nicht ohne patriotiſche Anwandelung ihre Blicke auf dieſe, günſtiges Wetter verheißende, Farbe.

Das klingende Spiel, der vor dem Zelte des Königs Spalier machenden Bürgergarde, welches nun vernehmbar wurde, zog die Aufmerkſamkeit plötzlich nach jener Seite.

Jeder eilte, ſich einen feſten Platz zu erringen,

von wo er gemächlich die nahenden Herrlichkeiten überschauen konnte. Rings um das Königszelt, das nach allen Seiten offen war, hatte sich eine weite Tribüne erhoben, groß genug zur Aufnahme einiger hundert Personen. Dieselben Stufen, die in's Zelt führten, geleiteten auch zu ihr, und obgleich von zwei Gendarmen bewacht, konnte man frei hinaufsteigen, um der Person des Königs so nahe als möglich zu seyn.

Plötzlich erscholl der Ruf „die Griechen! die Griechen!“ die Köpfe aller der Tausende flogen mit einem Male, wie auf's Commando nach der Einfahrt zur Wiese; die Wachen präsentirten, ein königlicher Vorreiter sprengte an, ein Sechsgespann flog nach, und aus dem zurückgeschlagenen Wagen stiegen drei Männer in griechischer Kleidung, von ganz verschiedenartigem Aeußern, und begaben sich auf die dem Königszelte gegenüber erbaute offene Tribune, hinter welcher das große Orchester, worauf alle Musikchöre der Garnison versammelt waren, amphitheatralisch sich erhob. Nun kamen noch einige Wagen, worin man das griechische Gesandtschaftspersonal und die Dragomans erblickte, die sich nach der linken Seite der Tribüne verfügten, während die Gesandten rechts ihre Plätze eingenommen hatten.

In der Mitte stand die interessanteste Person, der kühne, schlaue, greise Miaulis, jener verwegene Admiral, den die Gewässer alle kennen, welche die griechischen Inseln und die türkische Küste anspülen; der seit Jah-

ren mit dem alten, wilden Elemente vertraut, sich selbst dessen Character aneignete, seinen Felsen Trotz, seinen Wellen Muth, seinen Stürmen List entgegensetzte, und so stets auf gutem Fuße mit jenen tückischen Gewässern blieb, die nicht wie der offene, weite Ocean großartig zürnen, sondern hinterlistige Riffe bereit haben, sorglos Schiffende zu zerschellen. Dieser Mann war es, der mit zerstörender Feuermacht im Bunde, den schäumenden Brandungskessel durchschlich, und die nächtlichen Wogen in ein brennendes Meer verwandelte.

In ganz unscheinbarer Tracht, fast nach europäischer Weise war er gekleidet; weite dunkelfarbige Pantalons, eine eben solche Jacke auf Husarenmanier mit schwarzen Schnüren besetzt, ein rother Gürtel, worin Waffen steckten, und dazu die bekannte griechische Mütze, bedeutend hoch, mit dunkelm Seidenbüschel versehen. Das Gesicht war voll, bleich; eine hohe Stirn, von den Haaren war nichts zu sehen; ein dünner, weißgrauer Schnurrbart; Treuherzigkeit um den Mund, Klugheit und List in den etwas nach den Winkeln zusammengekniffenen Augen. Seine Gestalt untersetzt und voll.

Ihm zur Rechten befand sich Bozzaris, im nationellen, weißen Untergewande und reich gekleidet. Er hatte einen hellgrünen, kurzen Pelz übergeworfen und sah alt, bleich und grämlich aus.

Koliopulos war im reichsten griechischen Costüm von rothem Sammt mit Gold, in funkelnden Waffen

und schien der jugendlichste von den Dreien. Ein voller, schwarzer Schnurrbart stand seinem Gesichte sehr wohl an.

Kaum hatten die Gäste ihre Plätze eingenommen, als abermals schwarze Wolken, die lange schon von Nordwest herübergedroht hatten, dergestalt sich zu entladen begannen, daß im Augenblicke Tausende von Regenschirmen längs der Terasse aufgespannt wurden. Dieß gewährte einen sehr drolligen Anblick, und ein weithinschallendes Gelächter brach aus. Nicht lange jedoch, so war die Luft reiner wie früher, die Wolken zogen dem Gebirge zu, freundlicher Sonnenschein strahlte auf die frohe Versammlung, und die Regenschirme wurden eingezogen.

Da donnerten Kanonen auf den Sendlinger Höhen und verkündeten die Abfahrt des Hofes aus der Residenz. Eine lange Wagenreihe rollte nun langsam vor die Stufen, die zum Königszelte führten. Der Hofstaat im Costüm, und die Gesandten mit ihren Damen stiegen aus. Die vornehmen Leute mußten gewaltig frieren in ihren Escarpins, den gallonirten Fracks und den bloßen Köpfen, während arme Teufel, die von Niemand bemerkt den Erdball nach allen Richtungen bekriechen dürfen, sich frei und unabhängig in den wärmenden Flaus hüllten, den groben Filz tiefer in die Augen drückten, und dabei eine recht ordinäre Freude empfinden konnten.

Im offenen Wagen erschien nunmehr der König an der Seite seines Sohnes, des jungen Königs von

Griechenland. Die Könige erhoben ſich und grüßten noch im Wagen die griechiſchen Geſandten, welche dem Cerimoniell zufolge, nicht im königlichen Zelte ſeyn durften, da die Antrittsaudienz noch nicht ertheilt worden war.

Ein zweiter Wagen brachte die Königin Thereſe, Königin des Landes und des Feſtes. Donnerähnlicher, ununterbrochener Vivatruf! Der Kronprinz und Prinz Carl, Bruder des Königs befanden ſich in dem Wagen der Königin.

Von nun an ließ ſich Muſik abwechſelnd in Inſtrumental- und Vocalſätzen hören. Eine im Zelte befindliche Ausſtellung wurde in Augenſchein genommen, während man ein Frühſtück ſervirte. Unter einem Vordache wurde ein rothbedeckter Tiſch hergerichtet, worauf von den Abgeordneten der Stadt die verſchiedenen Preiſe ausgelegt wurden; die gleich Trophäen rings um das Zelt aufgeſteckten Preisfahnen ſtellte man zuſammen, und trotz einer heraufziehenden, bedrohlichen Wolke, ſollte die Vertheilung ihren Anfang nehmen.

Man machte Platz, um das in Reihen aufgeſtellte Landvolk nach und nach vorbeiziehen zu laſſen. Es gewährte jetzt einen höchſt erfreulichen Anblick, dieſen langen Zug kräftiger Menſchen zu ſehen in ihrer maleriſchen Tracht; den reichen, phlegmatiſchen Bauer der fetten Ebene und den kernigen, muthig dreinſchauenden Oberländer.

Sie führten ihre ſchönen, ſtattlichen Thiere, die

ſie durch unmerkliche Kunſtgriffe zu Sprüngen und andern muthvollen Aeußerungen der Kraft zu reizen wußten, um ſie im ſchönſten Lichte zu zeigen, und dann mit Sicherheit wieder vor den Augen des Monarchen zur Ruhe zu bringen. Laut wurden die Namen verleſen, laut der zuerkannte Preis ausgerufen, dann ertheilt, und der Belohnte zog beglückt durch die gaffende Menge.

Das Schauſpiel muß wohl intereſſant geweſen ſeyn, denn ſelbſt die Damen ſcheueten ſich nicht, aus dem Zelte auf die Tribüne zu gehen, wo ein vom frühern Regen ganz durchweichter Teppich lag und wo ſie bei den dünnen Sohlen allerdings naſſe Füße wagten.

Der unterdeß wieder zunehmende Regen veranlaßte jedoch den König, die Preisevertheilung einſtellen zu laſſen, um zu dem Schluſſe der Feſtlichkeiten an dieſem Tage, dem Pferderennen, zu ſchreiten. Es hatte ſich eine ſo ſchneidende Kälte fühlbar zu machen angefangen, daß der längere Aufenthalt im Freien für Damen ganz unmöglich wurde.

„Ah, j'en ai assez pour cette fois!“ hörte man zitternd vor Kälte von ſchönen Lippen und eilig wurde unter das ſchirmende Zeltdach gehuſcht. Dieß verbitterte mir einigermaßen meine Freude, daß ich die Damen in ihrer luftigen Tracht ſo leiden ſehen mußte.

Die Rennrichter zu Roß, mit blau und weißen Schärpen behängt, ſprengten nun vor, hinter ihnen Knaben größtentheils in weiß und blau, die Preis-

fahnen tragend, woran die blanken baierischen Thaler, gar lustig, vom Winde bewegt, klapperten. Die ersten Preise hingen an prächtig gestickten Fahnen, worauf die Chiffren des regierenden Königs, der regierenden Königin, des geliebten Max Josephs, und des Königs von Griechenland, bemerkt wurden. Letztere trug ein Knabe in griechischem Costüm.

Die Rennpferde, die rothen und blauen Jokei's darauf, umritten zuerst langsam die Bahn, die sie dann drei Mal zu umfliegen hatten. Dieß Schauspiel schien die griechischen Gäste am Meisten zu interessiren. Nach dessen Beendigung entfernte sich der Hof und sämmtliche Gesandtschaften, indeß die Stadtbehörden die Preisevertheilung fortsetzten.

Das schlechte Wetter hatte den höchsten Grad erreicht und klärte sich erst am späten Abend wieder auf.

Die Hütten der Wirthe füllten sich mit halberstarrten Menschen, die auf alle Weise sich zu erquicken und zu erwärmen suchten; Andere eilten der Stadt zu, um in dem erleuchteten Theater den Hof in Galla erscheinen zu sehen.

Am andern Morgen erweckte mich der Thurmwart von Sanct Peter mit seinen Gesellen nach althergekömmlicher Weise. Er ließ ein „Heil Dir im Siegerkranz“ von Posaunen in den grauen Herbstmorgen hinaustönen.

Eine Stunde darauf, als es schon hell geworden war, rauschte die imposante Tages-Reveille von allen Trommelschlägern und Musikchören der Garnison durch

die Straßen der Stadt, zu gleicher Zeit ließ ſich Kanonendonner hören, um den Tag der Königin feierlich zu begrüßen. In den Straßen war es, obgleich noch ſo frühzeitig, lebendiger als je am Tage, und auf dem Platze, wo ich wohnte, ſtanden Gruppen von Landleuten im bunteſten Gemiſche, die ſich in gewohnter Weiſe mit Tagesanbruch erhoben hatten.

Hin und wieder ſah man auch ſchon Heimkehrende auf ihren ländlichen Fuhrwerken, mit den erworbenen Preisfahnen flatternd in der Luft, die ſie mit ſtolzem Selbſtgefühl in das ſtille, einſame Dörfchen bringen, dort Nacheiferung erwecken, und ihre Trophäe für Kind und Enkel in hohen Ehren aufbewahren.

Mit jeder Stunde nahm das Gewühl zu und es war auf einigen Puncten ein ſolches Gedränge, daß man nur mit Mühe durchkommen konnte.

Die Kirchen füllten ſich mit Betenden für das fernere Heil der Landesmutter, und der Hof, die Diplomaten und die griechiſche Geſandtſchaft konnte man in Staatsequipagen nach der Hofkirche zum heiligen Michael fahren ſehen, um dem Te Deum beizuwohnen.

Truppen zogen indeß mit wehenden Fahnen zur Parade und überall hörte man den Schall der dröhnenden Trommel und das betäubende Gelärm der türkiſchen Muſik, was jedoch den nicht eben fein organiſirten Ohren des Landvolks recht ſehr zu ſchmeicheln ſchien.

Auch die Schützen begaben ſich mit Muſik, gemalten Schildern, Fahnen und andern Inſignien zur

Schießstätte auf die Wiese, wo die verschiedenartigen Schießübungen ihren Anfang nahmen, welche die ganze Woche über währten. In diesem Zuge bemerkte man vor allen Uebrigen die hervorragenden Gestalten der Gebirgsschützen mit ihren furchtbar sichern Geschossen im Arm.

Die Hauptfestlichkeit dieses Tages sollte jedoch erst um drei Uhr ihren Anfang nehmen: dieß war die feierliche Auffahrt der griechischen Gesandtschaft bei den Königen von Baiern und von Griechenland.

Eine Abtheilung Cürassiere, Trompeter an der Spitze, eröffnete den Zug, dann folgte eine Menge königlicher Gallawagen, prachtvolle Pferde, herrlich angeschirrt; Kutscher und Bediente in strotzenden Livreen, Vorreiter, Lakaien zu den Seiten des Kutschenschlages mit bloßem Kopfe, dann wieder Cürassiere. Die Wachen trommelten und senkten die Fahnen, eine unermeßliche Menschenmenge drängte sich hin und her, um den Zug recht zu sehen, der sich durch einige Hauptstraßen nach der Residenz bewegte.

Miaulis war ganz in seiner einfachen, dunkeln Tracht, wie beim Feste auf der Wiese. Vielleicht war es auch dieselbe, die er in der Quarantaine von Triest getragen! Er schien von Etikette nicht viel zu wissen.

Nach der Audienz kehrten die Gesandten mit demselben Gepränge in ihr Hotel zurück, um sich dann auf kürzerm Wege zum königlichen Mittagsmahle zu begeben, wobei die Hofcapelle Symphonien aufführte und Zuschauer auf die Gallerien gelassen wurden.

Abends fand festlicher Zapfenstreich bei Fackelschein vor der Hauptwache statt, und mit diesen Klängen wurde die Feier dieses Tages beschlossen. Der Himmel zeigte Sterne, es wetterleuchtete und man sah einem günstigen Witterungswechsel für den Rest der Woche mit froher Zuversicht entgegen. —

In den Häusern der Bürger war man indeß bei frohen Schmäusen versammelt. Die heitersten Familienfeste brachen mit dem Morgen dieses Tages an. In jedem Hause, wo sich eine Theresia befand, standen Geschenke bereit, die Freunde erschienen mit Blumen und Glückwünschen, und dieß ist der Vorzug, den die katholischen Namenstage vor der Geburtstagsfeier der Protestanten voraus haben — daß jenen ein höherer Grad von Feierlichkeit anhängt, da vielen Menschen zugleich derselbe Tag ein frohes Fest bescheert.

So war es auch hier der Fall. Sancta Theresia brachte Freude in die königlichen Hallen, wie in die niedrigste Hütte. Und während die Königin Therese an der Seite ihres Gemahls offene Tafel hielt, saßen in glänzenden Gemächern und in niedern Stübchen noch viele ihrer Namensschwestern, die sich des Tages freueten, denn sie führten den Namen der Königin, und darin hatte sie die Religion gleich gemacht, und ihnen Allen gleichen Antheil an der Freude gegönnt. —

Die vielen geschlossenen Gesellschaften veranstalteten die üblichen Bälle, die zum Theil glänzend waren.

Das Theater spielte bei den Feierlichkeiten eine ganz passive Rolle. Nichts Neues war mit besonderer

Beziehung vorbereitet worden, und somit konnte man nur die Erscheinung des Hofes in Galla, und die angezündeten Lichter zu den Festlichkeiten zählen. —

Aber die täglichen Belustigungen auf der Wiese nahmen — trotz der eingetreten Kälte — eher zu als ab.

Alles war gespannt auf das Feuerwerk, welches in diesem Jahre prächtiger, als in den frühern statt finden sollte.

Sonnabend den 20. war die Wiese Abends von einer Unzahl von Pechpfannen erleuchtet, welche den Fußgängern den Weg nach allen Richtungen hin zeigten. Auf der Höhe der Terasse, wo die Decoration des Feuerwerks sich befand, hingen schwebende Ballons, buntfarbig und beleuchtet, die vom Winde hin und her bewegt, einen hübschen Anblick gewährten.

Die frohe Menge, im Dunkeln sich regend und vernehmbar machend, wurde nur hie und da, und gleichsam wie durch Zufall beleuchtet. Das Ganze gewann dadurch einen wahrhaft phantastischen Reiz und erinnerte an das Intermezzo im Faust. Ich aber hielt es mit einem tüchtigen Fiaker, der mich hinausfuhr, und hatte nicht Lust, mich mit einem Irrlicht in einen Wettgesang einzulassen.

Das Feuerwerk war ganz in der üblichen Manier. Eine Fronte am Schlusse, ein Denkmal mit den Namenszügen des Königs und der Königin in Brillantfeuer, war das Bemerkenswertheste.

Am Sonntage darauf fand das zweite Rennen

ſtatt. Abermals waren Terraſſen und Wieſe voll Neugieriger. Die königliche Familie erſchien dießmal ohne Gepränge und nahm ihren Platz auf der Eſtrade, wo das Zelt geſtanden hatte, das jetzt ſchon entfernt worden war.

Es war zwiſchen 5 und 6, die Kälte wurde ſehr empfindlich und Viele gingen nach Hauſe, ehe das Rennrichter über die Bewerbungen entſchieden hatte. So endeten die Ergötzlichkeiten nach dreiwöchentlicher Dauer. Bei freundlichem, warmem Wetter hatte man dieſen Platz der Fröhlichkeit eingeweiht; bei meinem erſten Beſuche konnte ich kaum Schutz vor den Sonnenſtrahlen finden, und bei Froſt und Wind brach man Zelte, Buden und Hütten ab, und ich eilte, in meinen Mantel gehüllt, davon, ehe das Rennen zu Ende war.

So geht es mit allen unſern Freuden. Mit ähnlichen Empfindungen treten wir in die Welt und mit ähnlichen Empfindungen verlaſſen wir dieſelbe. Und dieſes Feſt von drei Wochen, an der Gränze zweier Jahreszeiten, die ſich dießmal ſo ſchroff ſonderten, mag uns als ein Bild unſers ganzen Lebens erſcheinen, das ſeinen Anfang voll Hoffnungen, ſeinen Gipfel des Genuſſes, ſein Ende mit ſpärlichen Freuden und Herbſtfröſten, doch wohlthätig erwärmenden Rückerinnerungen hat.

Die fröhlichen Landleute ſind längſt heimgekehrt; die Wieſe iſt ihres feſtlichen Schmuckes beraubt, die noch vor Kurzem gelben Bäume ſind ſchwarz gewor-

den, die blauen Berge weiß, und Alles iſt ſo winterlich — ſtill — ruhig. Auch die griechiſchen Gäſte zogen fort in die wärmere Heimath. Doch das Mutterherz hat unter Luſt und Freudentaumel ängſtlich gepocht; die Augen der Königin, die ſich hefteten auf den blühenden, hoffnungsvollen Jüngling, ſie ſahen nicht das neue Diadem voll blitzender Steine und grünender Kränze, ſie ſahen nur die braune, jugendliche Lockenfülle darunter. —

Schon oftmals wurde das Octoberfeſt in München mit Feſtlichkeiten verbunden, die am Hofe ſtatt fanden, und in der königlichen Familie eine Bewegung verurſachten, die das ganze Land mitempfinden ſollte. So ward vor zehn Jahren die Vermählung des Kronprinzen von Preußen mit einer baieriſchen Prinzeſſin während des Feſtes begangen, wodurch dieſem eine nicht unbeträchtliche Beigabe von Glanz und Herrlichkeit zugemeſſen wurde. Ohne ſolche Veranlaſſung iſt es jedoch nicht beſonders erheblich zu nennen und hat in dieſem Jahre (1834) noch überdieß durch die Abweſenheit des Königs und der Königin, ſeine prunkende Feierlichkeit gänzlich eingebüßt.

Walhalla für Baiern.

Auf der Wieſe, wo das Octoberfeſt gehalten wird, ſoll ſie erbaut werden. Nur ausgezeichneten Baiern iſt ſie geweiht. Frauenhofer, Weſtenrieder, Eduard v. Schenk u. ſ. w. wird man hier aufſtellen. Der Gedanke ſcheint mir ſchicklicher als jener zur Walhalla für Deutſchland, die bei Regensburg angelegt wird. Ich hatte das Glück, ſchon viele ausgezeichnete Männer des Vaterlandes zu ſprechen, die an ganz etwas Andres dachten, als an ihren Platz in der Regensburger Walhalla, und als ich ſie des Spaßes wegen darauf brachte, gar keinen Werth darauf legen wollten.

„Der Platz, den ihnen die Nation anweiſ't," meinten ſie, „ſey ihnen genug und mehr werth als der, den ihnen eine Commiſſion von „Sachverſtändigen" in München anweiſen könnte, wenn anders noch eine ſolche Commiſſion darüber zu beſtimmen haben dürfte."

Mit den eingeborenen Baiern iſt das ein Anderes, in dieſer Walhalla des Octoberfeſtes. Ich nenne ſie

ſo, wegen der Lage, die man ihr gegeben, und weil ſie wahrſcheinlich — immer an dieſem Feſte geöffnet werden wird. Es erhebt ſich hiebei nur die Frage: werden die hier aufgeſtellten Größen, der Ehre verluſtig gehen auch in der allgemeinen Walhalla zu Regensburg verewigt zu werden, oder werden ſie es doppelt — hier und dort — ſeyn? Ich glaube das Letztere, und es iſt billig, daß die Eingeborenen auch hier etwas vor den Andern voraus haben, da das Ganze doch auf altbaieriſchem Grund und Boden erwächſ't.

Es ſollen bereits mehre berühmte Männer für beide Walhallen in Marmor ganz fertig liegen. Vor der Münchener wird eine coloſſale Bavaria in Erzguß ſtehen und Wache halten, daß ſich nichts Fremdes nach dem Tode hier einſchleiche. —

Allerseelen, Weihnacht, Krippen, Geweihtes.

1.

Der Sturm heult und peitscht Regen und Schnee in wilder Vermischung durch die Luft; die Sonne scheint nicht; schwarze Wolken fliegen am Himmel vorüber; es ist ein Münchener Novembertag. — Was treibt die langen Züge von Herren und Damen an, bei diesem ungestümen Wetter durch die Straßen zu wallen? Alles ist schwarz gekleidet — in tiefer Trauer — die Bürgerfrauen und Mädchen sind in der Klaghaube, von schwarzem Drath mit Schmelz geziert. Zwischen diesen Gruppen von düstern Gestalten, werden eilig Blumengewinde, grüne Kronen und Kreuze getragen, und große Lampen von dunkelblauem Glase. Welch' ein Fest bereitet sich? Es scheint eine Trauerfeierlichkeit, welche die ganze Bevölkerung in Anspruch nimmt. So ist es. — Man hält das Seelenamt für alle Todten, es ist das Gräberfest, das seinen ächt orientalischen Character durch zwei Jahrtausende bewahrt hat.

Sie sind alle geschmückt, die kleinen Hügel des Friedhofs, und zu Regen und Schnee, die sie befeuchten, gesellt sich heute die Thräne der Rührung. Jeder, der einen Lieben, Theuern hier ruhen hat, läßt Krone, Kreuz und Kranz ihm auf den Hügel legen, und die Lämpchen flackern in den blauen Gläsern daneben, wie das Leben der Opfernden selbst, und der ganze Gottesacker sieht aus wie ein reichverzierter, geschmackvoll erleuchteter Garten, und dieß bildet mit dem Orte und der dunkeln Menge, die sich auf den Gräbern umhertreibt, einen höchst ergreifenden Contrast.

Der Mann im Ueberrocke, den das Volk grüßt, und der die stattliche Frau, im Shawl, am Arme führt, ist der König mit der Königin, die zu Fuße hieher gekommen sind, trotz Wind und Wetter, um das Werk der Pietät zu üben. Diesem Paare schließen sich andere Vornehme an; auch sie haben Todte hier, die sie lieben und ehren, die aber fern von den Familiengrüften ruhen.

Bis spät am Abend währt das Fest. Schaaren gehen und kommen, man lös't sich ab; Blumen und Kränze werden überall feilgeboten; im Wandeln erwacht die Erinnerung an diesen und Jenen, dem man die Blumengabe opfern will.

— Und der Fremde, der weit hergereis't ist, der Niemand kennt, von Allen die hier schlafen, gedenkt seiner Heimath, kauft Blumen und wirft sie sinnend auf ein stilles Grab, dem kein Andenken hier blüht — das Grab des Fremdlings, wie er selbst es ist. —

München iſt an dieſem Tage wahrhaft liebenswürdig und voll von einer edeln Sentimentalität.

2.

Im kleinen, engen Stübchen ſitzt die Familie des Armen. Sie hungert und friert. Draußen iſt Winter, und die kärgliche Nahrung, die wärmende Suppe, das Bier, das kräftige Brod, ſind heute ausgeblieben. Es iſt ein großer Faſttag, und erſt nach dem Untergange der Sonne darf gegeſſen werden. Wie ſie warten und ſeufzen die Kleinen; zum Glücke für ſie iſt es im December; die Sonne wird bald Abſchied nehmen.

Während ſie nun ihren Heißhunger ſtillen, bereitet ſich in den Häuſern der Reichen das freundlichſte Feſt. Die armen Kinder ſehen drüben im Palaſte, durch die hohen Fenſter hundert Lichter ſchimmern, ein ganzer Tannenwald ſcheint zu brennen, Alles glänzt und ſchillert in Gold und tauſend Farben, jauchzende Kinder umſpringen lärmend die Gaben, entzückte Eltern und Verwandte wehren ſie ab, heben ſie auf, reichen dieß — das — man ſieht, wie ſie Alle von Freude berauſcht ſind.

Im engen Stübchen beten die Armen, groß und klein, den Roſenkranz, und danken für's Kummerbrod.

Im Palaſte wird es ſtill; Bediente löſchen die Lichter, man bringt die glücklichen Kinder zur Ruhe, und ſie träumen vom heiligen Chriſt und ſeinen ſchönen Gaben.

Die Armen beten immer fort; die Kleinen horchen ängſtlich geſpannt auf den Ton der Glocke, der die Geburt des Heilands verkündet, und ſie zur Kirche ruft. — —

Kein heiliger Nicolaus lebt in München, und keinem Reichen iſt es eingefallen, ſeine Rolle zu übernehmen; wie Er verhüllt durch die Dörfer ſeines Kirchſpiels, in der Chriſtnacht, zu wandern, und vor die Fenſter und auf die Schwellen der kleinen Häuſer, eine Gabe hinzulegen, die den Kindern, wenn ſie ſie am Morgen fanden, eine rechte Freude machen konnte. Dann hieß es: „der heilige Nicolo iſt da geweſen.“ Und deßhalb iſt der Tag dieſes Heiligen, das Beſcheerungsfeſt der armen Kinder geblieben. Darum verkleidet ſich irgend Einer aus der Familie als heiliger Nicolaus, mit einem langen Barte von Flachs, ein anderes Familienglied erſcheint in der fürchterlichen Maske des „Klaubaufs,“ ſeines Begleiters, die Kinder werden geängſtigt, gezwickt, mit Ruthen geſtrichen, verkriechen ſich in die Winkel und unter die Betten, und wenn die Peiniger fort ſind, und ſie nun neugierig hervorkommen, liegen wohl — wenn's hoch kommt — Aepfel und Nüſſe da, die zum Hineinbeißen einladen.

Dieß ſind die Freuden der armen Kinder am Abende des heiligen Nicolaus. — Wir aber ſind in der Chriſtnacht.

Die Uhr hebt aus; es ſchlägt Mitternacht vom Thurme; zugleich beginnt es mit allen Glocken feierlich zu läuten, und ein reges Leben wird in der Straße

vernehmbar. Die arme Familie hüllt ſich ein ſo gut ſie kann, denn die Nacht iſt kalt. Die Tochter hängt ſich an den Arm der Mutter, der Vater zündet die Laterne an und löſcht das Licht, der Junge läuft voraus; ſie verlaſſen ihre Stube und ſchließen die Thür.

Während die Andächtigen von allen Seiten unter fortwährendem Glockenläuten, in die offenen Kirchen ſtrömen, bewegen ſich junge, luſtige Leute dazwiſchen, mit andern Regungen im Herzen als die der Andacht.

Hier wird geſungen, dort gelacht; dieſe drängen und jagen hübſche Kinder, jene gehen in langer Reihe Arm in Arm, und ſperren die Straße. Man verfolgt viele Schönen, die in unordentlicher Nachttoilette unbemerkt in die heimlich dunkeln Gänge einer fernen Kirche zu gelangen hofften; man ängſtigt ſie, man freut ſich ihrer Verwirrung.

Neben der Andacht ſchreitet in dieſer Nacht ein wildes, burſchikoſes Treiben; oft ſchon wurden Rohheiten verübt, und eine Unzahl von bewaffneten Gendarmen, die ſich auf eine höchſt widerliche und zudringliche Weiſe bemerkbar machen, erhöhen das Unangenehme dieſes nächtlichen Tumultes.

Die Weihenacht am heiligen Grabe zu Jeruſalem gefeiert, mag die erhabenſte ſeyn; die in Rom, unter den Pilgrimmen bei St. Maria Maggiore, die intereſſanteſte; die in München iſt keines von Beiden. Ihre Feier, auf die eben beſchriebene Weiſe, die ſogenannte Chriſtmetten, wurde erſt unter der jetzigen Regierung wieder in's Leben gerufen.

Der Fremde thut wohl, sie zu verschlafen, wenn es der Lärm ihm verstatten sollte.

3.

Von Weihenacht bis Ostern drängt man sich in die Kirche, wo die heilige Krippe aufgestellt ist. Es ist dieß die plastische Darstellung der Hauptmomente aus dem Leben des Heilands. Jeden Sonntag wird eine Andere ausgestellt, welche die Woche über zu sehen ist, und die Neugierigen und Andächtigen versammelt.

Fast in den meisten Bürgerhäusern finden diese Darstellungen gleichfalls Statt, und man ist nicht selten geneigt, bedeutende Summen darauf zu verwenden.

Der Capellmeister Winter, Componist des unterbrochenen Opferfestes, besaß eine Krippe, welche auf sechstausend Gulden tarirt wurde. Die ziemlich großen Figuren waren alle sehr reich gekleidet, selbst Edelsteine und Perlen waren daran verschwendet. Die Requisiten, wie z. B. die Gefäße bei der Hochzeit zu Cana, waren sehr zierlich und kunstvoll von Silber verfertigt und größtentheils vergoldet. Dabei war das Theater mit sehr hübschen Decorationen und Maschinerien versehen, und zeigte Wasserkünste und Verwandlungen.

Fromme Leute befassen sich oft sehr ernstlich mit diesen Spielereien, und fragen ihre Geistlichen um Rath, um Decoration und Costüm zu berichtigen. So

viele Krippen ich jedoch schon sah, so fand ich immer die Hirten, wie in den Schäferspielen von 1750 gekleidet, die Juden wie moderne Türken, und die Frauen, wie Landesüblich in der Gegend, die Engel und Heiligen aber in steifen Röcken von Gold oder Silberzindel, mit weißen Wollperücken und Königskronen darauf, und Pracht und Glanz über sie ausgeschüttet.

Das Theater besteht gewöhnlich aus einem holperigen Gerüste, mit unregelmäßigen Erhöhungen und Vertiefungen, worüber eine gemalte Leinwand gespannt erscheint, die als Felsenwerk gemalt ist, und mit gestoßenem Spießglas oder Marienglas, auf den Lichtpunkten dick bestreut wird. Dieß Letztere scheint mir, nach meinen darüber gesammelten Beobachtungen, unerläßlich.

Auf dem hervorragendsten Theile dieses hügeligen Piedestals ist nun die Decoration einer Stadt, so gut es gehen will, angebracht, mit Thürmen, Zinnen, Thoren, Brücken. Oft en relief, oft nur gemalt. Dieß soll Jerusalem vorstellen. Zu dieser Stadt führen verschiedene Wege, mit zierlichen Geländern eingefaßt, und mit Bäumchen und Blumen besetzt. Hier zeigen sich Pilgrimme in verschiedenen Trachten. Ueberall erblickt man Höhlen, Brunnen, Grotten, und da sitzen bald Wanderer in Gruppen, oder einsame Beter, hier ein Eremit bei Todtenkopf und Buch, dort eine Schäferin mit ihren Lämmern. Je reicher dieß Tableau ausgestattet ist, desto schöner die Krippe. Auf dem untersten Postamente, von dem sich dieß Alles stolz erhebt,

iſt jedoch die eigentliche Darſtellung, welche die Andacht und Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen will. Durch künſtliche Verſetzſtücke bekommt dieſer Theil der Decoration ein immer wechſelndes Anſehen, den darzuſtellenden Gegenſtänden angemeſſen.

Bald iſt es das Haus der Jungfrau, der Stall mit der Krippe, ein prachtvoller Säulenſaal u. ſ. w. Thiere aller Art, Kameele, Elephanten, bevölkern den Raum neben den heiligen und unheiligen Perſonen der Darſtellung. Alles iſt hier plaſtiſch dargeſtellt; oft ſind die Gebäude mit unſäglicher Mühe, und wahrhaft künſtlich, mit genauer Beobachtung der Natürlichkeit zuſammengeſetzt, die Baumſtämme ſind mit Rinde und einer feinen Moos-Moſaik bekleidet, die Blumen fleißig und zierlich ausgeführt u. ſ. w.

Das Ganze iſt eine fromme Spielerei, und wie nun einmal die Leute, denen ſie gezeigt wird, noch in dieſem Augenblicke beſchaffen ſind, hier ganz an ihrem Platze.

4.

Am Oſterſonntage ſieht man alle Kirchen voll Weiber mit Körben an den Armen, worin Speiſen liegen, welche durch den Prieſter geſegnet werden ſollen. Man nennt dieß in der Volksſprache „Geweichtes" (Geweihtes). Gewöhnlich iſt es ein Kalbsbraten, ein geräucherter Schinken, ein Brod, Eier und ein Stück Meerrettig. Das Ganze wird am erſten Oſtertage

nach der Messe, zum Frühstücke aufgetragen, und besonders wird es den Familiengliedern anempfohlen, von dem Meerrettig zu essen, der sich sehr heilsam erweisen soll. Dieß ist ein orientalischer, aus den ältesten Zeiten herstammender Gebrauch, denn auch die Juden verzehren an ihrem Osterfeste Meerrettig, auf eine ganz eigene Weise zubereitet.

Alle hier angeführten Züge findet man wohl in der ganzen katholischen Welt, aber einige Nebenschattirungen, die dem Beobachter sich hier zeigen, erlauben nicht, sie in dem Panorama von München gänzlich mit Stillschweigen zu übergehen.

Bei den Franziscanern.

Ich war gestern in einem Kloster armer Bettelmönche. Eine beneidenswerthe Armuth, ein glückliches Betteln. Im Gebete der Frommen ist Kraft, und das haben sie vor andern Bettlern voraus.

Ehe ich nach dem Kloster ging, entwarf ich mir eine Schilderung, wie ich es wohl finden würde. Ein Kloster in unsern Tagen ist ein sehr romantisches Ding, dachte ich; Dichter, wie sie noch vor zwanzig Jahren unter uns von der Luft und ihren Versen lebten, würden manch' schönes Gedicht, eine Elegie oder sonst etwas nach solch' einem Besuche niedergeschrieben haben, ich — ein Kind der jüngern Zeit — mußte mich damit begnügen, ein Bild davon zu entwerfen.

Ich werde mich enthalten, meine überschwenglichen Gefühle zu schildern, wie der Elegiendichter es thut, aber ich will mich dafür bemühen, Gefühle in meinem Leser hervorzurufen. Ich werde karg seyn mit den Farben, weder die gebrannte Terra di Siena der untergehenden Sonne, noch sonstiger Reichthum der Lasuren, soll sich über meine einfache Schilderung ergie-

ßen; ich will nichts Unwahres heucheln, und melde daher, daß es ein ganz gewöhnlicher Abend war, wie er unter unſern Graden nördlicher Breite um die Mitte des Octobers zu ſeyn pflegt, und daß eine hölzerne Brücke mich an der offenen Kirche vorbei, woraus die Lichter des Hochaltars ſchimmerten, in das weiß übertünchte Haus führte, worin etwa ſiebzehn fromme Brüder des heiligen Franziscus wohnten.

Ich hatte von einem Freunde eine mündliche Empfehlung an den jungen Pater Euſebius erhalten, der erſt ſeit Kurzem den Stand der härenen Kutte ergriffen hatte und ſich wohl noch zu erinnern wußte, wie ſich's im Galopp ſo leicht drehen ließ mit einer guten Tänzerin, und welche Luſtigkeit in dem Kreiſe jurger Zecher ſich verbreite. Wie weit ſeine Stärke aber reichte, ſolche Erinnerungen in den Hintergrund zu drängen, wußte ich nicht, und ich nahm mir daher vor, mich ihm ſo ehrerbietig und ernſt als möglich zu nahen, um bei dem heiligen Manne kein Aergerniß zu erregen. —

Gleich beim Eintritt in das Gebäude bemerkte ich in einigen regelmäßigen Mauervertiefungen hölzerne Bänke und kleine Tiſche, worauf ſtattliche Krüge ſtanden, die ich ſogleich für ſolche erkannte, woraus man das allgemein bekannte und beliebte, aus Gerſte und Hopfen bereitete Getränk, zu trinken pflegt. Und ſogleich fiel mir ein, daß das Kloſter eben dieſes ſelbſt bereiteten Getränks wegen, eines beſondern guten Rufes genoß. Nun trat ich in den langen Gang, der

das ganze beträchtliche Gebäude durchschnitt. Alles war reinlich; die Wände, weiß getüncht, waren in einer gewissen Höhe mit schlechten Bildern geschmückt, wie es sich für ein Haus von Bettelmönchen in jetziger Zeit schickt, wo kein Leonardo, kein Caracci mehr daran denkt, umsonst und von frommem Eifer getrieben, die Wände solch' armer Brüder mit unvergänglichen Fresken zu schmücken.

Ein paar Mönche wackelten im eigenthümlichen Kuttenschritt den Gang herunter mir entgegen. Der Eine, ziemlich wohlbeleibt und alt, trug einen leeren Krug und blieb damit vor einem kleinen Fenster an der Mauer stehen, indem er an einen daneben hängenden Klingeldraht läutete. Ich sah ihm zu; sogleich erschien von innen ein kleiner, ganz lustig blickender Kopf, ergriff den Krug, verschwand damit und reichte ihn dann voll und schäumend dem draußen harrenden Mönche, der sogleich daran nippte, um im Gehen von dem köstlichen Naß nichts zu verschütten. Ich näherte mich ihm nun und brachte mein Anliegen vor, den Pater Eusebius sprechen zu wollen.

Der gute Mönch führte mich mit großer Bereitwilligkeit die Treppe hinan, sein Krüglein in der Hand tragend. Oben wohnten die Patres. Ueber den Thüren, die zu den Zellen führten, waren die Schutzpatrone auf die Wand gemalt und darunter der Name, und so war es denn gar leicht, die Zelle des Pater Eusebius zu finden.

Ehe ich sie erreichte, sah ich, wie einige Mönche

eine einfache Bahre von schwarzem Holze und einiges andere befremdende Geräthe aus einer Kammer hervorzogen und sich damit beschäftigten. Mir waren diese Attribute des Todes sehr kennbar, und zum ersten Male lenkte sich mein Sinn in diesem Gebäude auf einen ernsten Gegenstand, das Sterben.

„Pater Martinus wird das Zeitliche segnen," sprach mein Führer, „und da wird denn Alles in Bereitschaft gesetzt." —

„Alles in Bereitschaft!" dachte ich bei mir, und ein leiser Schauder überkam mich. „Der gute Pater Martinus lebt noch, und sie setzen schon Alles für ihn in Bereitschaft. Eine Bahre, einen Sarg, ein schlichtes Leintuch, das hält man für den armen Mönch, wie für das reiche Weltkind in Bereitschaft; und die guten Brüder hantieren schon emsig daran, obgleich Pater Martinus noch lebt; und während wir Alle noch leben, ist der Hanf zu unserm Leichenhemd schon reif und der Wurm schlummert schon im Erdgehäuse, der einst über unserer Leiche zum Leben erwachen soll."

So dachte ich und bemerkte mit innerer Selbstzufriedenheit, daß dieses eine zum Orte ganz passende Betrachtung sey. —

Ich wollte suchen, mich in der Stimmung zu erhalten, wurde aber bald herausgerissen. — Wir hatten die Thür des Pater Eusebius erreicht. Mein Führer verließ mich mit tiefer Reverenz.

Ich fand einen jungen, recht blühenden Mann

mit blauen Augen und einem großen, freundlich lachenden Munde, der weiße Zähne zeigte. Ohne den entstellenden, geschorenen Kopf würde man sein Gesicht in der Welt schön genannt haben. Er stand in der reinlichen Zelle am Pulte und schrieb, kam mir jedoch bei meinem Eintritte sogleich mit Höflichkeit entgegen. Die Grüße seines Freundes empfing er mit sichtbarer Freude und er sagte, ohne Scheu vor der Erinnerung zu zeigen, daß er oft mit ihm Musik gemacht habe und noch immer jener Zeiten gedenke. Das gefiel mir von meiner neuen Bekanntschaft.

Ich bedauerte, durch meinen Besuch seine Arbeit unterbrochen zu haben.

„Ich schreibe die Predigt nieder, die ich am nächsten Sonntage halte," sagte er leicht lächelnd, „und da muß ich mich denn ein wenig zusammennehmen, weil heute schon Donnerstag ist."

Ich ergriff diese Gelegenheit, um mich ihm sogleich zu empfehlen, und versprach, zu einer andern Zeit wiederzukommen. Er aber sagte ganz mit dem jovialen Tone eines Mannes der guten Gesellschaft:

„Wie? Sie wollten schon fort? Es war stets eine schöne Sitte der Klöster, gastfrei zu seyn, und unsere Häuser scheinen mir ganz dazu bestimmt, manche Sitte der Vorzeit zu bergen und zu schützen vor Untergang. Wir wollen Niemand überreden, unser Loos zu theilen, und mögen es auch nicht Jedem verdenken, wenn er es geradezu verschmähte; aber interessant muß es doch auch in gewissen Fällen seyn, ein schönes Klo-

sterleben zu beobachten und zu sehen, wie es sonst in der Welt aussah. Denken Sie sich daher, Sie seyen ein Pilgersmann und bringen dem frommen Pater Eusebius den Gruß des Ritters, seines Jugendfreundes. Glauben Sie nun wohl, Eusebius würde Sie fürbaß ziehen lassen, ohne Imbiß und Trunk? Gastfreundschaft ist unsere Pflicht, die wir üben, so gering auch unsere Mittel sind. Ein Bettler kann nichts, viele Bettler vermögen Etwas. Im Vereinzeln schwindet die Kraft. Folgen Sie mir zum Pater Kellermeister, er soll Ihnen einem frischen Trunk vorsetzen."

Eusebius hatte mich freundlich bei der Hand genommen und schritt mit mir der Treppe zu. Als wir bei der Bahre vorbeikamen, fragte er die dort beschäftigten Brüder, wie es dem Pater Martinus gehe? — Er ist sehr schwach, war die Antwort. Eusebius murmelte leise ein Gebet und ließ mich los, um das Kreuz zu machen, dann ergriff er wieder meine Hand, und führte mich in den untern Gang zu einer Thür, wodurch wir in das geräumige Refectorium traten. Die Tische waren gedeckt, jedoch auf ganz eigene, seraphische Weise. Auf jedem Platze lag eine grobe Serviette halb ausgebreitet, die andere Hälfte zusammengeschlagen. Auf dem ausgebreiteten Theile standen zwei irdene Krüge, durch einen Griff verbunden, wovon der größere zum Wasser, der kleinere zum Bier bestimmt war; daneben ein hölzerner Teller, ein Löffel von Horn, Messer und Gabel mit eisernen Stielen. An dem obern Tafelende war für den Prior gedeckt; die Serviette war

etwas feiner, die Krüge weiß glasirt, der Teller und das Besteck von Eisen, so wie der Löffel, durch zinnernes Geräthe ersetzt. Ringsum hingen große Gemälde, von schlechter Hand ausgeführt, die Geschichte des Heiligen vorstellend, vor den Fenstern standen Vogelbauer mit schreienden und singenden Bewohnern, und der Garten, den noch buntes herbstliches Laub und viele Astern schmückten, und der sich an der Rückseite des Gebäudes durch die Fenster zeigte, durchzog der Bruder Küchenmeister, um in hochaufgehobener Kutte etwas Sellerie und anderes Gemüse zu sammeln, die Abendsuppe der frommen Brüder damit zu würzen.

Daßelbe freundliche Gesicht, das ich schon beim Eintritte in das Kloster am Fenster, den vollen Krug hinausreichend, erblickt hatte, credenzte mir nun auf den Wink des Pater Eusebius ein Glas Bier und ein Stück Brod. Ich fragte meinen artigen Wirth, ob er nicht auch davon genießen wollte, er bemerkte aber, daß es ihnen nicht erlaubt sey, außer ihren zwei regelmäßigen Mahlzeiten Speise und Trank zu nehmen. Dann kniete er vor dem Tisch nieder, hinter dem ich auf der Bank saß, die längs der Mauer hinlief, stützte seinen Ellenbogen darauf und legte seinen Kopf in die flache Hand, indem er sagte: Außer den Mahlzeiten pflegen wir uns auch nicht zu setzen. Sind wir müde, so machen wir es so, wie ich es jetzt zeige. Lassen Sie sich's schmecken und seyn Sie überzeugt, daß wir von diesen einfachen,

aber vortrefflichen Nahrungsmitteln genug beſitzen, um unſern Gäſten, die uns beehren, reichlich davon vorſetzen zu können.“

Bier und Brod waren überaus kräftig und wohlſchmeckend, ich lobte Beides und wunderte mich, daß es in der ganzen Stadt nicht ſo angetroffen werde.

„Das geſchieht aus dem einfachen Grunde,“ erwiderte Euſebius, „weil wir es nicht bereiten, um beim Verkaufe zu gewinnen, ſondern zu unſerm eigenen Gedeihen. Es konnte auch nicht fehlen, daß viele Bürger und andere Einwohner oft im Kloſter einſprachen, um ſich an der lieben Gottesgabe zu laben, und dann reichlicher Zahlung dafür ſpendeten, als hätten ſie ihren Abendtrunk im Wirthshauſe genoſſen. Die geiſtliche Behörde glaubte dadurch dem Kloſter eine Einnahme zu verſchaffen, und erlaubte uns alſo, jeden Gaſt, gegen freiwillige Gaben, zu bewirthen. Bald hatte ſich der Ruf unſerer Erzeugniſſe, des Biers und des Brodes, ſo wie der trefflichen Gemüſe unſers Gartens, weit und breit ausgedehnt, und wir ſahen Beſuch vollauf bei uns, bis zur ſechsten Abendſtunde, wo wir im Refectorium das gemeinſchaftliche Nachtmahl halten und ſich alle Fremden entfernen mußten. Doch kamen nicht immer ſtille Bürger zu uns, die mit Erbauung in dieſen Mauern ſich Erquickung und Stärkung holen wollten; junge Leute aus allen Ständen eilten herbei und gedachten hier Gelage in Saus und Braus zu feiern. Sie begehrten mehr zu trinken, als ſie vertragen konnten, brachten kalte Speiſen

mit, damit ihnen der Trunk beſſer munde, wollten auf unſere höfliche Mahnung nicht mehr um ſechs Uhr das Refectorium räumen, und verhöhnten und verſpotteten die Brüder.“

„Einſt, es war das Letztemal, daß unſere Hallen entweiht wurden, hatte ſich eine große Anzahl von Gäſten eingefunden. Sie ſchmauſ'ten von mitgebrachter Küche, und der Bruder Kellermeiſter dort, Frater Hortenſius, hatte nicht Hände genug, um Gläſer und Krüge zu füllen. Die Hallen ertönten von läſterlichen Geſangsweiſen, und große Hunde, die unter den Bänken lagen, heulten darein, daß es gräßlich anzuhören war. Wir baten, jammerten, drohten, nichts wollte fruchten. Die ſechste Stunde kam, Niemand entfernte ſich, und wir, die wir ſtets hungrig unſerer Mahlzeit entgegenſehen, da wir außerdem keine Nahrung zu uns nehmen, mußten uns zum vollſtändigen Hungern bequemen. Indeſſen nahm der Lärm immer mehr überhand; ſie zerſchlugen unſere Trinkgeſchirre, warfen die Teller zur Erde, öffneten die Käfige und ließen die Singvögel, die wir ſorgſam aufziehen, im Zimmer umherflattern, und die Hunde darauf Jagd machen, die ſie fingen und todt biſſen. Es war ein Gräuel anzuſehen, wir wußten uns nicht zu retten vor dem fürchterlich rohen Troß. Endlich traten Gendarmen ein, die im Vorübergehen den Lärm gehört hatten. Ein paar Worte genügten, ſie von dem Geſchehenen zu unterrichten, und die Ruheſtörer wurden verhaftet. Seit dieſem Vorfalle iſt es nicht mehr erlaubt, das Kloſter zum

Wirthshause zu entweihen. Niemand, er sey wer er wolle, erhält hier Trunk und Imbiß für Geld; zu bewirthen ist uns gestattet, und will der Gast den armen Mönchen dafür eine Gabe reichen, so dürfen wir sie in Demuth nicht ausschlagen."

Ich sah lächelnd dem Pater Eusebius in die hellen Augen, die er nicht niederschlug. Das Mönchthum mit seinen grauen Satzungen zeigte sich mit einem Male vor meinen innern Blicken. Wie wunderbar ist doch dieser Riesenbau der Kirche, selbst in den kleinsten Theilen! Ueberall spricht uns derselbe Geist daraus an; überall dieselbe unantastbare Heiligkeit, überall dieselbe stolze Demuth. —

Mein guter Pater Eusebius mochte etwas von diesen Gedanken auf meiner Stirn lesen; er erhob sich aus seiner knieenden Stellung.

„Sie entschuldigen, wenn ich Sie nun allein hier lassen muß. Meine Predigt zu beendigen, brauche ich noch ein Stündchen vor dem Nachtmahle. Bleiben Sie indeß nur ungestört hier."

So sprach er, indem er mir die Hand drückte.

„Und wie lange bringen Sie beim Nachtmahle zu?" fragte ich.

„Eine Stunde."

„Da ist Ihr Mahl wohl reich bestellt?"

„Nichts als eine Wassersuppe und ein Ei, hart oder weich gesotten. Bier wird Abends auch nicht getrunken." —

„Und bei solch' frugalem Mahle bringen Sie eine volle Stunde hin?“

„Wir hören den Vorlesungen zu aus den Schriften der Heiligen, die ein Bruder, so wie ihn die Reihe trifft, von jenem Catheder herab während der Mahlzeiten halten muß.“ —

„Und nach dieser Stunde, was beginnen Sie da? wie bringen Sie den Abend zu?“

„Einsam auf unserer Zelle, mit Lesen oder Schreiben, so weit uns dieses erlaubt ist. Dieß darf wieder eine Stunde dauern, im Sommer wohl auch eine halbe Stunde länger.“

„Und dann?“ —

„Dann legen wir uns zur Ruhe.“ — Ich betrachtete ihn mitleidig. Er verstand mich.

„Ja, ja,“ setzte er hinzu, „was man da draußen Leben nennt, davon ist hier keine Spur zu finden. Hier entfaltet sich aber ein inneres Leben dafür, das höhern Werth hat. — Es hat mich gefreut, Sie kennen zu lernen, besuchen Sie mich öfter, und Sie werden immer mehr die Wahrheit von dem einsehen, was ich Ihnen so eben sagte, uns mehr und mehr verstehen, und dann begreifen, daß selbst im Jahre 1833 noch ein Kloster von Bettelmönchen einen würdigen Platz ausfüllt und selbst eine höhere Bedeutung haben kann, als manche gepriesene neuere Institution, der Menschen Werk; denn das ist eben unser Vorzug, daß die Religion von Gott ist.“

Er grüßte und ich sah ihn in seiner langen, ver-

ſchoſſenen und geflickten Kutte davon gehen, mit gebeugtem, geſchorenem Kopfe, und er erſchien mir groß, dieſer Bettler, in der ſeltſamen Stimmung, die mich ergriffen hatte.

Dieſer ſtrenge Zwang und dieſe Freiheit, dieſe Armuth und dieſe ſorgenfreie Exiſtenz, dieſe Entſagung und doch keine Entbehrung, Stolz und Demuth, freie Bewirthung, gaſtliche Aufnahme und milde Spende, Allmoſen ſogar — welche Widerſprüche ſcheinbar, und dennoch keine! — Nie hat die Welt einen vollkommnern Organismus geſehen, als den der katholiſchen Hierarchie. Lange ſchon ging das Beſtreben der Welt darauf aus, ihr ein ähnliches Werk an Macht und Herrlichkeit entgegenzuſtellen, doch was auch unternommen wurde, jeder Verſuch ſcheiterte. —

Ich legte ein Geldſtück auf den Teller, dankte dem Bruder Kellermeiſter, der mir einen jungen ſchmutzigen Burſchen, der dem Frater Gärtner beim Umgraben geholfen hatte, als Novizen vorſtellte. Ich kannte ihn, er war Kellner in einem beſuchten Gaſthofe geweſen, hatte am Billard markirt und wußte den Champagnerkork trefflich ſpringen zu laſſen. Auf meine Frage, was ihn dazu bewogen habe, in's Kloſter zu gehen, erwiederte er lächelnd: „Ich habe große Luſt daran.“

Auch der Bruder Kellermeiſter lächelte, und reichte ihm mein Glas hin zum Reinigen. Als ich fortging dachte ich noch lange an das: „ich habe große Luſt daran,“ des Jungen. —

Im Gange draußen fiel es mir ein, wie ich Weihrauchduft bemerkte, nach dem kranken Pater Martinus zu ſehen. Ich ſtieg die Treppe hinan. Die Thür ſeiner Zelle ſtand nun offen, die Bahre mitten im Zimmer, und der alte Mönch lag auf ſeinem harten Lager, die Hände kreuzweis und ein Crucifix darin — er war todt.

Ein tiefer Glockenton ließ ſich hören. Die Mönche verließen ihre Zellen, auch Pater Euſebius kam heran. Er ging auf mich zu und ſagte mit derſelben Heiterkeit, die ich früher an ihm bemerkt hatte, indem er mir die Hand drückte:

„So leben wir — ſo ſterben wir.“ — Die Mönche gingen zum Refectorium, ihr Nachtmahl zu nehmen, und der Todte lag einſam und ſtumm in ſeiner Zelle. Ich aber verließ das Kloſter mit andern Gefühlen, als die, womit ich es betreten hatte.

— Wie ich kurze Zeit darauf meinen geiſtlichen Freund wieder beſuchte, konnte er mich nicht annehmen, weil König Ludwig eben beichtete. Er aber war Beichtvater des Königs.

Graue Brüder und graue Schwestern.

In der Charwoche ziehen Nachmittags Männer und Frauen in die Kirche, in seltsamer, komischer Tracht. Dieß sind die grauen Brüder und Schwestern; arme Leute, ein Dutzend Paare etwa, die in irgend einem Spitale ein kümmerliches Leben fristen, und sonst im ganzen Jahre nicht öffentlich gesehen werden. Sie tragen weiße Unterhauben, und darüber schwarze Filzhüte mit spitzigen Köpfen, breite weiße Halskrausen, und schwarze lange Radmäntel. Dieß ist bei den Brüdern und Schwestern gleich, im Uebrigen unterscheidet sich der männliche von dem weiblichen Anzuge nach üblicher Weise. Die Leute auf der Straße lachen freilich, wenn die armen, alten, gebückten Gestalten, mit häßlichen, verrunzelten Gesichtern vorüberwatscheln, die Männer aussehen wie alte Weiber, und diese eben von den Männern fast nicht zu unterscheiden sind; — aber dann überkommt uns Mitleid, und wir fragen uns, wozu braucht's dieser lächerlichen Maskerade? Könnten die armen

Alten nicht ohne das, ihr Stücklein Hungerbrod verzehren? — Diese alten, veralteten und vergessenen „grauen Brüder und Schwestern“ wurden auch erst unter der jetzigen Regierung wieder in's Leben gerufen. —

Münchener Nächte.

Die Münchener Nächte sind sehr einförmig. Weder Spuk noch Lustigkeit bevölkert sie. Sie beginnen mit der sogenannten Polizeistunde, und das ist eilf Uhr. Wir wollen diese strenge polizeiliche Verfügung in München nicht zu hart rügen, seitdem es selbst Monsieur Giesquet einfiel, etwas Aehnliches über die Pariser zu verhängen, jenes peuple souverain, das bis jetzt der Meinung war, seine 24 Stunden des Tages und der Nacht gehörten ihm, und es könnte damit nach Gutdünken schalten. — Sitzt man in München in einem Wirthshause, welcher Art es sey, beim Caffee, Wein, Bier oder Punsch, so erscheinen plötzlich — wenn man sich dessen am Wenigsten versieht — Wachen, und erinnern daran, mit ziemlich barschem Wesen, daß es Zeit sey, nach Hause zu gehen. Doch wie jede Warnung, die wir im Leben überhören, so auch hier. Die Trinker und Sprecher scheinen die Wachen nicht zu bemerken; es wird noch einmal eingeschenkt, und das Gespräch belebt sich neu.

Und noch eine Viertelstunde gehört den Seligen. Diese erste Mahnung nämlich zeigt an, daß es drei Viertel auf Eilf geschlagen hat, und daß die versammelten Gäste ihre Wünsche und Neigungen für heute beschränken sollen, um nicht durch den unausbleiblichen, vollen Glockenschlag inmitten ihrer Freude gestört, und wie durch einen plötzlichen Tod von der Schüssel des Genusses hinweggerufen zu werden.

Doch die kurze Spanne ist bald von dem Zeiger durchlaufen und die furchtbare Mahnung ist wieder da.

„Meine Herren, Polizeistund'!“ tönt's unter dem Schnurrbart des Gefreiten hervor.

Der Wirth, mit einem theilnehmenden Blicke auf seine Gäste, schenkt für die Wache ein, um dem Unvermeidlichen, für einen Augenblick noch, in den Arm zu fallen.

Aber die Soldaten trinken stehenden Fußes, und die Gläser auf den Tisch setzend, rufen sie:

„Nun — wird's bald?“ —

Da ist keine Einwendung mehr möglich; man erhebt sich, leert sein Glas, und verläßt von der Wache begleitet das Haus, dessen Thür der Wirth zuschließt. —

Schiller's Wort:

„Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,“

kann nur unter gewissen Bedingungen auf München seine Anwendung finden.

Wenn die Nacht als das Reich der Träume gelten kann, so ist die Münchener Polizei nicht abgeneigt, gegen die festgesetzte Taxe auch darin Freiheit erblühen zu lassen, den Wirthen nämlich zu erlauben, Freinächte abhalten zu dürfen. Diese findet man besonders Sonntags an allen Straßenecken mit großen Buchstaben verkündet, und man hat sich nur nach den bezeichneten Orten hinzubegeben, um jener kleinen Sylbe theilhaft zu werden, wonach ein großer Strich von Europa so lange schon lechzt, jener mächtigen Rechnungsmünze der Welt, die bald im Course steigt, bald fällt, die man aber eben so wenig jemals ausgeprägt gesehen, wie ein Pfund Sterling oder Mark Banco. Wer nun auch in München eben keine Frei-Tage hat, kann doch seine 365 Freinächte haben, wenn er nicht etwa im Neuthurm oder in der Frohnveste steckt, und solch' eine Freinacht ist voll Musik, Tanz, Geschrei, Liebesabenteuer, und „Händel von der besten Sorte!" —

Die Sitte der Ständchen, womit sonst die Stille freundlicher Sommernächte so angenehm zur Freude aller empfindsamen Seelen belebt wurde, ist nicht sehr im Schwange zu dieser Frist. Auch um ein Ständchen zu bringen ist Freiheit von Nöthen, und dazu braucht man immer eines Erlaubnißscheines der Polizei. Es gibt keine andere als polizeiliche Freiheit, ja — es ist keine andere vernünftigerweise — mehr denkbar. Dieß sieht der Bierwirth, der bei sich tanzen lassen will, eben so gut ein, wie der Student, der eine

Schauspielerin mit Guitarrenklängen erfreuen möchte, und Beide lösen ihren Erlaubnißschein auf der Polizei-Direction in der Weinstraße, und sind dann frei, wie der Vogel in der Luft. Ist das nicht schön? — Diese nächtliche Freiheitspartie München's hat noch Niemand, meines Wissens, in's rechte Licht gesetzt. — Es wäre aber übrigens nicht einmal angenehm, Nachts in München's Straßen zu lustwandeln. Da die öffentliche Beleuchtung zu den schlechtesten gehört, die man nur finden kann, so ist es stockfinster. Privatbeleuchtungen fehlen fast gänzlich. Die Laternen an den meisten Hotels, von einiger Erheblichkeit, entbehren nur des Dochts, des Oels und der Flamme, aus begreiflichen, ökonomischen Rücksichten. Das Palais des Prinzen Carl ist von allen am splendidesten beleuchtet. Die Laden, ich spreche hier von glänzenden, welche die Gegenstände des Luxus enthalten, werden mit anbrechendem Abend geschlossen, und erleuchtete Caffeehäuser fehlen auch, welche ihr Licht auf die Straße verbreiten könnten. Die unbedeutendsten Städte thun es darin München zuvor, und ein Münchener, der Einmal um zehn Uhr Abends in das gasbeleuchtete Hannover einführe, wo jeder Schuhflicker hinter der mächtigen Flamme sitzt, und seine Stiefel besohlt, würde gewiß an eine Freudenbeleuchtung, an ein hannöver'sches Volksfest denken, wie man sie daheim in Nürnberg oder Bamberg feiert. Dieß ist aber nur ein Fest, das die Compagnie Congreve dem hannöver'schen Volke alle Nächte gibt, damit es bei der

Arbeit sehen könne, und die Gehenden auf der Gasse nicht die Füße brechen. Und Hannover hat dabei noch ein ganz anderes Trottoir wie München. —

Einen Vorzug der Münchener Nächte darf ich jedoch hier nicht verschweigen. Sie haben keinen Nachtwächter. Diese schreienden, pfeifenden, schnarrenden, plärrenden Ungethüme fehlen hier gänzlich.

Eine Münchener Dame, die zum Erstenmale in ihrem Leben auf Reisen ging, und in einer kleinen Stadt auf dem Wege nach Nürnberg den Ruf des Nachtwächters vernahm, erschrack darüber so, daß sie zitternd ihre Reisegesellschaft weckte, um nach der Ursache dieser fürchterlichen Stimme in stiller Nacht zu fragen. Die Gendarmen wandeln hier still und wild, mit gespanntem Feuerrohr, durch die Straßen der Stadt wie am Tage, und ihre reitenden Glaubensgenossen patrouilliren nach allen Richtungen im gemessenen Schritte ebenfalls lautlos einher. Es ist sehr sicher in München, und wer einen gesunden Schlaf hat, darf sich ihm ungestört überlassen. Man ist so sehr besorgt, die Ruhe nicht zu stören, daß wenn es hie und da einem Fremden einfällt, zu pfeifen, zu singen, laut zu sprechen auf der Straße, sogleich diese Gendarmen da sind, als stiegen sie aus der Erde herauf, und ihm wohlmeinend rathen, „still zu seyn und nach Hause zu gehen.“ Sie tragen sich wohl auch ungebeten als Begleiter an, und verlassen den Fremden erst an der Hausthür, oder sie nehmen sich gar die unbequeme Mühe, ihn zur Hauptwache zu

bringen, und dort beherbergen zu lassen. Man kann in dieser Hinsicht es nicht sicherer und bequemer haben als in München. —

Der Aberglaube hat hier die Nacht nicht mit seinen Phantomen übervölkert. Unheimliche und verrufene Orte gibt es nur wenige. Ich wünschte wohl, es wäre nicht so, da ließe sich etwas erzählen, und das würde mein Panorama interessanter machen.

Selbst die finstersten Winkel in dieser alten Stadt flößen jetzt kein Grauen mehr ein; hier, wo das Mönchsthum einst so sehr gewaltet, wo einst ein Jude verbrannt wurde, der sich in die Luft erheben konnte, um das Wetter zu beschwören, und dann im sausenden Sturmwinde auf das Pflaster herniederfuhr! Seit ihr berühmter Mitbürger Eckartshausen seine natürliche Magie geschrieben, ist diese ganze Aufklärung über die Münchener hereingebrochen. Und selbst von Eckartshausen, diesem Wundermanne, spricht man nicht mehr. Von ihm, der einmal mit einigen Damen aus einer Gesellschaft, durch eine finstere Münchener Nacht, nach Hause tappen mußte, und nichts zu thun brauchte, als mit seinem Rohre auf das Straßenpflaster zu stoßen, um sogleich von einem phosphorischen Scheine umgeben zu werden, der Allen auf das Trefflichste leuchtete. Ich möchte wissen, ob die blonde, noch lebende Tochter des Hofraths diese und ähnliche Geheimnisse von ihrem Vater ererbt hat. —

Will man etwas Wunderbares noch anführen, so ist es das Crucifix in der kleinen, alten Angerkirche,

das seltsam genug eine ganz schiefe Richtung zeigt, als ob es Einem, der sich von ihm entfernt, nachblicken wollte. Hier war sonst ein Nonnenkloster, in dessen Kreuzgang das Crucifix befindlich war. Eine sonderbare Verwechslung, deren Grund Niemand anzugeben vermag, hat nun die Sage geboren, daß der Doctor Luther von hier eine junge, fromme Nonne entführt habe, und daß hierauf das Crucifix ihnen nachgesehen, wie sie an ihm vorüberflohen. „Der Doctor Luther" ist bei den guten, alten Katholiken ein zauberhafter Unhold geworden, von dem viele ähnliche Geschichten erzählt werden. Die Leute, welche daran glauben, fangen aber auch an, selten zu werden, und man muß so etwas von alten Mütterchen in verbleichten Zughauben mit einiger Mühe herausholen.

Unheimlich ist der eine von den Frauenthürmen, worin es umgehen soll; auch einer von den beiden achteckigen Thürmen am Isarthore war einer solchen Sage anheimgefallen. Im Theater an dem Isarthore selbst trieb der Leibhaftige sein Wesen, warf mit den Rüstungen und Schwertern in der Garderobe umher, und ließ sich als graue Nebelgestalt auch auf dem Theater sehen, wenn gerade nicht gespielt wurde. War dieß aber der Fall, so blieb er aus; er ärgerte sich, wie es schien, über den tollen, fratzenhaften Geschmack, der da herrschte, und hielt es lieber mit den Hofschauspielern und ihren alten, regelmäßigen Stücken, die nicht auswendig gelernt wurden und sich von selbst

ſpielten. Garderobier, Requiſiteur und ſpielende Kinder, welche der Spuk oft aus der Nähe des Theaters verjagte, ſind die bewährten Quellen dieſer Nachrichten.

Nur eine räthſelhafte Erſcheinung war es, die vor mehren Jahren viele Einwohner München's in Schrecken zu ſetzen vermochte, und von deren Daſeyn ich ſelbſt die unläugbarſten Beweiſe erhielt. Dieß war der dicke Mann. — Man ſah oft plötzlich, in einiger Entfernung von ſich, die Geſtalt eines übermäßig dicken Mannes, im Mantel, ohne daß man wußte, wie er dahin gekommen war. Die Geſtalt blieb ſtehen und ſchien zu warten, dann folgte ſie dem Vorübergegangenen bis zur Hausthür. Außerdem moleſtirte ſie ihn nicht. Dieſe ſtillſchweigende Dienſtleiſtung mußte ſich jedoch Jeder von ihr gefallen laſſen, er mochte wollen oder nicht; kehrte man um, und ging an der Wartenden nicht vorüber, ſo folgte ſie doch. —

Wir kamen einſt luſtig und guter Dinge von der Probe. Es war Mitternacht. Die Proben der großen Spektakel am Iſarthore dauerten oft noch länger; Carl pflegte dann Wein und Speiſen bringen zu laſſen, bat die Muſiker aus dem Orcheſter, in den Malerſaal zu kommen, und es wurde bis zum Morgen getanzt. Es gab viel Arbeit und Mühe, aber es war doch eine ſtets luſtige Landmannſchaft. — An dieſem Abende waren die zwölf ſchlafenden Jungfrauen probirt worden, und ſie flatterten nun eben

erweckt davon, während Carl und ich plaudernd den Schluß machten. Auf einmal scheuchen sie Alle zurück, und außer sich, mit den Zeichen des Schreckens verkünden sie, daß sie den dicken Mann gesehen hätten. Wir lachten und begleiteten sie nach der Stelle, der Dicke war verschwunden, aber wir sahen allerdings etwas sich im nächtlichen Nebel fortbewegen. Es war gescheut von dem höflichen Gespenste, daß es ging, denn alle zwölf Jungfrauen nach Hause zu bringen, würde es doch in einige Verlegenheit gesetzt haben.

Einige Zeit darauf erzählte mir ein Freund, er sey dem dicken Mann begegnet. Aus seiner gewöhnlichen Gesellschaft nach Hause gehend, habe er in der Prannerstraße, nicht mehr weit von sich entfernt, einen Mann gesehen, der fast viereckig zu nennen gewesen war. Nach kurzem Besinnen schritt er darauf zu, und freuete sich endlich, einmal auch das Abenteuer zu bestehen. Die Gestalt stand auf dem Trottoir und nahm fast seine ganze Breite ein. Eine nahe Laterne beschien sie, und mein Freund, der dicht an ihr vorüberging, konnte ein leichenblasses Gesicht wahrnehmen. Er schien sich jedoch vergeblich auf dieß Rencontre gefreut zu haben, denn die Begleitung erfolgte nicht. Schon war er zum Neuthor hinaus, und hatte den Weg nach dem botanischen Garten eingeschlagen, als er plötzlich hinter sich einen scharfen Schritt auftreten hört. Seine Wohnung war entlegen, in einer damals noch ganz unbewohnten Gegend,

und er hatte eine volle Börse, einen kostbaren Brillantring, Uhr, Kette und andere Sachen von Werth bei sich. Dieß schien ihm bedenklich. Er wandte sich daher schnell und lenkte seine Schritte zum Thore hin, wo er die Schildwache laut anrief. Der Dicke aber fand es gerathen, eine Straße seitwärts einzuschlagen, und nach einer Weile konnte mein Freund ungestört seinen Weg nach seinem Hause wieder fortsetzen.

Die Erscheinung des dicken Mannes hat aufgehört, ohne aufgeklärt worden zu seyn. Es ist damit eben so gegangen, wie mit Caspar Hauser. Ein Vorläufer des dicken Mannes, war der berüchtigte Mädchenstecher, und auch er schwand in die Nebel der Vergessenheit, ohne sein Incognito zu enthüllen. Diese neufranzösische Romantik ist jetzt aber gänzlich aus München's Nächten verwischt; die antiromantischen Gendarmen haben dazu viel beigetragen. Indeß bleibt immer soviel noch daran, um Stoff für einen geschickten Theaterdichter zu fourniren.

Fremde.

Die öffentlichen Bauten und das Kunsttreiben halten jetzt wohl mehr Fremde in München zurück, als ehemals, wo der Reisende den Alpen oder der Heimath zueilte, und selten nur daran dachte, hier zu verweilen.

Ein Beweis, wie wenig man auf den Besuch von auswärts zu rechnen gewohnt war, sind die übel eingerichteten Gasthöfe; denn wo viel Verkehr statt findet, sind diese stets elegant und großartig.. Der goldene Hirsch, der goldene Hahn, und der schwarze Adler sind bis jetzt die Gasthöfe erster Classe, doch weit entfernt von dem, was man wohl davon zu erwarten berechtigt wäre. Nur der Erste ist im Stande den Anforderungen der Reisenden einigermaßen zu genügen; die andern haben zum Theil enge, schmutzige Localitäten, man riecht überall den Stall, und die Küche ist nicht geradezu schlecht zu nennen, will sich aber zu wenig nach dem Geschmacke der Fremden zu accomodiren streben. Hierin hat der Hahn wieder

manchen Vorzug vor dem Adler; und beide ſind bedeutend billiger als der Hirſch.

Dieſe Billigkeit alles deſſen, was zum Leben unentbehrlich iſt, zeichnet München vor den andern deutſchen Hauptſtädten aus. Ich glaube Keiner Unrecht zu thun, wenn ich München als Die bezeichne, wo ſich's am wohlfeilſten, Dresden wo ſich's am Theuerſten leben läßt, und dazwiſchen Wien, Stuttgart, Frankfurt, Hamburg, Berlin in aufſteigender Linie vom Wohlfeilen zum Theuern claſſifizire. Dennoch leben bis jetzt mehr engliſche Familien, die aus Sparſamkeit auf den Continent fliehen, in Dresden, als in München. Eines Theils weil ihnen die Lebensverhältniſſe hier noch nicht genug bekannt ſind, andern Theils, weil es eben noch zu ſehr an vorbereiteter Aufnahme für ſie fehlt.

Unter der großen Zahl von Reiſehandbüchern und Fremdenführern durch Deutſchland fehlt es noch immer an einem practiſchen Buche, wie es Engländer brauchen. Ich würde meinen verehrten Landsleuten rathen, bei der Ausarbeitung eines ſolchen ſich das Handbuch durch Italien von Mariane Starke, in engliſcher Sprache zum Muſter zu nehmen. Hier wandelt das Schöne mit dem Nützlichen Hand in Hand. Man findet nicht nur alle Gallerien darin der Reihe nach ſpecificirt, ſondern auch ein kurzes und bündiges Kunſturtheil daneben, das des beſchränkten Raumes wegen, nur in Ausrufungszeichen beſteht. Je mehr ſolcher bei einem Bilde, deſto herrlicher iſt es; z. B.: Ecce Homo by Domenichino!! — the last day of Pompeji by

Bruloff!!!! — A Madonna by Raphael!!!!!!! Daneben findet man Wäschzettel mit den Preisen von dieser und jener Wäscherin in allen Städten Italiens. Da weiß man denn sogleich, was in Florenz und Rom eine Nachtmütze und ein Hemd, bei einer Wäscherin erster, zweiter und dritter Sorte kostet, und darf nur hinschicken, da die Adressen dabei stehen. Man weiß auf welchem Markte dieses und jenes Gemüse, dieses und jenes Fleisch am besten und wohlfeilsten zu haben ist. So gibt Mariane Starke nicht nur eine gedrängte Beschreibung des merkwürdigen Agrippinischen Pantheons mit ganzen Reihen von Ausrufungszeichen, sondern sie verkündet ihren ebenso wißbegierigen, als comfortliebenden Landsleuten, daß man dort auch am besten Wirthschaftseinkäufe macht, und daß namentlich nur hier Melonen von Perugia, Spargel von Tivoli und der schmackhafteste Broccoli aus Roms nächster Umgebung zu haben sind. Sie zeigt an, daß die Fontana di Trevi auf dem spanischen Platze das beste Wasser hat und die beste Luft auf Trinità de monti und dem Foro Trajano zu athmen ist. Sie berechnet bei Heller und Pfennig die Ausgaben eines edeln Lords, wie eines simpeln Gentleman in jeder Stadt nach verschiedenen Einrichtungen, sowohl im Gasthause als in Privatwohnungen, und documentirt Alles mit Rechnungen und Noten.

Welch' ein Unterschied zwischen diesen practischen Anleitungen, basirt auf eigener Forschung und Erfahrung, und unserm dickbäuchigen Neugebauer, der nach

einem oberflächlichen Beſuche eines kleinen Theils des Landes, ſich's hinter'm Ofen bequem macht und die in Deutſchland ſo beliebte Deviſe erwählt! je compile! je compile! je compile! — Der uns in einem fort die Früchte ſeiner claſſiſchen Beleſenheit aufzwängt, und die Hälfte des Buchs mit Citaten aus ältern und neuern Dichtern füllt, ſo entbehrlich für den Reiſenden, als größtentheils abgeſchmackt an und für ſich. Wie z. B. bei dem Artikel: italieniſche Zeitrechnung, das Motto von Schiller: „die Uhr ſchlägt keinem Glücklichen," gewählt iſt. In Deutſchland gibt es jedoch Leute, z. B. Recenſenten, die freilich wohl nie in den Fall kommen mögen, von dem Buche Gebrauch zu machen, welche ihm dieſes Spicken mit Motto's und Citaten zum hohen Verdienſte anrechnen. Mehr Genauigkeit in den Angaben, mehr Correctheit der Namenſchreibung u. ſ. w. würden dieſe poetiſchen Hors d'œuvres jedoch an Werth bei Weitem überwiegen. Welche Dienſte hätte z. B. das Handbuch der Starke, Herrn Auditor Nicolai erzeigt, der nun durch die Poeſie ſeines Landsmannes, eines Mannes, wie der Herr geheime Juſtizrath Neugebauer, ganz unvorbereitet Italien betrat, und trotz aller An- und Ausrufungen, trotz aller Stellen aus Plinius, Salluſt, Ovid und Virgil nicht wußte, wo er ſeine Hemden gut gewaſchen bekäme, wo er Weißbrod, Gemüſe, Fleiſch ſo gut wie in Berlin erhielte, und wo er ſich in ein Bett ohne Flöhe legen könne. Und Alles das iſt in Italien zu haben, wie überall; wie ſonſt würde gerade die Nation, die

in der üppigſten Reinlichkeit ſchwelgt, Jahrelang dort zubringen können? Aber Mariane Starke nicht Neigebauer gibt darüber Auskunft. —

Nach dieſen Andeutungen ſollte Herr von Schaden oder ein anderer Mann von Uebung ein Handbuch für München's Beſucher entwerfen. Er müßte freilich die Höhe ſeines poetiſchen Humors verlaſſen und ſtatt der Luftgeſtalten des Lord Semmelbröſel und des Lohnbedienten Kratzfüßel, uns Wäſcherinnen, Gärtnerinnen und Metzger nicht bildlich ſchildern, ſondern nur nahmhaft machen.

A very good Inn, das iſt nun einmal das Erſte, wonach ein reiſender Gentleman fragt, ehe er daran denkt, was es in einer Stadt wohl zu ſehen geben könnte. Weil es hierüber in Deutſchland an ſpeciellen Mittheilungen fehlt, ſo geben ſie ſich einander ſelbſt dergleichen, und ihr Taſchenbuch wimmelt von dahin gehörigen Notizen, mit Bleiſtift und Dinte geſchrieben. Hier bekommt man die friſcheſte Butter, dort das weißeſte Brod oder das ſaftigſte Rindfleiſch, das haben ſie zwei hundert Meilen von hier von einem Landsmanne erfahren, ſogleich aufgeſchrieben, und forſchen nun ſehr ſorglich nach dem Orte. Man ſieht aber leicht, wie unzuverläßig ſolche Nachweiſungen ſind, und wie ungerecht hienach unſere Wirthe von den Fremden beurtheilt werden. Ein ſtilles Verdienſt keimt oft im Verborgenen, da aber der Mann nie das Glück hatte, einem Engländer ſeine friſche Butter vorzuſetzen, ſo wird er nicht bekannt und folglich auch nie in den

Fall kommen, daß ein Engländer ſeine friſche Butter koſte und einem andern lobe.

Wir wollen hoffen, daß ein patriotiſch geſinnter Münchener eiferſüchtig auf den Fremdenbeſuch Dresdens, Frankfurts und anderer Städte, endlich dieſem Mangel abhelfe, um ſeinen Mitbürgern eben ſowohl, als den Reiſenden einen erſprießlichen Dienſt dadurch zu erzeigen.

Zu den Fremden, die einen längern Aufenthalt in München machen, und mit großer Wärme ſich dem Genuſſe des Kunſttreibens hingeben, gehören die Dänen, die zu ihrer Ausbildung, auf Koſten ihres Königs, die Fremde beſuchen.

In andern großen Städten genießen ſie wenig Aufmerkſamkeit; hier werden ſie bemerkt. Sie erſcheinen gewöhnlich mit einer ängſtlichen Eleganz gekleidet und machen Jagd auf berühmte Bekanntſchaften. Sie laufen den Kunſtſchätzen nach, und ſind ſehr bereitwillig, Alles dafür gelten zu laſſen. Man ſieht es ihnen an, daß: Bildung ihr eifrigſtes Beſtreben ſey. Sie ſuchen ſich auf ſolche Art für die Großmuth ihres Monarchen dankbar zu bezeigen. Dieſer treffliche Fürſt zahlt einem ſolchen jungen Dänen, der ſich auf irgend eine Weiſe auszeichnet, einen Gehalt für mehre Jahre, damit er reiſen könne. In der That eine ſeltene Humanität! Ich lernte in München Luſtſpieldichter, Muſiker, Maler, Aerzte, Lehrer kennen, die Alle für ihres Königs Geld nach Italien reiſen durften.

Einen ſprechenden Contraſt zu dieſen kleinen

blonden, wohlgenährten Nordländern à quatre épingles, bilden jene langen, hagern Gestalten, mit schwarzen Cravattes, und gelben Gesichtern. Es sind Franzosen, die größtentheils unzufrieden mit dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten, in ihrem Vaterlande, in München eine Zuflucht suchten und gefunden haben. Sie leben zusammen, sehr viele oft in einem Hause. In der Carlsstraße wurde ein ziemlich großes Haus fast ganz von diesen Franzosen bewohnt. Es sind von jedem Alter darunter, und von verschiedenen Ständen. Sie hören Schelling oder Görres; Einige sollen sich mit Alchymie beschäftigen; im Ganzen führen sie ein zurückgezogenes Leben und scheinen deutsches Treiben mit großer Hochachtung in der Nähe zu betrachten. So sehr ich den Umgang mit Franzosen liebe, so habe ich ihn mit Diesen nie aufgesucht. —

Italiener, d. h. von guten Familien, werden hier immer angetroffen. Italienische Handelsleute finden sich wohl in ganz Deutschland, aber italienische Grafen und Fürsten sind nur in Wien und in München nicht selten. Sie amalgamiren sich am Wenigsten mit den Deutschen und ich glaube auch nicht, daß sie den Kunstsachen besondere Aufmerksamkeit schenken, die sie ja zu Hause besser haben. Sie führen ihr gewohntes Caffeehausleben, so gut sie es bei Tamboſi haben können, und scheinen daneben große Vorliebe für schöne Pferde zu besitzen.

Russen, besonders aus den deutschen Provinzen, halten sich stets hier auf. Die meisten von ihnen

beſuchen die Univerſität. Sie zeichnen ſich durch ihre große Vorliebe für den Champagner aus, die bei allen ſarmatiſchen Völkerſtämmen vorherrſcht. Es iſt auffallend, junge Leute, die kaum das zwanzigſte Jahr zurückgelegt haben, Tag für Tag bei langen Batterien von Champagnerflaſchen, mit großem Geräuſche ſich vergnügen zu ſehen. Da nur Wenige außer ihnen, dieſe koſtbare Liebhaberei theilen, ſo bleiben ſie dabei ziemlich unter ſich. Alles Andere, was das Leben jungen Leuten angenehm macht, ſcheint übrigens ihnen den Reiz dieſes Genuſſes nicht aufwägen zu können. Die Wallachen und Servier ſtimmen in ihren Neigungen am Meiſten mit den Ruſſen überein. Man ſieht ſie daher oft miteinander verkehren.

Die Griechen halten ſich hingegen ſehr zurückgezogen. Es gibt unter ihnen Leute von hoher Bildung, die noch ſehr jung, bereits ſehr bedeutende Reiſen gemacht haben. Sie gehen nicht viel miteinander um. Man ſieht ſie größtentheils einſam, oder nur mit einem Freunde. Wenn ſie gleich gut deutſch ſprechen, ſo drücken ſie ſich ſtets nur zögernd und behutſam aus. Da ihre Geſundheit der Einwirkung des rauhen Climas bald unterliegt, ſo führen ſie ein ſehr nüchternes Leben, woran ſie überdieß ſchon von ihrer Heimath her gewohnt ſind.

Polen ſind jetzt in München nicht mehr anzutreffen, da ſie alle fortgeſchafft worden ſind.

Spanier gehören zu den Seltenheiten. Mir iſt

in München Keiner vorgekommen. Dafür hat diese Nation eine äußerst liebliche Repräsentantin abgeschickt, welche nur die Spanierin par excellence genannt wird. Sie war, als ich vor zwei Jahren nach München kam, auffallend schön, und ritt wie die Tieck'sche Romanze, mit wehendem Schleier auf schönem Zelter durch die grünen Gehege des englischen Gartens. Es war eine luftige, höchst zierliche Gestalt, wie es nun eben nur schöne Spanierinnen seyn können. Vergleicht man das Gesicht einer solchen mit Schönheiten anderer Nationen, so wird man ihr gewiß den Preis zuerkennen müssen. Die Engländerin zeigt Geist und Kälte, es ist eine Schönheit, welcher man kaum zu nahen wagt; die Italienerin ist schön aber streng, gebieterisch fordern ihre Augen unbegränzte Unterwerfung; die Deutsche hat ein Auge, das sich leicht mit Thränen füllt, während der Mund zum Küssen einladet. Hier finden wir freilich Alles, was wir so sehr wünschen: Sehnsucht, Schwärmerei, Schmachten. Die Französin ist eigentlich nie schön, doch sie weiß zu reizen, und ihre Manieren sind angenehm; aber die Spanierin verbindet allein Schönheit und Grazie. Sie ist feurig, geistreich, hold, geschwätzig, ergeben. Die Engländerin kann ein Engel, die Italienerin ein Teufel, die Deutsche allein ein Mädchen, die Französin ein Kobold seyn, aber die Spanierin nur ist eine Liebende, die glücklich machen kann. Spanierinnen und Polinnen sind aber sehr nahe verwandt; wie denn auch beide Nationen ganz wunderbar, in vieler andern Hinsicht Berührungspuncte

zeigen. Recht anſchaulich wird Alles das hier Geſagte in der Gallery of beauties des Königs von Baiern gezeigt.

Die Spanierin in München geht aber nun zu Fuß, und iſt nicht mehr ſo ſchön wie vor zwei Jahren. —

München hat auch ſeine Abenteuerer. Man kann hieraus abnehmen, wie dünn hier noch die Fremden geſäet ſind, daß man noch die Abenteuerer herausfindet und zählt. Es ſind manchmal zwei, oft auch nur Einer vorhanden. Die geringſte Claſſe von Glücksrittern, die einige Liebſchaften mit Bürgerfrauen haſardiren, einen Schneider und ein paar Wirthe anführen, und dann davonlaufen. Großes können ſie hier nicht in's Werk ſetzen, dazu iſt das Gewühl nicht bedeutend genug und die Polizei zu wachſam.

Und dieß wäre München's ganze Fremdenliſte für dieſen Augenblick. Nichts jedoch wechſelt mehr als gerade dieſe und ich bin überzeugt, daß dieſer Artikel binnen Kurzem eine Umgeſtaltung und Ergänzung nöthig haben wird.

München vor den Thoren.

Jene reizenden Anlagen, die ſo manche andere Stadt, ihrem ganzen Umfange nach beſitzt, entbehrt München. Dafür hat es eine breite Straße, welche von der Brienner Straße, oder dem ehemaligen Schwabinger Thor, bis zum Iſarthore, den Kern der Stadt umgürtet, und eine Art von Boulevard bildet. Bis zur proteſtantiſchen Kirche, vor dem Carlsthore, iſt dieſe Straße ſchön und vorzüglich belebt. Die Kirche aber klemmt ſich zwiſchen ihre Häuſer, wo dieſe ohnedieß näher zuſammenrücken, und unterbricht mit einem Male den Fortlauf des Boulevards. Es iſt doppelt Schade, da ſie auch die Ausſicht nach dem Gebirge raubt, und einen recht angenehmen, mit Bäumen bepflanzten Platz, hinter ſich verbirgt. Der breiteſte Theil dieſes Boulevards, dient zur Aufſtellung der Jahrmarktsbuden und der vorübergehenden Sehenswürdigkeiten aller Art, womit Seiltänzer, Reiter und Menageriebeſitzer München beehren, und wird der Maximiliansplatz genannt. Es iſt einer der größten in Deutſchland, und ſeine Unregelmäßigkeit dient ihm zur Zierde.

Hier ſieht München einer großen Stadt am ähnlichſten, und nicht weit davon, vor dem Eingange der Carlsſtraße hat man einen eben ſo großartigen als maleriſchen Anblick. Ich will den Standpunct hiezu für Liebhaber etwas näher bezeichnen.

Man ſtelle ſich Abends, nach Sonnenuntergang — man wird mir einräumen, daß die Tageszeit, en fait de peinture, ſehr wichtig iſt, — auf dem unregelmäßigen Platze, der vor dem Eingange der Carlsſtraße liegt. Vor ſich erblickt man die ſchönen Häuſerreihen derſelben, die ſich, anfänglich zuſammenhängend, bis in die grauen Nebel der Haide verlieren, welche dieſe Straße begränzt. Rechts überſieht man einen Theil der gleichfalls ſchönen Barerſtraße, in deren Mitte der Obelisk des Carolinenplatzes emporragt, vom Mondlicht beleuchtet, wie eine Rieſenrakete, die am dunkeln Firmamente emporſchießt, oder die Abendröthe wiederſtralend, welches einen eben ſo herrlichen Effect macht. Links dem Laufe der Ottoſtraße nach, verliert ſich der Blick in's belebte Revier vor dem Carlsthore, wo die Fiaker halten, wo die Wirthshäuſer dichtgeſchaart liegen, wo Fuhrleute und Diligencen aller Art, auf der großen Straße von Augsburg, einherrollen. Wendet man ſich aber, ſo ſieht man durch Bäume, welche ganz unbegreiflich hieher gepflanzt wurden, und der Carlsſtraße eine directe Einfahrt vom Marplatze her rauben, dieſen in weiter Ferne, die beleuchteten Arcaden deſſelben, die hin- und hergehenden und fahrenden Men-

schen, und man vernimmt auch das Geräusch dieses Treibens. —

Das reizendste Terrain in München's näherer Umgebung ist sicherlich der englische Garten. Daß es keine steife, künstliche Anlage sey, verräth schon der Name, aber es ist mehr noch, als man sich bei dem Namen denken mag. Einen ganz eigenen Reiz gewährt das Wasser, Arme der Isar, die frisch und brausend nach allen Richtungen hindurch geleitet worden sind. Die Thürme der lieblichen Dörfer Schwabing und Bogenhausen, das königliche Schloß Biederstein, die vielen Wirthshäuser und Gärten, die üppigen Wiesen, die herrlichen Baumgruppen, und der stets malerisch wechselnde Character dieser Partien, machen diesen Park zu einem der angenehmsten in Deutschland. —

Das Schlößchen Neuberghausen ist mir vor Allem lieb und werth. Es ist dasselbe, wovon Heine in seinen Reisebildern spricht; das, ohne genannt zu werden, blos an dem gewissen, freundlich sehnsüchtigen Zwinkern mit den Augen, von jedem Fiaker verstanden wird, und über das Ziel der Fahrt, aufklärt, weil man dort das baierische Bier in höchster Vollkommenheit genießen soll. Es ist ferner dasselbe, welches Bogenhausener Schlößchen, Montgelasschlößchen, Villa Hompesch, und auch schlechtweg: das Schlössel genannt wird. Dasselbe, dessen Jules Janin in seiner curiösen Recension von Heine's Buch Erwähnung that, und es trotz seiner fünf Namen, dennoch ganz ohne Namen findet.

Es mag seyn — für ihn! Für Janin sind aber noch viele andere Plätze in Deutschland ohne Namen, ohne deßhalb des Namens zu entbehren; er kennt eben nichts als Paris, und wir können uns damit trösten, daß er über die sogenannte „province“ seines eigenen Vaterlandes, nicht minder unwissend ist, und nicht eben absprechender und wegwerfender urtheilt, als über mein liebes Neuberghausen, das von seiner Isarhöhe mit hellen Fensterscheiben, wie mit freundlichen Augen über das Strombette weg, in die liebenswürdige Schwermuth des englischen Gartens schaut. Das Schlößchen Neuberghausen hat allerdings seine Geschichte, die ich aber hier nicht erzählen will; ich erwähne dafür noch, daß es hohe, zahlreiche Zimmer enthält, aus denen man die Aussicht der ganzen Alpenkette genießt, die sich von Salzburg bis St. Gallen erstreckt. Ich versichere Jules Janin, der diese Ausdehnung wahrscheinlich nicht kennt, da ihm beide Städte auch keinen Namen haben werden, daß dieß eine weite Strecke ist, bedeutend weiter als von seinem Hause zum Theater des funambules, oder von der Wohnung seiner alten Großmutter bis zur Redaction des Journal des Debats, ja selbst noch weiter als von der Magdeleine zur Bastille, dem größten Gesichtskreise, der sich einem eingefleischten Pariser öffnet. —

Kürzlich war Ball in Neuberghausen, den die Studenten der Rechte veranstaltet hatten. Er mußte übeln Wetters wegen oftmals aufgeschoben werden, und machte den jungen Schönen viel Sorge und Ver-

druß. Die Rechtscandidaten erwerben ſich durch dieſe Bälle, die ſie von Zeit zu Zeit geben, ein Verdienſt um die höhere Geſelligkeit; die Candidaten der Medicin wechſeln darin mit ihnen ab. Der Garten iſt dann mit buntfarbigen, transparenten Ballons und Lampen erleuchtet, der offene Tanzſaal, unter hohen Bäumen, mit Spiegeln, Lüſtern und Gewinden von Eichenlaub geziert. Eine liebliche Mädchenwelt in luſtigem Sommerputze wogt hin und her, deren hübſche Zähne man nur leider zu oft zuſammenklappern ſieht, wenn der eiſige Wind der Gletſcher in der ganzen Ausdehnung von Salzburg bis St. Gallen, über München's Ebene einherpfeift. Bis auf die zuſammengeſchrumpften blauen Lippen, und die leiſe klappernden Zahnreihen, iſt alles Uebrige recht einladend. Reiche Büffets unter Zelten, ſpielende Muſikchöre, ein allgemein befriedigendes Arrangement. Das Tirili der erſten Frühlerche löſ't die ermüdeten Tänzerpaare ab. Ich gebrauche dieſes Wort abſichtlich, um Janin, der es nicht verſteht, einen kindiſchen Spaß dabei zu gönnen. —

Gehen wir am Iſarufer hinauf, ſo finden wir ein einſames Wirthshaus, „Menterſchweige" geheißen, wo uns das herrliche Gebirge zum erſten Male einen vertraulichen Blick in ſeinen Schooß geſtattet. Eine Partie davon erſcheint uns hier ſchon bedeutend näher gerückt und mit einem guten Glaſe verſehen, können wir Schluchten, Farbe der Felſen, Eis und Schnee ſehr deutlich erkennen.

Mag ſeyn, daß ich ein „Naturnarr" bin; von

allen Manien iſt ſie gewiß die leidlichſte — doch das glaubt gewiß Jeder von der Seinen. Dem Landſchaftsmaler iſt dieſe Gegend beſonders werth, darum hat auch der Lothringer Gelee, den man gewöhnlich Claude Lorrain nennt, dieſe Ausſicht mehre Jahre lang genoſſen, als er in jenem hübſchen Dörfchen, dem Wallfahrtsorte Harlaching wohnte, das wir auf dem Wege hieher berührten.

Eine Fähre ſchafft uns an's jenſeitige Ufer nach Großheſellohe, einer Beſitzung, die noch vor Kurzem dem Grafen Drouet d'Erlon, jetzigem Gouverneur von Algier gehörte, und ihm Alles, was ſie jetzt iſt, zu verdanken hat. Unſer Weg wird intereſſanter, wie man ſieht, wir ſtoßen nicht mehr auf Namen wie „Thunderthantrock.“ Eh, mon cher Monsieur Janin! Vous connaitrez pourtant Claude Lorrain et Drouet d'Erlon! Die armen Franzoſen! wie unſere Namen ſie ärgern und erboßen, das muß man kennen. Und nur die Schreibart allein vermag dieſes, denn ſie kümmern ſich doch nicht nach unſerer Weiſe, und während wir etwas darin ſetzen B—o—r—d—e—a—u—x, Bordo, und ſelbſt das deutſche N—h—e—i—m—s, noch gewiſſenhafter wie die Franzoſen, Rengs zu ſprechen, ſagen ſie: Go—ett, Bo—ern, für Göthe und Börne, Ehn für Heine, und der gute Herr Hänichens bei Heideloff und Campe in Paris, wird gar zum Mr. Engeance! —

Großheſellohe liegt in einem artigen Wäldchen verſteckt, das Iſarufer iſt bedeutend hoch, und ein an-

genehmer Spaziergang dehnt ſich darauf hin. Man kann hier ſehr ſchlecht franzöſiſch ſprechen hören, denn es pflegt viel Adel herzukommen, der bekanntlich zu ſo manchen alterſchwachen Prärogativen, auch dieſes zu zählen berechtigt iſt. Hierin berührt ſich Deutſchland und Frankreich, denn auch der franzöſiſche Adel ſpricht oft ſehr ſchlecht ſeine Sprache, jedoch niemals deutſch, ſey es gut oder ſchlecht. Er hält's damit noch immer wie vor alten Zeiten, und die ſentimentale Prinzeſſin, welche beim Anblicke Haizinger's ihrem Hofmarſchall zugerufen haben ſoll: „Baron Schloff, is dann diſſ' derr teutſcherr Singerr?“ iſt noch immer eben ſo einzig in ihrer Art, als unverſtändlich für ihre Standesgenoſſen geblieben. —

Indem wir uns von Großheſellohe am linken Iſarufer hinab, wieder der Stadt zuwenden, entdecken wir eine ſchön gelegene, wenn auch nur kleine Villa.

Auch hier bin ich genöthigt, als Cicerone, der ſein Handwerk verſteht, mehre Namen herzuzählen. Man kann Mitterſendling, Neuhofen, Schlößchen, Zechſchlöſſel, ja ſelbſt Albano ſagen, und immer wird dieſe Villa darunter verſtanden werden. Eine ſeltſame Sitte, rufe ich hier ſelbſt unwillig mit Jules Janin aus! Aber die Lage iſt ganz vortrefflich, und der Aufenthalt von 12 bis 3 während der heiterſten Tage, ſelbſt ſchwächlichen Conſtitutionen wohl zu geſtatten. Um 4 könnte aber auf dieſer Höhe, ſelbſt im Auguſt, ein tüchtiger Mantel oft herbeigewünſcht werden.

Wie ein Luftballon, der ſich in ſeinem ſtolzen

Fluge manchmal der Erde nähert, um dann ſicherer und kräftiger in die höchſten Regionen ſich zu ſchwingen, wollen auch wir dieſe momentane Wiederannäherung an München's Weichbild benützen, um es auf's Neue zu verlaſſen, und den Flug nach dem baieriſchen Hochlande zu richten.

Was könnte uns auch wohl vermögen, durch Sendling, an dem kalten, ſteifen Freskobild der Sendlingerſchlacht und dem allgemeinen Krankenhauſe vorüber, unſern Einzug wieder durch das Sendlingerthor zu halten?

Nein, zu den Vorbergen der ſtolzen Tyroler Rieſen, zu ihren grünen, in's Flachland hinausſpähenden Vedetten, wollen wir! Dort iſt reiche, hohe, kräftige Alpennatur! keine ſächſiſche oder kleine Schweiz! Der verwöhnte Städter wird hier freilich eine table d'hôte mit feinen Weinen vermiſſen; dafür aber begrüßen ihn einfache Leute, mit eigenthümlichen, natürlichen Sitten, ohne Gewinnſucht, die den Fremden wie einen Gaſt aufnehmen, und ihm mit Freuden vorſetzen, was ſie beſitzen: köſtliche Fiſche, Wild der Alpen, herrliche Butter, Bier, Milch, ſchmackhaftes Brod, und das reinſte Waſſer, noch belebt von dem Geiſt, der in der Quelle wohnt und ſprudelt. Die Betten ſind reinlich, die Wohnungen geräumig und luftig, voll Fröhlichkeit, Geſang und Tanz.

— Ich ging über Weilheim und Sulz am hohen Peißenberge nach dem Kochel- und Wallerſee, die ich

beſchiffte, und von dort nach dem Jachenauthale, klein, einförmig, aber ungemein lieblich, nur bewohnt von wenigen, aber ſehr reichen Bauern. Ich übernachtete in einem Hauſe, das dem Johann Wörner gehört, und ganz mit frommen Sinnſprüchen und hübſchen Schildereien von außen und innen verziert iſt. Das Holzwerk iſt hellgrün und weiß angeſtrichen, die Fenſter ſind von klarem, ſchönem Glaſe, das Abendbrod ward uns auf feinem Gedecke aufgetragen, und für unſere ganze, zahlreiche Geſellſchaft, waren Löffel, Meſſer und Gabel ſchwer von Silber vorhanden.

Es war am andern Morgen Himmelfahrtstag. Die gepupten Jachenauer zogen zur Kirche. Die Tracht der Männer iſt überaus maleriſch, dunkelgrün mit hellgrün ausgenäht, ſilberne Knöpfe, Ketten, Schnallen und Ringe, und die Spitzhüte mit Blumen, Federn, Gemsbärten und reichen Goldſchnüren geziert. Die Mädchen in ihren grünen Hüten und in grelle Farben gekleidet, ſehen ebenfalls ganz allerliebſt aus.

Alle kehrten bei unſerm Wörner ein, ehe ſie den Hügel zur Kirche hinanſtiegen, und die ſchmucke Kathi, des Wirthes Töchterlein, hatte ſo viel zu bedienen, daß ſie an ihre Toilette nicht denken konnte. Wir verließen zu ihrem großen Bedauern das Haus ihres Vaters, ehe ſie ſich uns im Sonntagsſtaate gezeigt hatte.

Sie ſchien es gar nicht begreifen zu können, daß

wir ſo wenig neugierig waren, und fragte mehrmals höchſt naiv:

„Aber gefallt's Euch denn nit, daß Ihr ſchon fort geht?“ —

Blicke in's Gebirge.

I. Fiſcher-Lieſel.

Eine Idylle, die ſich eine halbe Tagreiſe von München uns bereitet.

Eine Stunde von dem freundlichen Markte Miesbach, kommt man über grünende Höhen, zu einem kleinen See, der ganz von ihnen eingeſchloſſen iſt. Hier liegt ein Dörfchen mit Kirche und Capellen, Schliers genannt, wovon der See, Schlierſee heißt. Ringsumher blühen Obſtbäume, eine Inſel ſchwimmt im See, eine Halbinſel, die ſich hineinerſtreckt, trägt ein wohnliches Haus, am weſtlichen Ufer liegt das freundliche Kirchdorf Neuhaus, oben auf den Höhen glänzt die prächtigſte Alpenweide wie Gold hernieder. Stiller und freundlicher läßt ſich kein Fleck unſerer Erde träumen.

Ueber einen Bergrücken führt der Weg in das nahe Tegernſee, dem jetzigen Luſtſchloſſe, das ehedem ein Kloſter war. Das Thal von Schliers gehörte dazu, und die Kloſterherren waren darauf bedacht, dieſen

hübſchen Aufenthaltsort ſich ſo recht zu eigen zu erhalten. Sie ſorgten dafür, daß kein bequemer Weg, aus der Ebene über Miesbach dahin führe, und zogen es vor, lieber ſelbſt den mühſamen Pfad über die Kreuzalpe, oder durch den Schuß zu wandeln. So hielten ſie ihr geliebtes Thal von jedem fremden Beſuche frei, um ſeine eigenthümlichen Reize allein und ungeſtört zu genießen. Hier war Obſt, das ſie in dem rauhern Tegernſee nicht hatten, der Schlierſee enthält Fiſche, die zu den köſtlichſten gehören, die Mädchen an ſeinen Ufern, ſind die munterſten im ganzen Gebirg, hier tönen die luſtigſten „Schnodahupferln," und dabei über Alles die bezaubernde Abgeſchiedenheit, die zu ſo lieblich holden Betrachtungen aufforderte. Dieß ſtille Glück genoßen die frommen Väter denn auch bis zur Säculariſation; da kamen die Commiſſarien, die das Kloſtergut in Empfang nahmen, auch über die Kreuzalp, und ſo wurde der Schlierſee endlich einmal entdeckt, lange nachdem die Südſeeinſeln entdeckt waren.—

Die Kunde von dem überräſchenden Funde gelangte nach München. Der lebensfrohe König eilte dahin, kehrte beim Fiſcher ein, wo ſonſt die frommen Väter einigen Wechſel in ihre einförmigen Faſtenmahlzeiten zu bringen gewußt hatten, und ließ ſich von dem Töchterlein des Fiſchers halbe Tage lang auf dem See umherrudern. Lieſel, ſo hieß das junge Kind, ruderte eben ſo unbefangen, ob ein König oder ein Abt im Boote ſitzen mochte, und dabei ſang ſie ihre „Schnodahupferln" mit heller Stimme zum großen Ergötzen

des Schiffenden. Max Joseph, der früher daran gewöhnt war, sich die Favoritgesänge der Pariser Theater in weicher Mundart von kunstgeübten Phrynen, vorsingen zu lassen, war mit diesem wilden Alpengesange eben so zufrieden, und hörte die halb weltlichen, halb geistlichen Berichte von dem Leben der Klosterherren, von Liesels hübschen Lippen sehr gern.

Nach und nach fingen auch die Münchener an, den Geschmack ihres Königs für ihr Gebirge zu theilen. Sie hatten früher nur ihr nahes Starnberg besucht und sich damit begnügt, üppige Fischmahlzeiten dort zu halten. Jetzt zogen sie nach Tegernsee, der neuen königlichen Residenz, und von dort verschmäheten es die rüstigsten Besucher nicht, auch über die Kreuzalpe zur Fischer-Liesel zu steigen. Das geschah jedoch nur selten. Noch vor zehn Jahren wußte man in München vom Schliersee im Allgemeinen nicht viel Rühmens. Jetzt ist es anders.

Die Maler, welche das Gebirg nach allen Richtungen durchziehen, halten in Schliers stets eine mehrwöchentliche Rast. Sie haben die Liesel, die indeß geheirathet hat, und mehre Häuser im Dorfe besitzt, wo Fremde Unterkommen finden können, zur „Donna del Lago“ erhoben, und ihr Wohnhaus mit einem schönen Schilde beschenkt, worauf sie abgebildet ist, wie sie malende und musicirende Jünglinge über den See führt. Die Inschrift lautet: alla Donna del Lago. Ein Sommeraufenthalt in Schliers gewährt einige Annehmlichkeit. Es findet dort stets ein Zusammen-

ſtuß von Perſonen ſtatt, die auf einer Gebirgstour begriffen, eine kurze Zeit hier verweilen. Es zeigen ſich unter vielen alltäglichen Phyſiognomien, denn auch wohl einige ausgezeichnete. Man macht Partien zu den benachbarten Kirchweihfeſten, zur Spitze des Wendelſteins, oder zum Waſſerfall und zur Kaiſerklauſe, wodurch das im Hochgebirg gefällte Holz nach München geſchafft wird. Ein impoſantes Schauſpiel ganz eigener Art, und das Merkwürdigſte der ganzen Gegend.

In dieſer ſchauervollen Einſamkeit, der Kaiſerklauſe gegenüber, erhebt ſich eine kleine Kapelle. Hier wird eine intereſſante Kirchweihe gehalten. Die Gäſte, die ſich dazu einſtellen, finden ihr Unterkommen in den Sennhütten, auf friſchem Heu, oder ſie halten Bivouac unter den Föhren, zur Seite der brauſenden Waſſer. Mit grauem Tagesanbruch erglänzen Lichter durch den Nebel, die Höhe herabkommend, bald vernimmt man den Ton des Gebirgſchwegels und der Pfeife. Es ſind die fernen Gäſte, welche herbeiziehen, vom Achenthal und noch weiter. Die Gemeinden kommen Haufenweis, mit brennenden Fichtenſpähnen, unter der originellen Muſik. Es wird Tag; das kleine Gotteshaus vermag die Menge der Andächtigen nicht zu faſſen, ſie knieen weit umher, unter freiem Himmel. Nachher wird getrunken und luſtig gelebt, und dieſe Freuden erſtrecken ſich in immer weitern Kreiſen, bis nach Schliers hinab, wo allerdings mehr Gemächlichkeit beim Genuſſe die frommen Waller erlabt.

Liesel's Wirthshaus ist groß genug für Alle. Sie hat Räume für die Bauern, wie für die Vornehmen, die von München zu solchen Festen erscheinen. Man findet's hier nun eben wie überall im Gebirg; an guten Speisen und Getränken ist kein Mangel. Gemsen, Spielhühner, Forellen, Saiblinge und kleine Lächse werden den unnachsichtigsten Feinschmecker zufrieden stellen können. Auch Bier und Wein ist gut zu haben; Milch und Butter sind unvergleichlich; und Liesel ist auch im Stande für größere Gesellschaften sogar mit silbernen Bestecken zu serviren. Aber all' dieser Vorzüge ungeachtet, vermißt man Eines hier, was man in der kleinsten Hütte der baierschen Alpen gewöhnlich antrifft: die Reinlichkeit. Wer im Wirthshause von Schliers einige Zeit mit Lust verleben will, der bringe mindestens einige Servietten, Gläser und Teller mit, und trage deren Reinigung seinem Bedienten auf.

Liesel hat ihre derbe Naivität zu erhalten gewußt, wie sie wohl, bei der ersten Entdeckung dieses Thales, nach der Aufhebung des Klosters von Tegernsee, hier überall zu finden gewesen seyn mag. Sie nennt alle Leute „Du" und macht nicht viel Umstände. Einst wollte sie uns mit einem recht ausgesuchten Gerichte, nach ihrer Meinung erfreuen, und knetete, während ihre Gäste auf dem Spaziergange waren, einen ungeheuern Pudding zusammen. Wir hatten uns verspätet, und bekamen dafür nicht eben freundliche Blicke von ihr zum Empfange; doch sagte sie nichts, und

ſetzte uns die Suppe auf. Es lagen alte Hennen darinn, deren Sehnen und Flechſen ſo ſtrohtrocken und hart waren, daß faſt Niemand ſie herunter zu würgen im Stande war, und wir unter Scherzen und Lachen uns bei dieſer Schüſſel etwas länger als gewöhnlich aufhielten. Lieſel erſchien mehrmals, nachzuſehen, ob wir denn nicht fertig würden, und brummte ein „Maſefiz“ und „Sakriſch“ über's Andere. Endlich trägt ſie Schüſſel und Teller ab, und wirft den ungeheuern, dampfenden Klos ſo auf den Tiſch, daß die brühende Sauce weit umherſprützt, indem ſie im höchſten Zorn ausruft: „Da habt's ihn, den Buh-dung — nu iſt er zerfallen — warum habt's denn gar ſo lang an d'Hennen g'freſſen!“ — Ein unvertilgbares Lachen erfolgte von unſerer Seite und ſelbſt Die ärgerten ſich nicht, welche die Sauce von ihren Kleidern wiſchten.

Da ſie nur ſchwer Namen behält, ſo bezeichnet ſie ihre Hausfreunde, auf eine ihr bequemere Weiſe. Der Dicke, heißt bei ihr: „der Wampete;“ der mit glänzender Glatze, „der Glatzete“ oder „der Glanzete;“ dieſer „der Schnauzbartel,“ jener „Schwarzbartel“ u. ſ. w. Schmutziger Eigennutz iſt ihr fremd, und auf ein Paar Schüſſeln, die Einer oder der Andere wünſcht, kommt's ihr nicht an, und wenn ſie gleich die Mahlzeit für den Tag ſchon auf das Reichlichſte beſtellt hätte. Sind die aufgetragenen Speiſen verzehrt, ſo fragt ſie: „Schafft's nachtragen?“ und wird dieß bejaht, ſo werden die Schüſſeln auf's Neue gefüllt. Daſſelbe iſt bei dem Kaffee der Fall, wo eine Kanne

nach der Andern nachgetragen wird, obgleich man nur immer den für eine Tasse accordirten Sechser zahlt. Dieses Benehmen der Wirthe im Gebirg sticht freilich bedeutend gegen die Aengstlichkeit ihrer Brüder im Flachlande ab, und macht auf den Reisenden, der zum ersten Male diese Gegend besucht, einen sehr erfreulichen Eindruck.

— Oft saßen wir Abends im Wirthshause zu Schliers und ersuchten Liesel, sie solle uns ihre Schnoddahüpferln singen. Dieß sind nämlich kleine, epigrammatische Lieder von zwei Zeilen, die während des Tanzes von den Bauern erfunden und abgesungen werden. Etwas Aehnliches findet sich in der Gegend von Krakau, beim Nationaltanz Krakowiek oder Krakowianka, auch bei einigen Schiffertänzen in Norwegen und Schweden. Die Schnoddahüpferln werden auch oftmals in der Absicht angestimmt, um den Gegner herauszufordern, woraus ein Wettgesang entsteht, der wegen der geschickten Wendungen und der Geläufigkeit im Reimen, mit Recht bei den Zuhörern Bewunderung erregt. Ein solcher Wettkampf währt oft Stundenlang fort, und die Sänger zeigen je länger desto mehr Begeisterung und Verve.

Liesel war nur selten zu bewegen uns mit ihrem Gesange zu erfreuen. War sie aber besonders guter Laune, so drückte sie den hohen Spitzhut, den sie immer trug, tiefer in den Nacken, griff nach einem hohen Alpenstock, den sie mit ausgestrecktem Arme am obern Ende ergriff, und diesen in der Hand hin- und her-

drehend, die Augen auf einen Punct der Decke gerichtet, fing ſie mit lächelnder Miene zu ſingen an. Ihre Stimme war noch immer angenehm, ihr Vortrag, für den Kenner unvergleichlich. Das Umſchlagen der Stimme, das Schleifen des letzten Wortes zur folgenden Zeile, gelangen vollkommen. Wenn ſie verkündete, daß ſie nun „Saftige“ ſingen werde, dann mußte man die etwa anweſenden Damen erſuchen, ſich zu entfernen, gerade wie in England, wo ſie genöthigt ſind die Tafel zu verlaſſen, wenn durch einen Schlag mit der Hand auf den Tiſch, das Zeichen gegeben wird, daß das Trinkgelag beginnen werde.

Obgleich Fiſcher-Lieſel nicht mehr jung iſt, und wohl nie ſchön geweſen ſeyn mag, ſo läßt ſich nicht läugnen, daß ihr Geſicht eine angenehme Bildung zeige. Das Auge iſt von einem ſchönen Ausdrucke beſeelt, und wäre ihr Mund zierlicher geformt, ſo würde man mit noch größerm Wohlgefallen den Blick auf ihren Zügen ruhen laſſen können. Ich will hier einige ihrer Refrains mittheilen, die wohl noch unbekannt ſeyn mögen, obgleich man in neuerer Zeit auch Vieles davon der Leſewelt mitgetheilt hat. Da hier mit der Naivetät nicht kokettirt wird, ſo habe ich mich wohl gehütet ihren Ausdruck zu zerſtören. Es iſt mir leid die Melodie nicht beifügen zu können; und geſchähe es auch, man verſtände ſie doch nicht zu ſingen. Um dieß zu können, iſt es durchaus unerläßlich, ſie im Lande zu hören, und ſich nach den beſten Muſtern

zu bilden, zu denen Fiſcher-Lieſel ohne Widerſpruch zu zählen iſt.

Mei Dienein (1) iſ kloa (2) wie 'r a Muskatnüß'l,
Und ſo oft daß i's halſ' — ſo oft lacht's a Biß'l. —

's Dienal hat dunkelbraun Augala, und wie'r a Täubal ſchaugt's hear.
Und ſo oft i dan Fenſter an Schnogla (3) thu', wuzelt's (4 an Pfoad'l (5) dahear.

Steig' nit ſo laut auffa, mei Bübal (6) ſey g'ſcheid,
Sunſt wöckſt ma die Lappin (7) auf, dö bei mi leit. (8)

Dienein gieb Acht, wann da Vögal fiegſt flieg'n,
Und ſo wenk (9) als das Vögal fangſt, fullſt mi nit krieg'n

Das Lieb'n ſoll a Sünd ſeyn, ſo ſagen die Leut,
Daß kann ja koa Sünd ſeyn, was mi gar a ſo g'freut.

Die Finken hab'n Kröpferl, da ſingen's damit,
Mei Wai (10) hat 'n Kropf — aber ſingen kann's nit.

Geah weg von mein Fenſter: hör' auf zu ſinga —
Wenn's Du 'n friſcher Bu' wärſt, ſäßeſt lang ſchon drinna.—

---

1) Dienein, Dienal, (in Oeſtreich: Dirnd'l oder Dernd'l) Mädchen, Geliebte.
2) kloa, klein.
3) Schnogla, ſchnalzender Ton.
4) wuzeln, mühſam hervorbringen, langſam herausſtrecken. Verwuzelt, verwirrt.
5) Pfoad'l, Pfötchen.
6) Bübal, Bübein, Diminutiv von Bu', (öſtr. Büberl, Buberl), Geliebter.
7) Lappin, alte Magd,
8) leit, liegt.
9) wenk, wenig.
10) Wai, Weib.

Mei Dirnein hoaßt Nannerl, hat ſchneeweiße Zahnerl,
Hat ſchneeweiße Knie, doch g'ſehn hab' i's nie.

Und's Dienein is zu kurz, thut mi recht verdrieß'n,
Ziech i's auffa (11) zu'm Kopf, han i nix bei'n Füßen.

---

11) auffa, auf.

II. Kirchweih in Baieriſch-Zell.

Nur eine halbe Tagereiſe, und wir ſind an der erſten Bergreihe, dem grünenden Bollwerke, das die Natur zog, um ihre lieben Herrlichkeiten, die blauklaren Seen, die maigrünen Bergflüßchen, die ſchäumenden Sturzbäche und brauſenden Fälle, die röthlichen Felſen und die dunkeln Waldeshöhen, und das ganze Zauberlabyrinth von Thälern und Höhlen, Klüften und Spitzen, blumenreichen Almen und blitzenden Eisfernern, gleich einem Gehege zu umgeben.

Hier beginnt das Paradies Europa's, denn von hieraus geht's unmerklich in's großartige Tyrol, und von dort unmittelbar in das Land, wo die Weinranken in immergrünen Lauben ſich über die Straße wölben und wohin ſeit früheſter Jugend wohl jeden Deutſchen eine unendliche Sehnſucht zieht.

Das Vorgebirge der hohen Alpen Tyrols unterſcheidet ſich merklich von den übrigen Gebirgsgegenden unſers Vaterlandes.

Es zeigt nicht die dunkelromantiſchen, ſagenreichen

Thäler des Harzes, nicht die erzfördernden Bergwerke, und die reichen, stattlichen Fabrikstädte Sachsens und Schlesiens, aus den reinlichen Hütten schallt jedoch auch nicht das Schnurren der Räder und das einförmige Tön der Webestühle hervor, und statt der armen, verhungerten Leinweber, die eine trübselige Staffage schöner Gebirgsnatur ausmachen, klettert hier der braune Schütz verwegen dem Gemsbock nach, und die rothbäckige Sennerin mit ihrer Heerde auf der Alm, harrt seiner Rückkehr johlend und froh, und hat in ihrer Hütte Milch und Käse und Brod, und ein duftiges Heulager und im engen Mieder ein hochklopfendes Herz.

Sie sind sehr anziehend diese kleinen, geschlossenen, baierischen Thäler mit dem kräftigen, eigenthümlichen Menschenschlage, der nur wenig Verkehr nach Außen treibt und für alles fremdartige, was durch den Besuch der Städter sich ihm aufzudringen sucht, eine bemerkenswerthe Abneigung hat.

Lebenslustig im höchsten Grade, sinnlich, kühn, doch gutmüthig und uneigennützig ist das Gebirgsvolk dieser Gegend. Gesang und Tanz ist sein Element. Seine Arbeit besteht in Fischfang und Jaad, in Obst- und Viehzucht. Die Kirchweihen sind seine eigentlichen Feste und viele Stunden weit, die tyroler Gränze herüber und hinüber, stellt es sich bei denselben ein, und hält gute Nachbarschaft.

Im östlichen Winkel des Vorgebirgs, gen Salzburg hin, erheben sich schroff aus einer Gruppe von unbedeutenden Höhen, die kahlen Felsen des Wendel-

steins, bis zu der beträchtlichen Höhe von 7000 Fuß. Das imposante Felsenhaupt ist von den anmuthigsten Thälern umgeben, und wer das freundlich traulichte Wörnsmühl im einsamen Föhrengrunde, das fruchtbare Thal von Fischbachau mit seinen Obstbaumalleen und Schlössern und Klöstern kennt, wer im stillen, eingeschlossenen Kirchdörfchen Baierisch-Zell jemals verweilte, wird willig meiner Meinung seyn.

Die weißen Häuschen von Baierisch-Zell wimmelten am Sonntage den 19. August, da gerade das Fest des heiligen Ludwigs, des Bischofs, nicht des Königs, gefeiert wurde, von vielen frohen Leuten. Aus dem kleinen Wirthshause schallten verschiedene Tänze verworren durcheinander und ein tactmäßiges Gestampfe. Neben dem klaren Forellenbache zog sich die ländliche Kegelbahn, worauf die nasse Kugel plätschernd zum Ziele rollte, Glückshafen und Spiele waren von Haufen Landvolks umstellt, seitwärts in der Tiefe hob sich ein schmächtiges Thürmchen und der freundliche Pfarrherr, im weltlichen Rocke, wanderte gutmüthig, mit zwei Krügen unter dem Arme, und einem kleinstädtischen Besuche als Schleppe, unter die heitern Gruppen von Beichtkindern und Fremden.

Auf einem langen Wagen rollte ich in munterer Gesellschaft von dem nahen Schliers heran, um die Freuden der Baierisch-Zeller Kirchweihe zu genießen. Drei starke Pferde flogen mit dem Wagen dahin, ein frischer, schöner Bua ritt das Eine, er war festlich gekleidet, der Zipfel der seidenen Mütze hing auf

dem Rücken lang herab, und darauf saß schief der hohe Spitzhut, geschmückt mit Gemsbart, Blumen, Flitterband und dicker Goldschnur. Es liegt schon sehr viel Südliches darin, besonders spiegelt einer warmen Phantasie die Zipfelmütze, eine ganze Reisla voll italienischer und spanischer Herrlichkeiten vor — und man ist ja in der That Italien so nahe von hier, daß man in zwei Tagen seine Gränze erreichen kann.

Unsere Ankunft wurde gebührendermaßen von den Fußgängern, welche die Straße füllten, von den Trinkern unter den Bäumen und den Kegelspielern mit lautem Gejohle begrüßt, welches unser Pferdelenker erwiederte und worin wir mit so tüchtigen Kehlen einstimmten, daß die neckende Echo in den Schluchten des riesigen Wendelsteins davon erwachte und uns in demselben Tone willkommen hieß.

Es war Alles da, um jeden Besuch auf das Schmuckeste zu empfangen. Ein langer Tisch wurde von den Wirthsleuten hart an des Forellenbaches Rand gestellt, eine Bank daneben, Ziegenkäse, Butter, Brod, Bier und Kirchweihnudeln darauf. Rettige und Nüsse trugen Handelsleute herbei, welche diese Artikel feilhielten, und es wurde von uns Allen ein Ehrliches gegessen und getrunken.

Es war ein sonniger, herrlicher Nachmittag. Die Felswand des Wendelsteins stand in Purpur gebadet, es war, als ob er an dieser Seite ganz mit den schönen Alpenrosenfeldern bedeckt wäre, welche seine Höhe kränzen. Seine Spitzen flammten golden.

Im Hauſe war ein faſt undurchdringliches Gewirre und nur mit Mühe gelangte man hinein. Die niedrigen Räume und die Menſchenmenge machten Alles ſtockfinſter und man tappte ſich bis zur Treppe hin. Drei ländliche Orcheſter ſpielten drei verſchiedene Ländler zu gleicher Zeit, und ſummten in ein Knäuel von Tönen zuſammen, aus denen nur manchmal das ſchmetternde Horn eine Melodie vernehmlich hervorhob. Dabei ſtampfte der Vorgeiger den Tact, als lebendiger Mälzel'ſcher Metronom, um keine Confuſion einreißen zu laſſen. Auf der Hausflur, in der größten Stube, und auf dem Boden wurde getanzt, die erſchöpften Tänzerinnen legten ſich weit aus den Dachlucken heraus, um ſich abzukühlen.

Den Gebirgsländler mit anzuſehen, iſt eine meiner Lieblingsunterhaltungen. Wir haben keinen ſo characteriſtiſchen Liebestanz außer ihm, und wenn er auch nicht die Tarantella und den Fandango erreicht, die man jedoch nationell, nicht von ſtumpfſinnigen Balletmeiſtern nachgemacht, ſehen muß, ſo führt er uns ein ſolch' lebhaftes Bild kecker Bewerbung, züchtigen Verſagens, ungeſtümen Verlangens, holder Gewährung und glücklichen Beſitzes vor Augen, daß man die Bedeutung mit Händen greifen kann.

Doch möge man mich nicht mißverſtehen. Es iſt hier nicht von der empörenden Scheußlichkeit des Pariſer chahût die Rede; meine lieben Gebirgsländler ſind naiv, nicht gemein. Es gibt übrigens Tänzer, die Tänzerinnen ſpielen keine ſo bedeutende Rolle, die das

Ding als ächte Virtuosen zu behandeln verstehen und wahrhafte tours de force dabei ausüben.

Der Abend brach früh herein; die Gluthwand des Wendelsteins wurde nach und nach grau, während die Gipfel noch glänzten; der Tanz ging deßungeachtet unausgesetzt fort, und nur Einige, die weither aus Tyrol und andern entfernten Thälern gekommen waren, zogen nun nach Hause, da sie steile Felsen zu überschreiten hatten, die Köpfe voll waren und die Nacht sie sicher ereilen mußte, bevor sie ihre Heimath erreichten. Diese wurden mit Musik bis zur Gränze des Oertchens hinausgeblasen, wie man es zu nennen pflegt. Dort wurde Halt gemacht, man stellte sich zu recht, tanzte zu guter Letzt im Freien den Kehraus, um so viel Freude als möglich mit auf den Weg zu nehmen, und ging dann mit Jodeln und fröhlichen „Almerhupferln“ weiter, bis sich Menschen und Töne weitab in die Berggründe verloren.

Vor dem Wirthshause hatten sich Schützen zusammengerottet und schossen bald nach diesem, bald nach jenem Ziele. Einer legte auf den Hahn des niedern Kirchthürmchens an, und bautz! da flog ein Splitter davon herab. Hinzutretende Gendarmen, die hier an der Gränze ihre Standquartiere haben, verhinderten diese muthwillige Lustbarkeit, und veranlaßten einen langen Wortwechsel, der leicht ernstlich hätte werden können.

Alle diese Lustbarkeiten werden gewöhnlich mit „Raufen“ beendigt, und dieß gehört so zum Feste, wie

das Deſſert zur Tafel. Man ſpricht davon, man kann ſich vorher engagiren, ja Fremde werden gefragt, ob ſie daran Theil nehmen wollen, und man ſagt ihnen bereitwillig Aſſiſtenz zu.

Ein jeder dieſer Leute trägt zu dieſem Behufe einen ſchweren Ring von Silber, der in der Anwendung zur furchtbaren Waffe werden kann. Ich ſah dergleichen mit Zacken und Spitzen verſehen, die bedeutende Verwundungen zuzufügen im Stande ſind. Wird die Rauferei zu ernſt und lang, ſo ſind die Stärkſten, Schiedsrichter, welche mit einem geſchickten Griffe die Hauptraufbolde in dem Getümmel an's Bein packen, umwerfen, und ſo von dem Richter in Gewahrſam bringen laſſen, bis der Rauſch und dieſe alpiſche Berſerkerwuth ausgeſchlafen ſind.

Die Trachten der verſchiedenen Thäler, maleriſch und bunt, bieten dem Auge eine freundliche Abwechslung. Einige Gäſte, die tief aus Tyrol herbeigezogen waren, zeichneten ſich durch rothe Jacken mit ſilbernen Knöpfen und grünen Hüten aus, welches ſich recht zierlich ausnahm. —

— Spät am Abend ſtieg noch ein alter Mann mit einem Knaben vom Gebirge herab. Sie waren faſt nackt — ohne Hemde, bloß mit einer kurzen Hoſe und einem offenen Wammſe von dunkelbrauner Farbe, das noch dazu an allen Enden zerriſſen war, bekleidet. Der Mann trug einen langen Bart, der bis zum Gürtel reichte. Beide hatten Zwerchſäcke und hohe

Knotenstöcke. Sie stellten sich zu den Bauern, und fingen mit ihren ungeheuern Stimmen zu singen an.

Der Alte war weit von hier zu Hause und pilgerte singend und bettelnd durch armes Landvolk sein Leben hin. Sein Söhnchen leistete ihm Gesellschaft, und wird wahrscheinlich bald allein die Pilgerschaft fortsetzen müssen. Wie widerwärtig sind uns nicht die Bettler in den Städten, bei allem Mitleid selbst, das sie einflößen; wie selten wird man wahrhaft gerührt durch sie. Dieser bettelnde Barde war die Heiterkeit selbst — es fehlte ihm wahrlich Alles — von Bequemlichkeit wußte er nichts — er hungerte so lange, bis ihm der Zufall eine mäßige Sättigung bescheerte — aber er schritt durch die kühlen Thäler, über die herrlichen Felsen, wie ein König — und freier noch — ihm hatte ja der Himmel alle jene Schätze täglich zu Theil werden lassen, wonach sich der Reichthum und die Macht oft ein langes Leben hindurch sehnen und mit großen Aufopferungen, doch nur zu einem kurzen, verkümmerten Genusse derselben gelangen können. Und war er auch ohne Nahrung einen langen, heißen Sommertag fortgewandert; der Bergquell ließ ihn nicht verschmachten, auch eine Beere wuchs wohl am Wege — und der Abend brachte ihn ja sicher zu frohen, geselligen Leuten, die sein Lied hören wollten, und es ihm freundlich an nichts fehlen ließen. Wer sollte sich dabei unglücklich fühlen? Und die Gebirge sind noch so weit verzweigt, und überall gibt's Kirchweihen und Heiterkeit und Menschenherzen. — —

Auch das Lied deiner rauhen Kehle iſt etwas werth und du verdienſt den Lohn deiner Genügſamkeit. — Walle immerfort, alter Sänger, ſo weit die Felſen ihr Haupt erheben; der Pfad iſt beſchwerlich, doch er führt zu gaſtlichen Hütten, zu wirthlichen Ufern, zu freundlichen Almen — aber die Ebene vermeide mit den breiten Straßen und den volkreichen Städten — erblickſt du ihre lockenden Gefilde, ſo wende den Blick, und laſſe Dich von Deinem Knaben in das rauheſte Felsthal geleiten. —

III. Die Paſſion.

Ich will hier von jenen ſeltſamen Myſterien ſprechen, die nur alle ſieben oder zehn Jahre wiederkehren, und mit großem Aufwande von Geld, Mühe, Fleiß und Eifer von ſchlichten Landleuten im Gebirge aufgeführt werden, die unter Gottes freiem Himmel vor einer impoſanten Verſammlung, die von fern und nah herbeiſtrömt, Morgens ihren Anfang nehmen und am Abend enden.

Der Schauplatz iſt in dem Markte Mittenwalde, hart an der Gränze von Baiern, wo unfern die Iſar aus den Felſenklüften der Scharnitz hervorbrauſ't. Die Gegend iſt mehr rauh als wild zu nennen und hat, die hohe Karwendelſpitze abgerechnet, wenig Maleriſches. Drei Viertel des Jahres haben die Leute hier Winter, denn ſelbſt noch im Mai ſind

die Morgen und Abende sehr nahe mit diesem verwandt. Die Einwohner sind nicht unbemittelt, sie haben Viehzucht und treiben seit vielen Jahren einen weitverbreiteten Handel mit musikalischen Instrumenten, der nur in letzterer Zeit durch sächsische Concurrenz etwas gedrückt wurde. Durch diesen Handel ist die Musik in dem rauhen, unfreundlichen Thale recht heimisch geworden, und es gibt kein Haus hier, wo sie nicht geübt wird. Hievon sollte ich gleich am Abend meiner Ankunft die Ueberzeugung erhalten, wo eine recht stattliche Bande mit Blechinstrumenten musicirend durch den Markt zog, um das morgende Fest zu verkünden.

In der Post, wo ich abgestiegen war, befanden sich, außer wenigen Fremden, nur einige Beamte, die sich über das Ganze mokirten, wahrscheinlich, um hiedurch einen höhern Grad von Bildung zu beurkunden. Diese Bemerkung hatte ich oft schon zu machen Gelegenheit. In keinem Orte ist man kritischer gestimmt und nimmt gutwillig dargebotene Genüsse mit stärkerm Nasenrümpfen hin, als wo Umstände und Verhältnisse sie nur mit großen Schwierigkeiten erringen lassen. Wo man kein Ballet hat, fallen die besten Tänzer durch; in kleinen Provinzstädten haben gute Schauspieler oft Mühe, zu gefallen; und in Mittenwalde, dem nur alle zehn Jahre ein Theatervorhang aufgezogen wird, wo vom Bürgermeister bis zum Tagelöhner Alles Hand anlegt, um das große Werk zu fördern, rümpfen kleine Beamte vornehm die

Nase, und sitzen lieber in der verlassenen Schenke schwatzend beim Bierkruge, ehe sie sich, gleich den tausend unbefangenen Zuschauern rühren und erschüttern lassen wollen. —

Ich war des Geschwätzes und des Tabaksqualms im engen Zimmer bald müde und ging hinaus, um mir den Schauplatz zu betrachten. Der Mond schien in's Thal und der Himmel war in ein kaltes Blaßblau gehüllt. Aus den nächtig schwarzen Föhrenwäldern erhoben sich die scharfgekanteten, beschneiten Spitzen des Karwendels. Ein großer Bezirk, mit neuen Planken umzäunt, verrieth mir bald den Ort, wo das Schauspiel Statt haben sollte. Von einer Erhöhung, wo ich stand, überschaute ich das Ganze.

Ich sah in die Arena, mit Bänken gefüllt, um die Zuschauer zu fassen. Im Hintergrunde war das Theater erbaut, vor dem sich das weite Proscenium erstreckte, mit gemalten Thürmen und Portiken von seltsamer Architectur umgränzt, woraus der Chor zu treten hatte, und mit zwei Häusern besetzt, vor denen Balcone befindlich waren, wo andern Tages Caiphas und Pilatus ihre Rollen spielen sollten. Zwischen diesen Häusern lag die eigentliche Bühne, gehörig tief, breit und hoch, mit Coulissen und Soffiten versehen, die man alle betrachten konnte, da der Vorhang aufgezogen war, um verschiedenen Arbeitern, die so spät noch dort schalteten und walteten, Raum und Licht zu gönnen.

Ueber dieſer Bühne war ein recht gut gemaltes allegoriſches Bild, ein Halbrund, von Emblemen aller Art umgeben, angebracht, und hoch darüber erhob ſich ein Pic, kahl und grau, hin und wieder mit langen Schneedecken angethan, die im Monde glitzerten und flunkerten, 5 bis 6000 Fuß in die Lüfte. Ich glaube nicht, daß irgend ein Schauſpielhaus in der Welt einen impoſantern Anblick zu bieten im Stande ſeyn wird. Ich ſtand lange da, ſtaunte und zeichnete, ſo kalt es auch geworden war, mit ſteifen Fingern. Was ich im Wirthshauſe gehört hatte, war nicht wohl im Stande, mir von der Kunſt der Leute eine gute Meinung zu geben. Ich war auf eine plumpe Dummheit gefaßt geweſen; das Theater, wie es nun aber vor mir ſtand, ſchien damit im Widerſpruche zu ſeyn; ich wußte nicht, was ich erwarten ſollte.

Die Arbeiter verließen jetzt das Theater, wo ſie ruhig hantiert hatten; hinter ihnen ging ein langer, bleicher Mann, der mich freundlich grüßte. Ich geſellte mich zu ihm, um über Einiges Erkundigung einzuziehen. Es war einer der Unternehmer, Herr Martin Strodel, der das Ganze leitete und deſſen Perſonal aus ungefähr 150 Perſonen beſtand, lauter Einwohner des Marktes und der nächſten Umgebung, und das lange Decennium hindurch, von einer Vorſtellung zur andern, der Kunſt des Mimen und des Sängers gänzlich fremd.

Seit vielen Jahren war die Paſſion in Mittenwalde nicht mehr aufgeführt worden, als vor ſieben Jahren einige Männer des Ortes den König auf ſeiner Reiſe nach Italien angingen, ihnen von Neuem die Erlaubniß hiezu zu ertheilen. Sie wurde für dieſes eine Mal gegeben, aber die bedeutenden Koſten, welche weit über 3000 Gulden betragen haben, konnten nicht hereingebracht werden, und deßhalb erhielten die Bewohner des Ortes abermals die königliche Erlaubniß, zur Aufführung in dieſem Jahre, um ihre Koſten zu decken. Die Einrichtung der Scene, einige nothwendige Verbeſſerungen an den Coſtümen und dergleichen, erforderten jedoch einen abermaligen Aufwand von 1000 Gulden, und da der Rückſtand, worin die Unternehmer gerathen ſind, dadurch ſo bedeutend vermehrt worden, ſo beſorgt man, ihn auch in dieſem Jahre nicht decken zu können, und nährt daher die Hoffnung, die Erlaubniß auch für die Folge zu erhalten. Und in der That iſt nicht einzuſehen, warum dieſe Hoffnung fehlſchlagen ſollte. Will man von Entweihung des Heiligſten ſprechen? Darſteller und Zuſchauer ſind durchdrungen von heiligem Eifer und von Rührung, und glauben durch dieſe Spiele ſehr verdienſtliche, hochanzurechnende Handlungen zu begehen. Iſt dieſer fromme Wahn etwa ſchädlicher als ſo mancher and're? —

Iſt man geſonnen, das Ganze in äſthetiſcher Hinſicht zu verdammen? Nie wird ein Schauſpiel

eine erhabenere Wirkung auf die Zuschauer hervorbringen, nie mit mehr Anstand und Rücksicht aufgeführt werden. Die Leute haben ein angeborenes Regisseurtalent, und diese Gebirgsbewohner wissen Scenen zu arrangiren und zu Stande zu bringen, die viele Hoftheaterregisseurs in Verlegenheit setzen würden, und bei der unzweckmäßigen Einrichtung unserer Bühnen, die zwar schon oft gerügt, jedoch noch nie abgeändert worden, gewiß Lächerlichkeiten darbieten müßten.

Der Pfarrherr verwaltet das Amt des dramaturgischen Censors, und dem zu Mittenwalde kann ich das Zeugniß geben, daß er dieß mit großer Umsicht gethan, und während der Vorstellung selbst machte er sehr practische Bemerkungen in dieser Hinsicht, die er dann auch sogleich dem Unternehmer und Regisseur zu Nutz und Frommen des Ganzen für die Folge mitzutheilen eilte.

Der Tag des Festes wurde mit türkischer Musik begrüßt, die durch den Markt zog, hierauf wurde der Frühgottesdienst gehalten, und unmittelbar hernach begab man sich in das Theater.

Ja, das Theater in Mittenwalde beginnt, gleich der großen Oper in Paris, um halb acht Uhr; doch diese am Abend, jenes am Morgen. Es waren vier Plätze eingerichtet. Der erste, dicht hinter dem Orchester, wurde nach Belieben bezahlt, der nächstfolgende kostete 48 kr., der dritte 24 kr. und der letzte 12 kr. Auf allen hatten sich ziemlich viele Zuschauer eingefunden; auf dem ersten, Honoratioren aus München

und Insbruck. Die übliche Souffleurklingel wurde hier durch Böllerschüsse ersetzt; bei dem dritten Schuß begann das Schauspiel.

Nach einer Ouvertüre trat aus den Portalen zur Seite mit raschem Schritte der Chorus auf, und stellte sich im Halbkreise hin. Dieser Chorus besteht, nach dem Ausdruck der Leute, aus Schutzgeistern. Sie waren auf eine phantastische, jedoch heitere und keineswegs geschmacklose Weise gekleidet; einige in Rosa, Lila, Himmelblau, andere weiß und roth, oder rosa und schwarz, Alles reich mit Gold verbrämt. Ein Paar trugen Helme mit Federn, Andere Diademe, noch Andere, Knaben und Mädchen, volle Kränze. Der Schnitt des Costüms näherte sich dem Römischen, dabei schien Alles nach alten Gemälden gebildet zu seyn; die Stoffe waren größtentheils Sammt und Seide, Flor, Spitzen u. dgl. und das Ganze war in München angefertigt worden.

Nach einem kurzen Prologe wurde ein Chor gesungen, der die Handlung und das Eröffnungstableau einleitete, dann begann das Drama, von dem Einzuge in Jerusalem bis zur Himmelfahrt, unterbrochen und verwebt mit analogen bildlichen Darstellungen aus dem alten Testamente. Von den Darstellern selbst läßt sich im Allgemeinen behaupten, daß sie einen ganz richtigen Begriff von ihren Rollen hatten und es sehr gut verstanden, ihre Individualität zu verläugnen und ihren Characteren anzupassen. So war Caiphas bemüht, Gleißnerei, fanatischen Eifer, einschmeichelnde

Ueberredung und Stolz durch ein heftiges Geberdenspiel, durch scharfe Betonung zu unterstützen und in Gang und Haltung auszudrücken; ein Bestreben, das dem Manne, den ich in seiner gewöhnlichen Kleidung kennen zu lernen Gelegenheit hatte, sehr schwer geworden seyn mußte. Minder gut gelang der Ausdruck dem Darsteller des Christus: eine allerdings sehr schwierige Aufgabe; doch muß ich gestehen, daß auch er sich bestrebte, die derbe Gebirgsnatur und Athletengestalt zu weichen, runden Bewegungen zu zwingen, und einen sanften, oft rührenden Ton der Rede anzustimmen.

Der beste Schauspieler von allen gab die Rolle des Judas: ein im gewöhnlichen Leben gewandter, pfiffig dreinschauender Bursche, der ohne alle Carricatur, mit guter Bezeichnung und stets richtiger Betonung seine schwierigen Monologe hielt, worin er bald Grimm und Habsucht, bald Reue, Schmerz und Gewissensqualen zu schildern hatte. Meisterhaft nenne ich die Scene, wo er die Silberlinge empfängt, sie prüft, wägt, einige verwirft und dann die Uebrigen in den Säckel schiebt. Nicht minder gut wurden die wilden Kriegsknechte gegeben.

Die Scene der Verhöhnung, das Würfeln, die Auferstehungsscene, die Kreuzigung, Alles war sehr fleißig eingeübt worden, und die natürliche Gewandtheit, das Zusammenspiel konnte wahrhafte Bewunderung erregen. Man wäre geneigt, das Comödienspiel für viel leichter zu halten, als es uns die Schau-

ſpieler gewöhnlich zu ſchildern pflegen, oder man müßte dieſen ländlichen Künſtlern ein wahrhaft groſſes Talent zutrauen.

Wohl zu beachten war auch die Einſicht, mit welcher man die Rollen vertheilt hatte. Man war hierin viel weiter gegangen, als die ordentlichen Theaterdirectionen, denn man fand ſogar in der äußern Form die Aehnlichkeit der Darſteller mit den darzuſtellenden Perſonen, ohne beſondere Hülfsmittel. So ſah Maria einer ſchönen italieniſchen Madonna gleich, und wenn auch Chriſtus hier in ſchwarzen Haaren erſchien, ſo drückten ſeine Züge doch Adel und Schmerz auf eine ſchöne Weiſe aus. Als Ecce homo konnte er jedem Maler als würdiges Modell dienen.

Für die Ausſprache hatten die wackern Leute ebenfalls den richtigen Weg eingeſchlagen. Sie bemühten ſich, ſehr deutlich und laut zu ſprechen, und dieß mußte man zuvörderſt berückſichtigen, um in dem großen Raume verſtanden zu werden. Dann redeten ſie, mit Weglaſſung aller Trivialitäten, die ja ohnedieß der gegebene Text ſchon ausſchloß, in ihrem landesüblichen Dialect, der zwar rauh und hart iſt, aber eben dieſer Eigenſchaften wegen nicht komiſch naiv klingt, wie etwa das Schwäbiſche und Plattdeutſche. Würden ſie ſich bemüht haben, die Sprache der Vornehmen und Gebildeten nachzuäffen, wie dieß hie und da von rohen Hiſtrionen geſchieht, ſo würden ſie eben ſo lächerlich erſchienen ſeyn, als dieſe. Aber hier, wo Alle gleichmäßig ſprachen, hatte man die Empfin-

dung, als höre man eine fremde, der unsern nahe verwandte Sprache, und nichts Störendes wirkte dabei auf die Darstellung ein.

Um das, was ich früher über die Kunst der scenischen Anordnung sagte, zu erörtern, führe ich hier die Kreuzigung an. Wir sehen vor unsern Augen die drei Kreuze aufrichten, die Körper daran befestigen und dann wieder abnehmen. Alles geschieht mit einer außerordentlichen Pünktlichkeit, Sorgsamkeit und Dezenz. Die Sicherheit, womit die Arbeiter zu Werke gehen, setzt uns durchaus in keine unbehagliche Stimmung der Sorge und peinigenden Angst um den Erfolg dieser Bemühungen, und wir können uns ungestört dem Eindrucke dieser furchtbaren Scene überlassen.

Die Kreuzesabnahme gab ein schönes Bild. Wer da weiß, wie auf unsern großen Bühnen von den Leuten, welche die Kunst der Darstellung zu ihrem Handwerke herabgewürdigt haben, nie ein Leichnam abgetragen werden kann, ohne daß das Publicum in Gelächter über die Ungeschicklichkeit ausbricht, wird hier mein Erstaunen gerechtfertigt finden.

Mit eben so großer Sorgfalt wurden auch die sogenannten Stichwörter behandelt. Das Krähen des Hahns, das Erdbeben mit dem begleitenden Donner, das Auf- und Abtreten der Personen u. s. w., Alles ging ohne Störung und sehr pünktlich vor sich.

Was die Einrichtung des Drama's und der Scene betrifft, so glaube ich, daß sie uns einen richtigen Be-

griff von dem Theater zu Shakespeare's Zeiten zu geben vermag, und daß wir wenig durch unsere, größtentheils aus Italien und Frankreich erhaltene Verbesserungen, die ursprünglich nur der Oper wegen erfunden wurden, für unsere jetzigen Stücke gewonnen haben. Man würde nach dieser ältern Einrichtung viele Werke von Shakespeare zusammenhängender und verständlicher geben können, ja Werke, wie Tieck's Octavian und eine Menge anderer, würden auf solche Weise sehr gut aufführbar erscheinen. Unsere jetzigen Bühnen sind mit den Bestrebungen der meisten heutigen Dichter im vollkommensten Widerspruche. Daher ist uns so Vieles unaufführbar, daher hört man immer davon sprechen: dieß oder jenes Stück sey für die Bühne eingerichtet, oder der Dichter habe die Bühne nicht im Auge gehabt, man müsse die Bühne kennen, u. s. w.

Nachdem die Vorstellung um eilf Uhr unterbrochen worden war, begann sie um ein Uhr Nachmittags wieder und endete Abends um fünf.

Ich ging auf die Bühne, um den bescheidenen Leuten für den Genuß zu danken, den sie mit so großer Anstrengung ihren Zuschauern bereitet hatten.

Der Schulmeister dirigirte das Orchester, der Bürgermeister spielte Cello, und es war interessant, die übrigen ganz ländlich gekleideten Musiker so brav ihre Stimmen spielen zu sehen. In dem einen Zwischenacte wurde sogar der erste Satz einer Mozart'schen Symphonie aufgeführt.

Die Worte des Textes, so wie der Dialog, waren einfach, klar, größtentheils bibliſch, und ganz für die Höhe der Zuhörerſchaft berechnet; ich habe den Namen des Verfaſſers nicht erfahren können. Die Muſik iſt von Herrn Liedel in München componirt.

Die Soloſtimmen waren ein Baß, ein Tenor und drei Soprane, wobei ein ganz junges Mädchen, das noch nie öffentlich geſungen hatte, ſich durch eine angenehme Stimme bemerkbar machte und gar nicht die lächerliche Angſt zeigte, welche ſolche Anfängerinnen gewöhnlich zu plagen pflegt. Die Chöre waren in drei Wochen einſtudirt worden, und zwar konnten Knaben und Mädchen keine Note leſen; vollſtändige Theaterproben wurden nur drei gehalten, eine davon im Coſtüm. Das übrige waren Leſeproben und Proben einzelner Scenen in einem Winkel des Theaters, während des Hämmerns und Sägens der Zimmerleute. —

Der Eindruck, den dieſes Spiel auf die Menge hervorbrachte, konnte mich nicht befremden, daß aber auch ich davon ſo ſehr gefeſſelt und ergriffen wurde, ſtimmte mich zu ernſteren Betrachtungen. Alles Mangelhafte verſchwand, und ich fühlte zum erſten Male, was es heißt: „an die Phantaſie der Zuſchauer zu appelliren;“ jenes oft ſo mißbrauchte Wort, das von Tieck, der von weiß überzogenen Bettſchirmen ſpricht, bis zu dem erbärmlichen Führer eines Theſpiskarrens,

der damit seinen jämmerlichen Plunder entschuldigen will, Jeder im Munde führt.

Diese feststehenden, sonderbaren und festlichen Decorationen des Prosceniums, wo die Haupthandlung vorgeht, dazwischen das Zauberreich der eigentlichen Scene, mit dem Auf- und Abrollen des Vorhangs und dem lebendigen Wechsel von Coulissen und Versetzstücken, wohin die ruhigen Auftritte, die bildlichen Darstellungen und Staatsactionen verwiesen sind; die großen Verhältnisse des Ganzen; das Ungewöhnliche des Sonnenlichts in der freien Luft; Alles das ist im Stande, unsere Phantasie zu angenehmer Thätigkeit aufzuregen. Auch trägt das religiöse Gefühl, das die meisten Zuhörer dabei empfinden, gewiß nicht wenig dazu bei.

Denkt man sich eine solche Bühne mit Allem ausgeschmückt, was unsere geschicktesten Decorateurs zu leisten im Stande sind, mit Werken, die irgend ein großes, historisches Drama auf ergreifende Weise, nach dem Zuschnitte dieser Passionsgeschichte, behandeln, und von Künstlern belebt, denen neben Talent und Bildung auch Eifer und Wahrheit nicht fehlen, so ist es leicht, an eine Regeneration der antiken Bühne zu glauben. Alle Erbärmlichkeiten des niedrigen Lebens würden von selbst ausgeschlossen bleiben müssen, man würde nicht immer nur nach Neuem haschen, um von hunderttausend Einwohnern einer Stadt nur fünfhundert gelangweilte Müssiggänger, reiche Prasser, oder eifernde Parteigänger auf Augen-

blicke anzuziehen; die ganze Volksmenge strömte dann hinzu, um das große, einzige Schauspiel zu genießen, und bevor diese nicht ganz daran gesättigt wäre, hätte man nicht Ursache, auf Wechsel zu sinnen. Für den Winter möchten dann unsere Schauspielhäuser gut genug seyn, mit den unbedeutenden Vaudevilles und Possen, um die vornehme Welt zu desennuyiren und dem Pöbel einen Spaß zu machen; dieß wären die eigentlichen Surrogattheater, deren Wirkung mit der des Sommertheaters durchaus nicht den entferntesten Vergleich aushielte.

Ich wünschte, daß in unserer Alles unternehmenden Zeit eine Gesellschaft von Actionären in irgend einer bedeutenden Stadt Deutschlands ein weites Amphitheater bauen ließe, daß sie dazu tüchtige Künstler, von guter Lunge und lebhaftem Ausdruck, engagirte, und vor Allem Immermann, Raupach, Holtei in's Interesse zöge; es könnte der bedeutendste Aufwand bestritten werden, da die Weite des Spectatoriums, bei den niedrigsten Eintrittspreisen, dennoch eine reiche Ausbeute geben müßte, und die ersten Stände ihre Logen und Sperrsitze für theures Geld so gut haben könnten, wie in den jetzigen Schauspielhäusern. Doch wäre es nöthig, wollte man so etwas in's Werk setzen, die Passion im Markte Mittenwalde vorerst mitanzusehen, um sich von der zweckmäßigen Einrichtung des Ganzen unterrichten zu können.

— Niemand widerspricht wohl, wenn vom Verfall der Bühnenkunst, von dem Unwesen und der Dumm-

heit, die dabei walten, gesprochen wird; nur eine sehr geringe Theilnahme zeigt sich noch für ihre Leistungen, und der Ernst des Lebens scheint auch diese bald gänzlich verschlingen zu wollen. Die Zeit der großen Schauspieler ist vorüber; die Aeltern welken dahin, und nur Seydelmann ragt aus den Jüngsten hervor, einsam und überdrüßig an Stoff und Umgebung im weitesten Sinne. Nichts ist geschehen bis jetzt, diesem Verfalle entgegenzuwirken. Von den Anstalten selbst, wie sie jetzt bestehen, ist nichts zu hoffen. Unternehmungsgeist, auf die Sucht nach Neuem vertrauend, muß hier der guten Sache zu Hülfe kommen. Ein ganz gewöhnlicher, gemeiner Hebel wird in diesem Falle das Höchste fördern helfen. Einige Schauspieler, deren Kunst nur darin besteht, durch Gesichterschneiden und Grimassen in sogenannten bürgerlichen Stücken weichliche Zuschauer von geschwächten Nerven in Angstschweiß zu versetzen, werden allerdings über Profanation und Entartung schreien, wenn auf den großen Tagestheatern, nach antikem Maßstabe, große Gefühle, erhabene Gesinnung, Heldenmuth, eine kolossale Tragik und Komik, durch großartigen Ausdruck in Wort und Gesang, vor einer Versammlung von Tausenden versinnlicht werden sollen; das neue Bedürfniß wird zwar keine neue Kunst, denn diese bleibt ewig dieselbe, wohl aber manch neues Bedingniß derselben nöthig machen.

Was ich hervorgerufen zu sehen wünsche, darf aber durchaus nicht mit dem verwechselt werden, was

gewinnsüchtige Theaterdirectoren hie und da unter dem Titel: „Theater im Freien“ versucht haben. Rohe, unförmliche Stücke, Zoten oder Räuberthaten und steifes Militärgepränge, erfunden, um eine einfältige Schaulust zu befriedigen. Diese Schauspiele allgemeiner zu machen, wäre überflüssig, und ich würde am Wenigsten ein Wort darüber verlieren. —

Einige Abende, nachdem ich der Aufführung der Passion in Mittenwalde beigewohnt hatte, sah ich den „Bauer als Millionair“ von Raimund, von einer Schauspielertruppe auf der Wanderschaft in dem schlechten Saale eines Wirthshauses spielen. Welch' ein Abstand! wie gemein, wie liederlich war Alles! Alle verdorbenen Aussprachen aller Provinzen Deutschlands wurden hier gehört; Niemand wußte seine Rolle, Alle blieben stecken; Coulissenreißerei, Ziererei, Zoten und plumpe Späße wurden debitirt als geschmackvolle Würze. Und wie frech war man mit dem Stücke umgegangen, welches allen Reiz der Decoration und des äußern Schmucks entbehren mußte, wodurch es seine besten Scenen eingebüßt hatte. Man gab eben nichts so, wie es von dem Dichter beabsichtigt worden war, und dabei machten sich alle Unarten des Publicums breit; man schrie und klatschte, und verlangte sogar „die Jugend“ von einem bejahrten Frauenzimmer mit kurzem Athem gegeben, solle das „Brüderlein fein“ da capo singen. Kurz, das Publicum benahm sich, als sey es das Publicum eines Hof- und Nationaltheaters. Ich konnte es nicht aushalten und mußte mich schon nach

dem zwiten Acte entfernen; dabei aber dachte ich unwillkührlich an meine frommen, fleißigen und wahrhaften Gebirgskünstler und an ihre ergriffenen und andächtigen Zuhörer, und meine Ueberzeugung wuchs, daß, wenn man vom Theater eine gewaltige Wirkung in jetziger Zeit erwarte, das übliche, handwerksmäßige Spiel verbannt und eine neue, freiere und künstlerischere Ansicht bei den Darstellungen gewonnen werden müsse.

Schluss.

Wir haben die äußerste Gränze erreicht, und ſind auf dem Wege nach Tyrol. Die Ausſicht war zu reizend, als daß wir ihr nicht hätten näher rücken ſollen.

Wir durchziehen ſchnell die herrlich romantiſchen Thäler des Inns, der Eiſack und der Etſch, und finden uns nun auf dem alten, weißen Thurme wieder, dem Ultenthale gegenüber, wo der Waſſerfall von der Höhe ſtürzt, und ſich Reben, Feigen, Pfirſiche und Melonen bis tief zur Etſch hinab, zu üppigen Lauben verſchlingen — auf demſelben Thurme, dem eigentlichen Standpuncte unſers Rundgemäldes — von dem wir unſere Blicke in die ferne Ebene hinabſandten. Die Wolken verhüllen ſie wieder — München verſchwindet — das Panorama iſt geſchloſſen. —

Die Manier, worin es ſich zeigte, iſt eben die Manier dieſer beſtimmten Gattung. Es wäre möglich, daß manches in einer Andern behandelt, ſich ver-

ſchieden von dem hier entworfenen Bilde gezeigt haben würde; es läßt ſich denken, daß eine wechſelnde Beleuchtung jedenfalls zur Milderung, zu ſanftern Schattirungen die Hand geboten hätte; aber mein Panorama wollt' ich am hellen Mittage ſkizziren, und bin daher beſtrebt geweſen, Alles recht klar und deutlich ſehen zu laſſen, auf die Gefahr hin ſo manchen ſchönen Effect zu verlieren.

Man ſchelte meine Arbeit übrigens nicht unvollſtändig, weil Vieles nicht erwähnt wurde, was in München Aufmerkſamkeit verdient. Man verdenke mir's nicht, daß ich Klenze nannte, ohne Gärtner, Zibland, Ohlmüller zu erwähnen, daß ich der Maler Bayer, Kaiſer, Lindenſchmidt, Hiltenſperger, Gaſſen und vieler Anderer nicht gedachte, daß ich weder Ringseis, Bayer, Puchta, Bader nannte, Schubert und Thierſch nur ein paar Mal ganz oberflächlich, und den berühmten Schelling ſogar nur als ſimpeln Spaziergänger zeigte. Aber ich verſprach keine Gelehrten- und Künſtlergallerie, ſondern ein Panorama; ich wollte einen Blick in Münchener Zuſtände werfen laſſen, und hiezu benutzte ich nur ſolche Perſönlichkeiten, die ſie mir erklären halfen, und ſich mir mit leichter Mühe darboten. Schelling's Philoſophie, Thierſch's état actuel de la grèce, und Schubert's Geſchichte der Seele, gehören nicht München an, und man kann in der Wirklichkeit eben ſo wie wir es in dieſem Buche gethan, die ganze weite Stadt und ihre Umgebungen durchſtreifen, und Augen

und Ohren nach allen Richtungen versenden, ohne nur im Entferntesten darauf hingeführt zu werden.

München ist in vieler Hinsicht ein merkwürdiger Platz, wenn gleich nicht in Jener, die eine gewisse Partei jetzt vor jeder Andern geltend machen will. Dieß war ich bemüht zu zeigen. Das Meiste was mit großen Mühen dort erstrebt wurde, kann dem Reisenden, der aus Italien rückkehrt, höchstens ein beifälliges Lächeln, keine Bewunderung abnöthigen *), aber München ist die erste deutsche Stadt, die sein Fuß betritt, hier zeigt sich ihm zuerst unser Leben, so eng, räucherig, emsig, entbehrend, ohne alle Oeffentlichkeit; er wird davor zurückscheuchen, es keines Blickes würdigen, unsere Sitten verspotten; diesen Wahn zu zerstören, ihm zu zeigen, daß bei der gerechtesten Anerkennung besserer Verhältnisse, das Poetische in unsern alltäglichsten Erscheinungen leicht wahrzunehmen ist, dieß war mein Vorsatz.

Um jeden Verdacht der Parteilichkeit zu entfernen, war ich offen und verhüllte weder die Gebrechen unserer Gesellschaft, noch die Anmaßungen, die sich von vielen Seiten darin bemerkbar machen; ich bemühete mich, zu zeigen, wie unzweckmäßig es sey, alles Volksthümliche zu zerstören, um etwas Anderes dafür an die Stelle zu setzen, was sich — um einen viel zu großen, wenn gleich sprechenden Vergleich anzuführen — wie das Pantheon auf der Frauenkirche ausnimmt. Und

*) Ich erinnere hier an Thorwaldsen's Aeußerung über die Bazar-Arcaden, und A.

noch ſchroffer begegnen ſich hier deutſche Sitten und baieriſche Lebensweiſe mit griechiſcher Kunſt; aber dennoch iſt eine Poeſie darin, und gerade da, wo ſie die Wenigſten ahnen.

Was in München zu rügen iſt, kann von vielen andern Städten Deutſchlands wohl auch gelten. Nur finden ſich nicht überall die Gegenſätze ſo gehäuft. Neben plumper Sitte, die höchſte Bildung, neben Mangel an Kunſtgefühl, bedeutende Kunſtleiſtungen, roher Dilettantism neben feiner Leidenſchaftlichkeit, Gelehrſamkeit und Unwiſſenheit, Armuth bei Aufwand, mittelalterlich Weſen bei modernem Treiben, franzöſiſche Sprache bei Franzoſenhaß, Entbehrung und Ueberfluß, Baierthum und Griechenthum, Bavaria und Hellas! —

Und warum ſollte es denn einmal nicht unter uns verſucht werden, von allem dieſem mit Wahrheit zu ſprechen? und nichts Anders dabei als wahr ſeyn zu wollen? Ich habe nicht pikant geſchrieben, das werden mir viele Leſer vorwerfen. Ich weiß wohl, daß das heute von dem Schriftſteller verlangt wird, der es wagt, über gegenwärtige Zuſtände offen zu ſchreiben. Aber man muß nicht mit aller Gewalt pikant ſeyn wollen; nach und nach könnte Einer und der Andere wohl wieder einen ruhigen Ton anſtimmen. Das „pikant ſeyn wollen“ ekelt wahrlich ſchon an. Jeder ſollte ſchreiben, wie es ihm ſein Talent, wenn er es wohl ordnet, eingibt, und ſoll alles Beſtreben, unmenſchlich geiſtreich zu ſeyn, die brillanten Antitheſen, Witzraketen u. ſ. w. weit von ſich halten. Die alten

Memoirenſchreiber, die an den franzöſiſchen Königshöfen, nur ganz nackt und trocken, die tollſten und gemeinſten Abenteuer, wie gewöhnliche Dinge aufzeichneten, haben ihrer Mitwelt wahrſcheinlich nur wenig Spaß gemacht, während ſie uns jetzt als die treueſten Spiegelbilder ihrer Zeit erſcheinen. Dieß iſt das Loos, das ich für mein Panorama erwünſche. Es ſey die treue Schilderung des Schauplatzes, von wo die neue Kunſt und das neue Griechenthum ihren Anfang nehmen ſollen, in dem Sinne derer, die unparteiiſch und ohne Schmeichelei darauf hinblicken. Dabei mußten allerdings Namen genannt, Perſönlichkeiten enthüllt werden, aber dem Verfaſſer iſt es nicht im Entfernteſten eingefallen, die jetzt ſo beliebte Scandal-Literatur dadurch vermehren zu wollen.

Ende des zweiten und letzten Theils.

Inhalt.

	Seite
Neue Kunst	5
Das Theater	55
Das Odeon	90
Dichter, Schriftsteller, Journalisten	92
Ein Künstlerleben	130
Der Bazar	149
Der Brillenschleifer	151
Schweiger	162
Der Harmlos	172
Kneipen	174
Caffeehäuser	186
Das Octoberfest	189
Walhalla für Baiern	214
Allerseelen, Weihnacht, Krippen, Geweihtes	216
Bei den Franziscanern	225
Graue Brüder und graue Schwestern	238

Seite

Münchener Nächte 240
Fremde 250
München vor den Thoren 260
Blicke in's Gebirge 270
I. Fischer-Lieſel 270
II. Kirchweih in Baieriſch-Zell 279
III. Die Paſſion 287
Schluß 304

In der Verlagshandlung dieſes Werkes ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Carl Spindler's

ſämmtliche Werke.

Gleichförmige Ausgabe in 8. Velinpapier.

Sechzehnter und ſiebenzehnter Band:

Winterſpenden.

Erzählungen und Novellen.

3 Rthlr. oder 6 fl.

* * *

Achtzehnter bis zwanzigſter Band:

Die

Nonne

von

Gnadenzell.

Sittengemälde des fünfzehnten Jahrhunderts.

5 Rthlr. 6 gr. oder 9 fl.

* * *

Ein- und zweiundzwanzigſter Band:

Eugen von Kronſtein

oder

des Lebens und der Liebe Masken.

2te Auflage.

2 Rthlr. 6 gr. oder 4 fl.

* * *

Drei- und vierundzwanzigſter Band:

Lenzblüthen.

Erzählungen und Novellen.

4 Rthlr. oder 7 fl.

* * *

Fünfundzwanzigſter Band:

Freund Pilgram.

1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

* * *

Sechs- bis neunundzwanzigſter Band:

Der Jude,

3te Auflage.

4 Bände. 8. 7 Rthlr. oder 12 fl.

Hallberger'ſche Verlagshandlung.